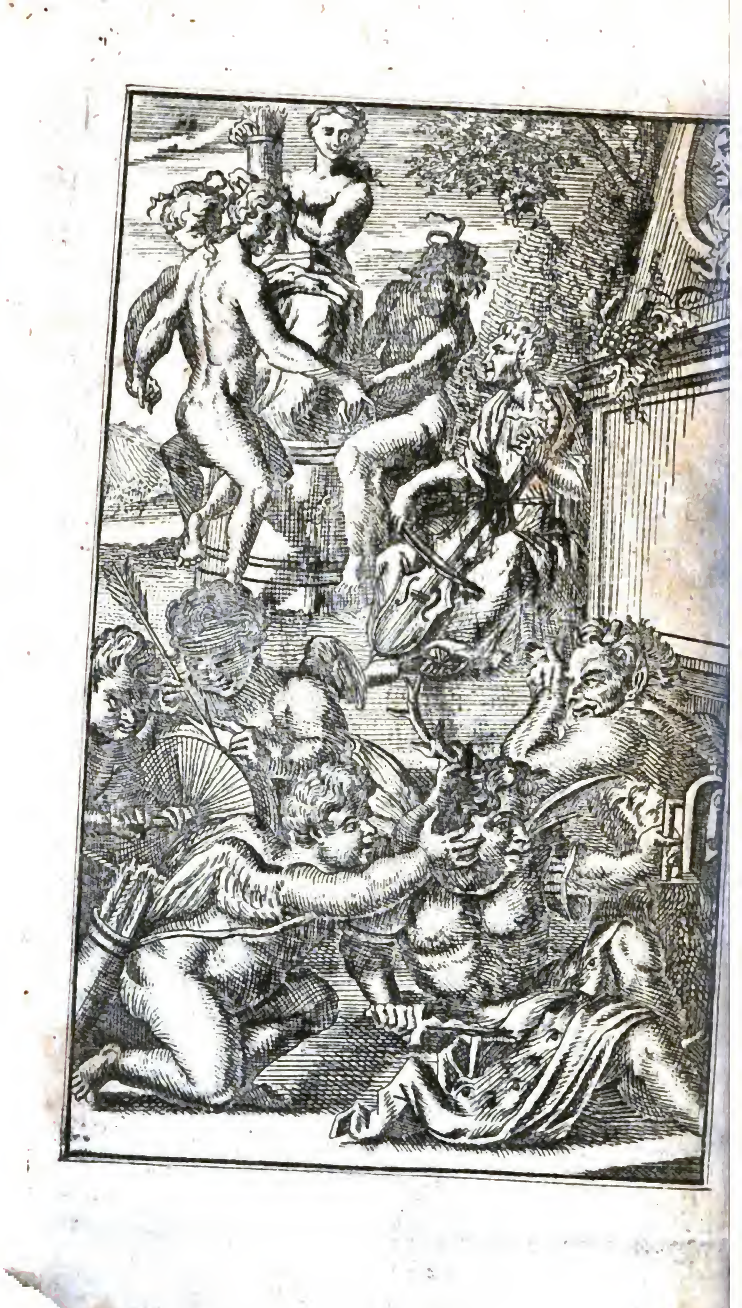
Thos. A. Janvier
April 11, 1889



Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

Erster Theil.

1772.



Ein Roskamm kommt nach Neapolis, daselbst Pferde zu kaufen, hat in einer Nacht drey verdrüßliche Zufälle, wickelt sich aus allen heraus, und erobert dabey einen Rubin von grossen Werthe.

Vor diesen war zu Peruse ein junger Pferdehändler, Namens Andres; dieser hatte erfahren, daß die Pferde zu Neapolis wohlfeil wären, dahero reisete er mit 500 Thl. in Golde dahin, welche zu kaufen. Weil er nun niemahls weggekommen war, so reisete er mit andern Kaufleuten von seiner Bekanntschaft, und kam einen Sontag

Abends zu Neapel an. Den Morgen darauf gieng er auf den Pferdemarkt, besahe sehr viel Pferde, welche ihm gefielen. Er feilschte sie alle und kaufte keines davon, weil man des Preises wegen nicht konte einig werden. Er setzte sich als ein junger einfältiger Mensch in den Kopf, daß man glaube, er habe kein Geld, die Pferde, die er feilschte, zu bezahlen; um nun das Gegentheil davon zu zeigen, so zog er seine Gold-Börse alle Augenblicke heraus. Eine junge Sicilianische Curtisane, die sehr schön und vor eine Wenigkeit zu jedermans Diensten bereit war, sahe im vorbey gehen diese volle Börse, sie dachte sogleich bey sich, daß ihr diese recht wohl würde zu statten kommen, und ging vorbey, ohne daß Andres darauf acht gab. Die junge Curtisane war von einer alten begleitet, welche, da sie den Andres sahe, sogleich lief, ihn zu umarmen, und ihm tausend Höflichkeiten zu erzeigen. Andres wunderte sich anfangs über die Anrede der alten Sicilianerin, da er sich aber besonnen, daß er sie kennete, so erwieß er ihr auf ihre Freundschafts-Bezeigungen ein gleiches, versprach auch sie zu besuchen, und nachdem er sich bey ihr entschuldiget, daß er nicht länger mit ihr reden könte, so gieng er zurück, Pferde zu feilschen. Da die Alte wieder zu der Jungen, der die Börse so sehr am Herzen hing, kam, so fragte sie diese, wer der Mensch wäre, wo er her käme, was er in der Stadt machte, und woher sie ihn kennete? Die Alte, die sich nichts besorgte, antwortete auf alle ihre Fragen; und nachdem sie ihr von seinem Vater erzählet hatte, bey welchem sie, wie sie sagte, in Sicilien, und hernach auch zu Peruse gewohnet

wohnet hatte, so fiel sie auf sein Geschlechts-Register. Gleichwie nun alte Leute gerne reden, so nennete sie ihr seine ganze Freundschaft her. Die Verschlagene hatte allzu vielen Antheil daran, daß sie alle diese Nahmen nicht behalten, oder einen davon hätte vergessen sollen; denn sie hatte schon im voraus überleget, wie sie sich deren bedienen wolte. Da sie wieder nach Hause gekommen waren, so war das erste, was sie that, daß sie der Alten auf den ganzen Tag zu thun gab, damit sie nicht Zeit hätte, den Andres zu besuchen. Sie hatte eine kleine Magd, welche sie wohl zu unterrichten Sorge getragen hatte, und die sich auf dergleichen Bothschaften vortreflich verstund. Sie sagte ihr ihre Meynung, und schickte sie gegen Abend in Andresen sein Quartier. Da sie dahin kam, so war Andres ganz allein an der Thür. Sie redete ihn an, und fragte ihn, ob er nicht einen Menschen von Peruse kennete. Nachdem er ihr geantwortet, daß er es selbst wäre, so sagte s. ihm ganz sachte: Mein Herr, es wolte gern eine Jungfer in dieser Stadt einen Augenblick mit ihnen sprechen, wenn es ihnen gefällig wäre. Als Andres diese Anrede gehöret hatte, so schöpfte er die beste Meynung von sich, hielt sich vor sehr schön, und bildete sich sogleich ein, daß die Dame in ihn verliebt sey, gleich als wenn er der schönste Mensch von Neapel gewesen wäre, und antwortete augenblicklich, daß er bereit wäre, zu ihr zu kommen, wenn er nur wüste, wenn, und wo. Anjezo gleich, wenn es ihnen gefällt, versetzte die Magd. Andres sagte zur Magd, daß sie nur fortgehen solte, und daß er ihr sogleich nachfolgen wolte,

 ohne

ohne daß er seinem Wirth erst etwas davon sagte. Durch eine so gute Wegweiserin geleitet, kam er in der Strase von Maupertius, wo die Schöne wohnete, an; ein Nahme, welcher an sich schon anzeigete, wie ehrlich die Strase wäre. Andres, der sich nichts übels vermuthete, glaubte an einen ganz ehrbahren Ort zu gehen, und mit einer galanten Frau zu thun zu haben, gieng ohne Widerwillen hinein. So bald die Magd gerufen hatte, daß Andres da wäre, so erschien die Frau oben an der Treppe, ihn zu empfangen. Diese Frau war jung, schön, von vortreflicher Leibesgestalt, und ziemlich wohl gekleidet. Sie fiel dem Andres um den Hals, und redete lange Zeit kein Wort, gleich als wenn sie ihre übermäßige Liebe verhindert hätte zu reden: Hierauf fing sie an zu weinen und umarmete ihn von neuen: Seyd willkommen, mein lieber Andres, sagte sie mit einer entzückenden Stimme zu ihm: Hierauf nahm sie ihn bey der Hand, führete ihn in einen hohen Saal, und ließ ihn, ohne weiter ein Wort zu reden, in ihr Zimmer gehen. Dieses war mit Rosen und Orange-Blüthen bestreuet, und mit allerhand wohlriechenden Sachen ausgeräuchert. Es war daselbst ein so prächtiges Bette und so kostbahre Meublen und Kleider, daß Andres, der nicht gewohnt war so schön ausgezierte Zimmer zu sehen, nicht zweifelte, daß er mit einer vornehmen Dame zu thun habe. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so redete sie ihn folgender gestalt an:

Ich zweifele nicht, mein lieber Andres, daß ihr euch über meine Liebkosungen und Thränen wundert, weil

weil ihr mich nicht kennet, und vielleicht auch von mir niemals habt reden hören. Ihr werdet euch aber noch mehr wundern, wenn ich euch werde gesaget haben, daß ich eure Schwester bin. Ich habe mit dem grösten Verlangen gewünschet alle meine Brüder zu sehen; da mir nun Gott die Gnade erzeiget, einen davon zu sehen, so will ich nunmehro vergnügt sterben, wenn es Gott gefallen wird mich abzufordern. Und weil ihr vielleicht niemahls davon habet reden hören, so erlaubet mir, euch davon zu unterhalten. Peter, mein und euer Vater, wohnete lange Zeit zu Palermo, weil er nun gut und höflich war, so machte er sich daselbst viel Freunde. Unter andern hatte meine Mutter, welche eine Frau von Ansehen und damahls eine Wittwe war, viel Liebe vor ihn. Sie wurden endlich so gute Freunde, daß meine Mutter schwanger ward, und mich gebahr. Einige Zeit hernach sahe sich unser Vater genöthiget Palermo zu verlassen und nach Peruse zurück zu kehren, er ließ also meine Mutter und mich, da ich nur noch ein Kind war, in Sicilien, und ich weiß nicht, ob er jemahls wieder an die Mutter und an das Kind gedacht hat. Er verfuhr hierinne ein wenig hart, jedoch will ich dieses mit aller Hochachtung, welche ich seinem Andenken schuldig bin, gesagt haben; denn ohne von der Liebe zu reden, welche er vor mich als seine Tochter hätte haben sollen, hätte er doch die Mutter, welche ihn, ohne ihn viel zu kennen, zum Herrn von ihrer Person und Gütern gemacht hatte, auf diese Art nicht verlassen sollen. Aber, was ist zu machen? Es ist viel leichter ein vergangenes Unglück zu verachten, als

zu verbessern. Da ich gros worden war, so verheirathete mich meine Mutter, die Vermögen hatte, an einen reichen Edelmann von dem Hause der Gergenten, welcher aus Liebe zu meiner Mutter und zu mir nach Palermo zog. Weil er nun ein eyfriger Anhänger des Hauses der Guelphen war, so war er kaum zu Palermo angelanget, als er anfing mit dem König Carl ein geheimes Bündnis zu machen. Friedrich, der König von Arragonien, erhielt von allem Nachricht, ehe man noch etwas ausführen konte, und mein Mann sahe sich genöthiget, Sicilien zu der Zeit zu verlassen, da ich mich vor die vornehmste Frau dieser Insel hielt. Wir nahmen mit, was wir konten, welches in Vergleichung dessen, was wir zurück liessen, gewiß wenig war, und flohen hieher, da der König Carl wegen des Verlusts, den wir um seinet Willen erlitten haben, uns einigermassen schadlos zu halten, die Gütigkeit gehabt hat. Er hat uns ein Haus in der Stadt und eins auf dem Lande gegeben, und überdieses hat er meinem Manne eine gute Pension angewiesen. Sehet, mein lieber Bruder, dieses ist die Ursache, warum ich hier bin, wo ich, Gott sey Dank, das Vergnügen habe, euch anjetzo zu sehen. Indem sie dieses sagte, so fiel sie ihm nochmals um den Hals, und fing an ihn von neuen zu umarmen. Andres, der eine Fabel mit so viel Ordnung von einer Person, welche fertig und anmuthig redete, erzählen hörete, überdies sich erinnerte, daß sein Vater zu Palermo gewohnet hatte, und vielleicht auch von den Liebkosungen und Freundschafts-Bewegungen dieser Frau gerühret war, zweifelte gar nicht an der

Wahr-

Wahrheit dessen, was sie sagte. Nehmet nicht übel, Madame, sagte er in dieser Meynung zu ihr, wenn ich mich über alles dieses wundere. Ich kenne euch eben so wenig, als wenn ihr niemals gewesen wäret: Mein Vater hat niemals weder von eurer Mutter, noch von euch geredet, oder wenn er es ja gethan hat, so habe ich nichts davon gehöret. Dieser unvermutete Zufall ist mir um so viel angenehmer, daß ich eine Schwester antreffe, welche ich mir gar nicht vermuthete. Aber, helfet mir doch aus einer Sache. Woher habt ihr gewust, daß ich in der Stadt sey? Eine gute Frau, welche offt hierher kommt, antwortete sie, hat mirs gesagt. Sie hat mir erzählet, daß sie lange bey eurem Vater zu Palermo und zu Peruse gewohnet hätte. Im übrigen würde ich zu euch gekommen seyn, euch zu besuchen, wenn ich nicht vor anständiger gehalten hätte, euch zu mir kommen zu lassen, als euch bey einem Fremden zu besuchen. Hierauf fragte sie nach allen ihren Verwandten, was sie machten, welche sie auch, einen nach dem andern nennete. Andres antwortete auf alles, und blieb mehr als jemals überzeugt, daß kein Betrug darhinter stecke. Weil nun die Unterredung lange gewähret hatte, und die Hitze gros war, so wurde Andres mit griechischem Weine und mit Gebackenen bewirthet. Nach dieser Gasterey schickte er sich an, ins Wirthshaus speisen zu gehen: sie stellete sich aber darüber sehr aufgebracht zu seyn, und sagte zu ihm gleichsam Vorwurfs-weise: Ihr gebet nur allzuwohl zu erkennen, daß ihr euch nicht viel aus mir machet. Ihr seyd bey einer Schwester, welche ihr niemahls gesehen

hattet, und bey welcher, wenn ihr in die Stadt kom-
met, ihr hättet abtreten sollen, und ihr wollet in das
Wirthshaus essen gehen. Mit eurer Erlaubnis, das
wird nicht geschehen, und ihr sollet mit mir speisen.
Mein Mann ist nicht zu Hause, ich werde aber den-
noch nicht unterlassen, euch eine kleine Weiber-Mahl-
zeit zu geben. Sie nöthigte ihn sehr stark, und Andres
entschuldigte sich mit nichts anders, als daß er sagte,
daß sein Wirth, welcher nicht wüste wo er wäre, mit
dem Abendessen auf ihn wartete. Wenn es weiter
nichts ist als dieses, antwortete sie, ich will ihm sagen
lassen, daß er nicht auf euch warte. Aber habet ihr
nicht, setzte sie hinzu, etwa einen guten Freund, wel-
chen ihr hier haben wollet? Dieses würde eine Gesell-
schaft bey Tische und beym Weggehen seyn. An-
dres antwortet, daß er auf diesen Abend niemand an-
ders als sie allein verlangete; und weil sie sich ent-
schlossen hätte ihn bey Tische zu behalten, so wäre er
auch entschlossen alles zu thun, was sie verlangte.
Nach einem langen Gespräche setzte man sich zu Ti-
sche. Die Schöne stellete es so an, daß die Mahl-
zeit bis in die späte Nacht verzögert wurde. Nach-
dem man abgetragen hatte, so wolte Andres wegge-
hen; seine liebreiche Schwester aber setzte sich stark
darwider, und sagte, daß Neapel keine Stadt wä-
re, da ein Fremder des Nachts herum gehen müs-
se; und daß er sich im übrigen seines Wirths wegen
nicht bekümmern solte, weil sie hätte sagen lassen,
daß er weder zum Abendessen kommen noch da schla-
fen würde. Andres ließ sich fangen, wie er das er-
stemahl gethan hatte, und redete nicht mehr vom
wegge-

weggehen. Da nun ein guter Theil der Nacht mit Reden von verschiedenen Sachen vergangen war, so lies sie den Andres im Zimmer mit einem Knaben, der ihn bedienen solte, und gieng mit ihren Weibern weg. Es war heiß, deswegen zog Andres, da er sich alleine befand, seine Hosen aus und legte sie hinter das Kopf-Küssen, und behielt weiter nichts als seinen Latz an. Da er nun in diesem Zustande war, so wolte er gern seine Nothdurfft verrichten, und fragte den Knaben, wo das heimliche Gemach wäre. Da drinnen, mein Herr, antwortete der Knabe; indem er ihm eine Thür zeigete, welche in einem Winkel war. Andres machte auf, ging hinein, und indem er sich auf den Sitz setzen wolte, so trat er auf eine Fall-Thüre und fiel in die Gold-Grube hinunter. Ob er nun gleich hoch genug fiel, so that es ihm doch nichts, sondern er kam mit ein wenig Geschmiere davon. Andres rufte den Knaben; bekam aber keine Antwort. Er hatte ihn fallen hören, und war augenblicklich hingelaufen, die Dame davon zu benachrichtigen. Sie lief in die Kammer, suchte die Kleider ihres vermeintlichen Bruders, und fand sie mit der Börse, welche er aus Mistrauen beständig bey sich trug, und welche die Ursache dieser nunmehro geendigten Comödie gewesen war; und schloß die Thür des Secrets wieder zu. Andres, welcher anfing verdrießlich zu werden, ruffete immer noch seinen Knaben: weil ihm aber niemand antwortete, so fing er an, wiewohl ein wenig zu späte, zu glauben, daß er betrogen wäre. Um sich nun aus einem solchen garstigen Ort weg zu machen, so stieß er einige Bre-

tter

ter ein, und kam in einen kleinen Gang zwischen den Häusern, an dessen Ende eine kleine Mauer war, auf welche er stieg, und von da auf die Gasse sprang. Er kannte das Haus sehr wohl, rufte und pochte aus allen seinen Kräften: aber das war alles vergebens. Da er nun endlich an der Betrügerey nicht mehr zweifelte, so stieß er verschiedene Klagen über den geschwinden Verlust seines Geldes und seiner Schwester aus, und fing wieder von neuen an zu schreyen und zu pochen. Der Lärm war so gros, daß die Nachbarn erwachten und aufstunden. Unter andern kam auch eine Magd von der Dame auf den Lärm ans Fenster, stellete sich schläfrig und sagte mit einer heisern Stimme: Wer ist es, wer ist unten. Hela, kennest du mich nicht, antwortete Andres? Ich bin Andres, der Bruder der Madame Fleuer de Lis. Guter Mensch, du hast zu viel getrunken, antwortete die Magd. Geh schlafen, und komm morgen wieder. Ich weiß nicht, wer Andres ist; das weiß ich aber wohl, daß du Thorheiten begehest. Geh fort, ich bitte dich, und laß uns schlafen. Du stellest dich sehr unwissend, antwortete Andres. Wenn die Freunde von Sicilien so handeln, und in so kurzer Zeit verschwinden, so gib mir meine Kleider, und ich will gerne gehen. Du träumest, guter Mensch, du träumest, antwortete sie lächelnd, und machte das Fenster wieder zu. Andres, der keine Hülfe mehr sahe, dachte zu verzweifeln, und machte noch mehr Lärm als zuvor. Die Nachbarn, welche sich wieder nieder geleget, und geglaubet hatten, daß man der Dame einen Possen erweisen wolte, stunden auf diesen zweyten

Lärm

Lärm wieder auf, kamen ans Fenster und sagten: Das ist doch schändlich, um diese Zeit zu kommen und eine ehrliche Frau beschimpfen zu wollen. Guter Mensch, geh in Gottes Nahmen fort und laß uns schlafen. Wenn du mit dieser Frau was auszumachen hast, so komm morgen wieder und spare uns den Verdruß über dein Schreyen auf diese Nacht. Zu gleicher Zeit kam ein Prahlhans und Liebster von der Dame, welchen Andres weder gesehen noch gehöret hatte, ans Fenster, und fragte mit donnernder Stimme, wer unten wäre? Ich bin der Bruder der Frau dieses Hauses, antwortete Andres ganz erschrocken. Was hält mich ab, versetzte der Prahlhans, dich so lange zu prügeln, bis du dich fortpackest? Schelm, Saufaus, Kobolt, bist du nur da, andere Leute in der Ruhe zu stören? Und indem er dieses sagte, machte er das Fenster wieder zu. Andres, welchen eine so erschreckliche Stimme erschrecket hatte, ging fort, und glaubte den Nachbarn, welche ihm riethen, sich nicht umbringen zu lassen. Er gieng also zurück, wo er hergekommen war, und weil er selbst vor Gestank nicht bleiben konte, so wollte er nach dem Meer zugehen und sich waschen. Kaum war er zweyhundert Schritte weit, als er zwey Menschen wahrnahm, welche mit einer Diebes-Laterne gerade auf ihn loskamen. Er hielt sie vor Leute von der Nachtwache, und da er nicht in ihre Hände fallen wolte, so entdeckte er eben zu rechter Zeit ein verfallenes Gebäude, wo er hinlief, sich zu verbergen. Einen Augenblick darauf kamen die zwey Menschen auch dahin, und blieben ganz nahe bey ihm stehen. Sie hatten, ich weiß nicht wie viel

Brech-

Brecheisen bey sich, und fingen an selbige bey dem Schein der Laterne zu durchsuchen. Indem sie von ein und den andern Dinge redeten, so sagte einer von ihnen zu seinem Camerad: Riechest du nichts? Es ist hier ein entsetzlicher Gestank. Da er das gesagt hatte, so sahen sie hier und da hin, und sahen endlich diesen Unglücklichen, der sich so klein machte, als es ihm möglich war. Sie redeten ihn an, fragten ihn, wo er herkäme, und wer ihn in diesen Zustand gesetzet hätte? Andres erhohlte sich ein wenig, und erzählete ihnen seine ganze Begebenheit. Man muß sich über alles trösten, guter Freund, sagten sie zu ihm, und sich seines Schadens zu erhohlen suchen. Du bist glücklich genug, mit deinem Gelde nicht das Leben verlohren zu haben. Hierauf giengen sie weg, um mit einander insgeheim zu reden, und da sie zurück kamen, so sagten sie: Du daurest uns. Wir haben diese Nacht einen Streich auszuführen, wenn du mit gehen wilt, so wirst du dich vor das, was du verlohren, wohl bezahlt machen. Andres, der in Verzweifelung war, und nicht wuste, wo er sich hinwenden solte, antwortete ohne Bedenken, daß er alles thun wolte, was sie verlangten. Den Tag vorher hatte man den Erzbischof von Neapel mit reichen Kleidern und einem Rubin am Finger, welcher mehr als 500. Ducaten werth war, begraben. Ihre Absicht war, das Grab zu berauben. Sie nahmen also ihr Werkzeug wieder, und gingen auf die Cathedral-Kirche los. Auf dem Wege sagte einer von ihnen zum Andres: Du stinkst so sehr: Solte man kein Mittel finden, dich zu waschen? Da sind

wir

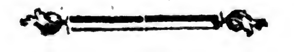
wir ja bey einem Brunnen, antwortete der andere. Ich habe jederzeit ein Seil mit einem Eymer daran gesehen, wir wollen ihn bald gewaschen haben. Da sie zum Brunnen kamen, so fanden sie wohl das Seil, aber keinen Eymer. Es ward also beschlossen, daß er sich an das Seil anhalten solte, um in den Brunnen gelassen zu werden; und wenn er sich gewaschen hätte, solte er an dem Seile schütteln, so wolten sie ihn wieder heraufziehen. Sie hatten ihn kaum hinunter gelassen, so sahen sie Leute von der Stadtwache, welche just auf sie los kamen. Sie erschracken und nahmen die Flucht. Einer von denen, welche kamen, war durstig, und wolte Wasser schöpfen. Der Widerstand, welchen er fand, machte ihn glaubend, daß dieses der Eymer wäre, welchen er voll Wasser herauf zöge. Andres war kaum herauf, so ließ er das Seil los und hielt sich an dem Rande des Brunnens an. Die andern erschracken entsetzlich, und glaubten den Teufel herauf gezogen zu haben und nahmen geschwind die Flucht. Da Andres heraus war, so sahe er sich überall um, sahe aber nichts: Da er aber ein wenig fortgegangen war, so begegnete er seinen Cammeraden, welche ihm zu helfen zurück kamen. Als sie ihn gefraget, wer ihn aus dem Brunnen gezogen hätte, so antwortete er, daß er es nicht wüste, und erzählete ihnen, wie die Sache zugegangen wäre. Die andern sagten ihm gleichfals die Ursache ihrer Flucht, und durch wen er wäre aus dem Brunnen gezogen worden.

Weil es schon Mitternacht war, so machten sie sich geschwinde fort, und gingen gerade auf die große Kirche loß, und kamen ohne sonderlich viele Mühe hin-

ein. Das Grab des Erzbischofs war von grossen Marmor-Steinen. Vermittelst ihrer Brecheisen und Handanlegung aber fanden sie ein Mittel, das oberste wegzunehmen, und es auf die Art zu stützen, daß ein Mensch ganz leicht hineinkommen konte. Nun war nur noch die Frage, wer es thun solte. Weil es aber ein jeder von sich ablehnete, so sagten die zwey zum Andres, Hund du sollt es thun, oder wir wollen dir den Hals brechen. Andres fürchtete, sie möchten ihr Wort halten, daher entschloß er sich und kroch hinein. Andres dachte bey sich selbst, diese Galgendiebe könnten mich doch wohl betrügen. Wenn ich so närrisch bin ihnen alles zu geben, so werden sie sich gewis fortmachen, und werden mir zur Belohnung weiter nichts, als die kleine Ehre ihnen gedienet zu haben, lassen. Man muß hier seinen Verstand brauchen, und sich selbst bezahlt machen. Hier erinnerte er sich eben zu rechter Zeit an den Ring des Erzbischofs, welchen er nahm und wohl verwahrete. Hierauf nahm er den Bischofs-Huth, den Bischofs-Stab, und alle seine andern Sachen bis aufs Hemde, gab alles seinen Cameraden, und sagte ihnen, daß dieses alles wäre. Diese fluchten wie die Teufel, daß der Ring da seyn müste, und ermahneten ihn sehr, alles wohl durchzusuchen. Da sie endlich über das viele unnütze Suchen verdrüßlich geworden waren, so nahmen sie boshafter weise die Stütze, welche den Stein aufhielte, weg, und liessen ihn im Grabe eingesperret stecken. Er bemühete sich, wiewohl vergebens, den Stein mit dem Kopfe aufzuheben. Da er nun von Arbeit ermüdet und von Furcht halb todt war, auch in diesem Grabe elendiglich umzukommen vermuthete, so hörete er in der Kirche reden.

Dieses

Dieses waren Leute, welche auch den Todten zu bestehlen herkamen. Andres hielt sich vor verlohren; da er aber ein wenig wieder zu sich selbst gekommen war, so entschloß er sich, das Ende seines Schicksals geduldig abzuwarten. Diese letztern hoben den Stein in die Höhe, wie die vorigen gethan hatten, und erregten über das hinein kriechen gleiche Schwierigkeiten, wie die vorigen. Nach vielen Streiten sagte endlich ein Priester: Ha! ihr seyd wohl herzhafte Leute. Glaubet ihr, daß die Todten die Leute fressen? Ich will wohl hinein kriechen. Und indem er dieses sagte, steckte er die Füsse in das Grab, um sich nachgehends vollends hinein zu lassen. Da Andres dieses sahe, so stund er auf, nahm den Priester bey dem Fusse, und wollte ihn herunter ziehen. Der Priester fing an zu schreyen und rafte alle seine Kräfte, welche die Furcht zerstreuet hatte, zusammen, um sich von den Händen des Teufels los zu reissen. Die andern erschracken darüber und nahmen die Flucht, als wenn ihnen hundert Teufel nachgelaufen wären. Der Priester folgte ihnen, ohne an das Thür zu machen zu gedenken, sogleich nach. Andres wunderte sich darüber, ging aus dem Grabe und aus der Kirche, auf eben dem Wege, als er dahin gekommen war. Er lief durch die Stadt, ohne zu wissen, wohin; und da der Tag angebrochen war, so besann er sich, und fand sich in seinem Quartiere wieder ein, wo ein jeder seinetwegen in Sorgen stund, da man nicht wuste, wo er hingekommen war. Er erzählete seine Zufälle, und der Wirth rieth ihm, ohne Verzug nach Peruse zurück zu kehren; welches er auch mit seinem Rubin that.





Mazet von Lamporechio stellet sich stumm, wird Gärtner in einem Nonnen-Closter, und die Nonnen wollen alle von ihm bedienet seyn.

Es ist ein grosser Irthum, wenn man sich einbildet, daß ein Mädgen, so bald sie eine Nonne geworden, weder Leidenschaften noch Begierden mehr habe, und von nichts als Gottesfurcht voll sey. Der Müßiggang und der Zwang bringen oft in einem Closter traurigere Würkungen hervor, als in der Welt. Da einem in der Welt mehr daran liegt, seinen guten Nahmen zu erhalten, so ist man auch sorgfältiger, alles

les, das zu vermeiden, was ihn verletzen kan; und es ist gewiß sehr übel gesprochen, wenn man sagt, meine Tochter ist eine Nonne, folglich ist sie auch heilig. Vor diesem war, und es ist auch noch anjetzo, in diesem Lande ein Nonnen-Closter, welches seiner Heiligkeit wegen berühmt genug war, und welches ich um dessen guten Ruf zu schonen, nicht nennen will. In diesem Closter waren dazumal in allem acht Nonnen, die Aebtißin mit darunter begriffen. Sie hatten einen alten Gärtner, welcher ihnen nicht mehr dienen wolte, weil ihm der Lohn zu schlecht war. Er rechnete also mit ihrem Haus-Verwalter zusammen, und begab sich in das Dorf Lamporechio, wo er her war. Alle seine Nachbarn erwiesen sich höflich gegen ihn, und unter andern auch Mazet, ein junger lustiger Pursche, der stark, dicke und vor einem Menschen vom Lande noch ziemlich wohl gebildet war, dieser fragte ihn, wo er so lange gewesen wäre. Nuto (dieses ist der Nahme des Alten) antwortete, daß er bey diesen Nonnen gewohnet hätte. Und was hattet ihr denn da zu thun, erwiederte Mazet? Nuto antwortete wieder, in einem schönen und grossen Garten, welchen sie haben, zu arbeiten, und bisweilen Holz zu tragen. Mit meiner Arbeit war ich noch so ziemlich zufrieden, mit dem Lohne aber, daß ich bekam, ganz und gar nicht, denn es war würklich so geringe, daß es kaum hinreichend war, mir Schuhe zu kaufen. Ueber dieses waren alle diese Nonnen jung und verteufelt wilde. Ich habe wohl zwanzigmahl gedacht, ich müste närrisch werden. Eine jede wolte befehlen, und was der einen recht war, war der andern wiederum nicht gelegen; kurz, sie mach-

machten mich beständig böse. Ihr Haus-Verwalter bath mich, da ich wegging, ihnen jemand zuzuweisen, wenn ich jemanden fände; Aber Gott bewahre mich, daß ich jemanden an einen so üblen Ort schicken sollte. Da Mazet dieses hörete, so dachte er bey sich, das wäre was vor dich, und ich würde mich sehr betrügen, wenn ich meine Sachen nicht gut machen wolte. Unterdessen hielt er doch davor, daß er dem Nuto seinen Vorsatz verheelen müsse, und sagte zu ihm, daß er sehr wohl gethan hätte, daß er weggegangen wäre; daß man niemals mit den Frauensleuten zurechte käme, weil sie die meiste Zeit nicht wüsten, was sie haben wollten. Da Nuto weg war, so fieng Mazet an Mittel ausfündig zu machen, die Sache auszuführen. Der Dienst machte ihm keine Sorge, er war im Stande, demselben vollkommen Genüge zu leisten. Er befürchtete nur, daß er nicht möchte angenommen werden, und daß man ihn vor allzu jung und munter halten möchte. Er machte endlich ein Mittel ausfündig, welches ihm glückte. Das Closter war von seinem Orte weit entfernet, und weil ihn da niemand kennete, so beschloß er sich zu zeigen, und sich stumm zu stellen. Da er angekommen war, ging er mit seiner Axt hinein, und fand zu seinem Glück den Haus-Verwalter im Hofe, von welchem er durch Zeichen zu essen verlangte, und zu verstehen gab, daß wenn man Holz vor ihn zu machen hätte, er gerne arbeiten wolte. Der Haus-Verwalter gab ihm zu essen, und zeigete ihm alte Stöcke, welche er gar bald in Stücken zerhauen hatte. Da dieses geschehen war, so führete er ihn ins Holz, und gab ihm zu ver-

verstehen, daß er welches hauen und ins Closter tragen solte. Weil der Haus-Verwalter beständig Arbeit hatte, und mit dem Stummen ziemlich wohl zufrieden war, so ließ er ihn verschiedene Tage arbeiten. Da ihn die Aebtißin gesehen hatte, so fragte sie, was das vor ein Mensch wäre. Es ist ein armer Stummer, antwortete der Haus-Verwalter, welcher letzthin hieher kam, Almosen zu bitten, und welchem ich allerhand im Hause nöthige Sachen zu thun gegeben habe. Ich bin mit seiner Arbeit wohl zu frieden. Wenn er im Garten arbeiten könte und hier bleiben wolte, so glaube ich, daß man gute Dienste von ihm zu gewarten hätte; denn er scheinet gar willig zu seyn, und überdieses haben wir einen Gärtner nöthig. Ich finde, daß er ein ganz guter Mensch ist, und man wird nicht zu befürchten haben, daß er sich mit unsern Nonnen zu sprechen aufhalten wird. Ihr habt recht, antwortete die Aebtißin. Sehet zu, ob er im Garten arbeiten kan, und bemühet euch, ihn hier zu behalten: Man kan ihm etwa ein paar alte Schuhe und andere alte Sachen geben. Man war mit der Garten-Arbeit des Mazets eben so zufrieden, als man es mit den übrigen gewesen war. Der Haus-Verwalter fragte ihn durch Zeichen, ob er im Closter bleiben wolte, und Mazet gab ihm gleichfals durch Zeichen zu verstehen, daß er es nicht besser wünschete.

Waren die Nonnen nicht alle schön, so waren sie doch zum wenigsten alle jung und lustig. Sie gingen oft, den Mazet arbeiten zu sehen und machten sich ein Vergnügen, ihm einige kleine Possen anzuthun. Die Aebtißin, welche glaubte, daß weiter nichts als

 die

die Sprache zu befürchten wäre, machte sich nicht viel daraus. Als er nun eines Tages viel gearbeitet, und auszuruhen sich niedergeleget hatte, und sich stellete, als wenn er schliefe, so blieben zwey junge Nonnen, welche spatzieren gingen, ihn zu betrachten, bey ihm stehen. Ihr wisset wohl nicht, mein liebes Schwesterchen, was mir einfält, sagte die eine? wir wollen diesen Geck in das Häuschen führen, um zu erfahren, wie wir sind gemacht worden. Was saget ihr, Schwesterchen, versetzte die andere? Wisset ihr nicht, daß wir das Gelübde der Keuschheit gethan haben? O man thut so viel andere Gelübde, die man nicht hält, antwortete die erste. Aber wenn wir nun schwanger würden, fing die andere wieder an. Ach Schwestergen, fuhr die erste fort, daß heißt sich vor der Zeit in Unruhe setzen. Wenn dieses geschehen solte, so werden wir Zeit genug haben auf Mittel zu denken. Wir wollen uns nur die Gelegenheit zu Nutze machen. Wir haben mit einem Menschen zu thun, der wider seinen Willen verschwiegen seyn wird, und wenn wir es nur auch sind, so haben wir kein Aufsehen zu befürchten. Es schläft alles im Closter: das Häuschen ist dichte und finster; aus Furcht aber von ohngefähr überfallen zu werden, muß die eine auf der Schildwache bleiben, während daß die andere bey diesem Gecken seyn wird. Da sich nun eine von den Schwestern auf Schildwache gestellet hatte, so weckte die andere den Mazet, der mit Ungedult schon darauf wartete, auf, und führete ihn in das Häuschen, alwo er ohne sich viel bitten zu lassen, dasjenige that, was sie verlangte. Bald darauf nahm die andere den Platz

ein,

ein, und alle beyde befanden sich so wohl bey dem Stummen, daß kein Tag vergieng, daß sie nicht ins Häuschen zurück gekehret wären. Einige andere hatten diesen Handel gemerket, und beschlossen, die Aebtißin alsobald davon zu benachrichtigen; sie änderten aber ihren Vorsatz, und wolten lieber ihren Theil auch davon haben. Kurz, es war keine einzige, welche der Mazet nicht bedienete. Die Aebtißin war die letzte, welche seine liebreiche Dienste empfing. Sie nahm wahr, wie besorgt der Stumme vor ihre Nonnen war; und da sie ihren Theil davon haben wolte, weil sie es eben so nöthig hatte als die andern, so führete sie ihn in ihre Zelle und behielt ihn viele Tage daselbst, worüber die andern einen grossen Lärm erregten. Weil nun eine beschaffen war wie die andere, so wollte auch eine jede, ohne es zu verbergen, den Mazet haben; Die Aebtißin bedienete sich aber oft ihrer Gewalt, und nahm ihn mit sich, und ließ den andern nur das, was sie nicht selbst aussaugen konte. Endlich wurde Mazet der Arbeit müde, und hielt davor, daß er sich nicht mehr stumm stellen müste. Und als er eines Tages bey der Aebtißin war, und diese mehr von ihm verlangte als er geben konnte, so sagte er ihr auf einmahl: Madam, ein Hahn kan zehen Hühner bedienen, schwehrlich aber können zehen Männer einer Frau genug thun. Wie ist es denn mir also möglich, da ich deren achte zu befriedigen habe? Ich kan es nicht aushalten, Madam. Machet eine Ordnung, oder erlaubet mir, daß ich mich wegbegebe. Die Aebtißin, die verwundert war, einen Menschen reden zu hö-

 ren,

ren, welchen sie vor stumm gehalten, schrie Miracul, und ließ das ganze Closter zusammen kommen. Und anstatt dem Mazet den Abschied zu geben, wurde auszusprengen beschlossen, daß er durch ihr Beten und Fasten die Sprache wieder erlanget hätte. Sie machten ihn hierauf zu ihrem Haus-Verwalter an die Stelle des andern, welcher eben zu rechter Zeit gestorben war. Eine jede bekannte freywillig dasjenige, was sie nicht mehr verheelen konte, und man setzte feste, was Mazet thun solte, welcher auch, da er wohl bewirthet, und gut bezahlet wurde, alles that was er konte, und andern alles das übrige zu thun überließ.



Bernhard wettet auf die Treue seiner Frau fünf tausend Ducaten, und verlieret sie durch die Betrügerey des Ambrosius. Bernhard giebt aus Verzweifelung Befehl, seine Frau umzubringen, die sich aber davon macht. Sie kömt nach Alexandria, rechtfertigt ihre Unschuld, läst den Betrüger strafen, und kehret mit ihrem Manne und Gütern wohl versehen, nach Genua zurück.

Die Einbildungen sind gefährlich, vornehmlich aber, wenn sie Sachen betreffen, woran die Ehre einen Antheil hat. Wenn man zu sehr vor sich eingenommen ist, und hernach entweder durch die Wahrheit, oder durch den Betrug eines andern belehret wird, so ist oft kein Elend, in welches man sich zu stürzen nicht fähig ist. Es logirten einst Italienische

Kauf-

Kaufleute, welche verschiedene Geschäfte zu Paris hatten, in einem Wirths-Hause beysammen. Als sie nun eines Abends mit einander gespeiset hatten, so fiel das Gespräch unvermerkt auf die Weiber; und weil sie alle welche hatten, so fieng ein jeder an von der seinigen zu reden. Die Weiber, fing einer an, sind gar falsche Thiere. Ich weis nicht, was meine macht; ich weiß aber wohl, daß, wenn ich Gelegenheit finde ein fremdes Gerüchte zu kosten, ich mir es mit Vergnügen zu Nutzen mache. Ich mache es auch so, sagte der andere, und ich glaube, daß unsere Weiber es nicht weniger thun. Der dritte sagte fast eben dasselbe, und ein jeder schien genung überzeuget zu seyn, daß die Weiber nicht gern ihre Zeit übel anwendeten, und daß sie die Gelegenheiten, die ihnen vorkämen, nicht vorbey liessen, sich wegen der Abwesenheit ihrer Männer schadlos zu halten. Ein einziger, Bernhard Lomelin genannt, von Genua, war einer ganz andern Meynung, und behauptete, daß er durch Gottes Gnade die allervollkommenste Frau von Italien hätte. Er lobte ihre schöne Leibes Gestalt, ihre Jugend, ihre Behendigkeit, ihre Geschicklichkeit in allen Weiber-Handthierungen, und endlich ihren Verstand und Sittsamkeit. Und um auf die Frage zu kommen, worauf es ankam, so sagte er mit einem zuversichtlichen Tone, daß er völlig überzeuget wäre, daß sie niemals daran denken würde, an ihm eine Untreue zu begehen, und wenn er auch während seines ganzen Lebens abwesend wäre. Ambrosius von Plazenz, welches ein junger lustiger Mensch war, fing über das Lob, womit Bernhard seine Frau beehret hatte, laut an zu lachen,

und

und fragte ihn scherzend, wer ihm ein so sonderbares Privilegium gegeben hätte. Bernhard antwortete ganz zornig, daß ihm Gott diese Gnade erzeiget hätte. Ich zweifele gar nicht daran, erwiederte Ambrosius, daß ihr dieses glaubet; aber erlaubet mir, euch zu sagen, daß wenn ihr ein wenig auf die Natur der Sache acht gegeben hättet, ihr von der Materie mit mehrerer Richtigkeit reden würdet, als ihr thut. Wir haben eben so wenig Ursache, uns über unsre Weiber zu beschweren, als ihr, und das, was wir davon sagen, geschicht nur, weil es das Gespräch so mit sich bringet. Wir wollen aber doch ein wenig über die Materie raisoniren. Die ganze Welt kommt darinne überein, wie ihr selbst wisset, daß der Mann das Meisterstück Gottes ist, und daß er ihn, in Ansehung der Vollkommenheiten, über die Frau setzet. Dieses ist eine Wahrheit, welche die Erfahrung lehret. Wenn also der Mann vollkommener ist als die Frau, so folget daraus, daß er auch standhaftiger ist. Und die Weiber sind würklich schwächer und veränderlicher als die Männer. Dieses ist eine Wahrheit, welche keines Beweises nöthig hat. Wenn demnach der Mann mit allen seinen Vorzügen sich wider die Reitzungen einer Frau nicht vertheidigen kan, von welcher er Gunst zu erhalten hoffet; wie wird eine Frau, die von Natur schwach ist, den Schmeicheleyen, Geschenken und fleissigen Bemühungen eines Menschen, der sie liebet, widerstehen können? Dieses ist schwer zu begreifen. Ihr möget von eurer Frau sagen, was ihr wollet, so glaube ich doch schwerlich, daß ihr selbst davon überzeugt seyd. Sie ist eine Frau wie die andern, und ist eben

eben den Leidenschaften und Begierden unterworfen. Hat sie aber ein besonderes Privilegium erhalten, so hätte man uns zuvor davon überzeugen müssen, ehe man ihr zum Besten hätte schliessen und eine Sache, welche doch wenigstens sehr möglich scheinet, so zuversichtlich verneinen wollen. Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, versetzte Bernhard; und als Kaufmann antwortete ich euch, daß das, was ihr saget, denen wiederfahren kan, die auf keine Ehre halten; ich behaupte aber, daß diejenigen, die darauf halten, standhafter sind als die Männer, welche sich aus dieser Schand-That eine Ehre machen: Und ich bin überzeuget, daß die meinige unter dieser Anzahl ist. In Wahrheit, fing Ambrosius wieder an, wenn denen, die diese Gefälligkeiten haben, ein Horn aus der Sirne wüchse, so würde die Anzahl der Gefälligen sehr klein seyn: weil es aber kein äuserliches Zeichen giebt, welches die Vernünftigen von denen, die es nicht sind, unterscheidet, so bestehet die Schande und Unehre blos darinnen, wenn es ruchtbar wird. Hieraus folget, daß diejenigen, welche versichert sind, daß es geheim bleibe, ihrer natürlichen Neigung folgen, und diejenigen, die es nicht thun, ganz und gar einfältig sind. Ich habe ganz und gar keinen Nutzen davon, wenn ich das Frauenzimmer verkleinere; aber ich sage nur, aus tausendfacher Erfahrung, daß die Scheinheiligen diejenigen sind, die sich niemals bitten lassen, oder wenn ihr wollet, welche selbst inständig gebethen haben, und welchen man es abgeschlagen hat. Ich habe oft die Probe davon gemacht; und ich sage kühnlich, daß,

wenn

wenn ich mich an eure Frau machen wolte, ich sie in kurzer Zeit dahin bringen wollte, wozu ich so viele andere gebracht habe. Der ganze Streit läuft auf nichts hinaus, fuhr Bernhard ganz aufgebracht fort; weil ihr aber von der Gefälligkeit aller Weiber so überzeugt seyd, und ihr euch vor einen so grossen Conqueranten haltet, so will ich meinen Kopf verwetten, daß alle eure Bemühungen bey der Meinigen fehl schlagen werden, und wenn ihr verlieret, so sollet ihr tausend Ducaten bezahlen. Ambrosius, welcher gleichfals hitzig wurde, antwortete: Was solte ich mit eurem Kopf machen, wenn ich gewönne? Wenn ihr aber fünf tausend Ducaten wetten wollet, welches weniger ist, als euer Kopf gegen tausend, so wolte ich die Wette wohl annehmen. Und ob ihr mir schon keine Zeit vorgeschrieben habt, so verlange ich doch nur drey Monathe darzu, von dem Tage angerechnet, da ich von Paris wegreisen werde. Ich mache mich auch noch anheischig, euch von dem glücklichen Ausschlage meiner Reise so gute Proben zu geben, daß ihr davon vollkommen sollet überzeuget seyn: Ich verlange aber auch von euch, daß ihr nicht nach Genua kommet, und daß ihr eurer Frau von allem diesem weder schreibet noch etwas wissen lasset. Bernhard antwortete, daß er dieses thun wolte, die andern, welche befürchteten, diese Wette möchte traurige Folgen haben, wendeten alles mögliche an, sie zu brechen: Aber die Wettenden waren so erhitzt, daß sie es ordentlich zu Papiere brachten, ohne daß man sie daran hindern konte.

Als nun Ambrosius von Paris abgereiset war, so

so begab er sich auf das geschwindeste nach Genua. Er erkundigte sich nach der Strasse und nach dem Caracter der Dame, und da er vernahm, daß sie noch viel schüchterner wäre, als ihr Mann gesagt hatte, so glaubte er um seine tausend Ducaten zu seyn. Unterdessen entschloß er sich doch, die Sache aufs höchste zu treiben, und da er im hin und her gehen merkete, daß eine alte Frau oft zu der Dame ging, so glaubte er von derselben grosse Dienste zu erhalten. Er fand aber auch da mehr Schwürigkeit, als er geglaubet hatte. Nichts destoweniger ließ sich die gute Frau auf das ihr geschehene Anerbieten bestechen, weil das Geld eine mächtige Reitzung ist, vornehmlich aber vor diejenigen, welche arm sind. Es wurde ausgemacht, daß Ambrosius einen Kasten nach seinem Gutdünken solte machen lassen, daß er sich darinne einschliessen solte, und daß die gute Frau unter dem Vorwande einer Reise, die Dame bitten wolte, ihr diesen Kasten auf einige Tage zu verwahren, und ihn, zu desto grössserer Sicherheit, in eine Ecke ihrer Schlafkammer setzen zu lassen. Die Dame wolte wohl den Kasten dieser guten Frau verwahren, sie glaubte aber nicht, daß es unumgänglich nöthig wäre, ihn in ihre Kammer zu stellen. Unterdessen da die Frau fortfuhr, sie zu bitten, daß sie ihr diesen Gefallen erweisen möchte, so glaubte sie, daß es eine Würkung des Mißtrauens der alten Leute sey, und sagte ihr, um sie nur zu befriedigen, daß sie ihn könte herbringen lassen. Das Schloß dieses Kastens war auf die Art gemacht, daß man es auswendig und inwendig eröffnen konte. Da nun Ambrosius glaubte, daß die Dame eingeschla-

schlafen wäre, so gieng er aus seinem Kasten heraus, und fand ein Licht angezündet, weil man es des Nachts bey der Frau Genevre (so nennte sich Bernharden seine Frau) nicht auslöschete. Dieses Licht dienete ihm darzu, daß er die Gemählde betrachten, und anmerken konte, wie das Zimmer eingerichtet war. Hierauf nahete er sich zum Bette, und da er sahe, daß die Frau Genevre sehr fest schlief, so deckte er sie ganz sachte auf, und weil sie ganz nackend war, so hatte er gar keine Hindernis, sie auf allen Seiten zu betrachten, um zu sehen, ob er nicht was sonderbares wahrnehmen würde. Endlich bemerkte er, daß sie unter der linken Brust ein Zeichen mit Haaren umgeben hatte, und welches so gelb als Gold war. Dieser Anblick verursachte bey ihm einige Bewegung; weil er aber wuste, daß die Schöne sehr wunderlich war, und leicht aufwachen konte, so unterstund er sich nicht, etwas zu unternehmen. Er deckte sie also eben so sachte wieder zu, als er sie aufgedecket hatte, und da er auf ihrem Nacht-Tische ihre Börse und Leibbinde sahe, nahm er sie, und schloß sich in seinen Kasten wieder ein, wo er noch zwey Tage blieb. Da der dritte Tag gekommen war, so that die gute Frau ganz ungedultig, und ließ ihren Kasten wieder zu sich tragen, wie man es abgeredet hatte. Da Ambrosius aus seinem Neste heraus war, so nahm er mit den Sachen von der Frau Genevre den Rückweg nach Paris, und kam daselbst einige Tage vor Ablauf der bestimmten 3 Monate an. Er fand seine Cameraden im Wirthshause, und sagte, indem er hinein trat, zum Bernhard, daß er ihm nun fünf tausend Ducaten vor die Wette, die

er gewonnen hätte, zahlen solte. Um nun zu zeigen, daß er die Wahrheit sagte, so beschrieb er, wie das Zimmer eingerichtet wäre, was vor Gemählde sich daselbst befänden, und brachte endlich die Börse und die Leibbinde der Frau Genevre, welche er mitgebracht hatte, hervor. Bernhard räumete ein, daß das Zimmer und die Gemählde so beschaffen wären, wie er gesagt hätte; er erkannte so gar, daß die Börse und die Leibbinde seiner Frau gewesen wären; er behauptete aber auch, daß man grössere Proben haben müste; weil ihn die Bedienten von der Beschaffenheit des Zimmers und von den Gemählden, womit es gezieret wäre, könnten unterrichtet haben, und obschon die Sachen, welche er vorzeigete, seiner Frau gewesen wären, so könnte sie dieselben vielleicht seit der Zeit abgeleget haben. Dieses müste hinlänglich seyn, antwortete Ambrosius: weil ihr aber überzeugendere Proben verlanget, so muß ich euch sagen, daß eure Frau unter der linken Brust ein ziemliches grosses Zeichen hat, um welches ohngefähr fünf oder sechs blonde Haare sind. Bernhard erschrack darüber, gleich als wenn er vom Blitz wäre gerühret worden. Er redete eine Weile nicht; die Verwirrung aber, worinne er sich befand, redete genug ohne ihm. Nachdem er seiner ein wenig wieder mächtig war, so sagte er, ich habe verlohren, meine Herren. Das, was er saget, ist wahr, und ich will bezahlen, wenn man es verlanget; welches er auch den Morgen darauf that. So bald er gezahlet hatte, reisete er vor Schmerz und Zorn ganz ausser sich von Paris nach Genua. Er hielt nicht für rathsam, ganz bis nach Genua zu gehen, und blieb auf einem von seinen Landhäu-

häusern, welches nur zehen Meilen davon entfernet war. Von da schrieb er an seine Frau, daß sie zu ihm kommen solte, und schickte ihr einen Knecht, auf welchen er ein grosses Vertrauen gesetzt hatte, mit zwey Pferden, und befahl dem Knechte, sie auf dem Wege ohne alle Barmherzigkeit umzubringen, so bald er an einen darzu gelegenen Ort würde gekommen seyn, und hierauf, auf das geschwindeste zu ihm zurückzukommen. Der Knecht ward von der Frau Genevre mit vielen Freuden empfangen, und sie reisete gleich des andern Tages ab, um zu ihrem Manne zu kommen. Sie kamen endlich, indem sie mit einander redeten, bis an einen sehr einsamen und von Bäumen wohl bedeckten Thal. Der Knecht, welcher nur diesen Ort, welchen er zu Ausführung seiner Befehle sehr bequem fand, erwartete, sagte auf einmahl zu seiner Frau, daß sie ihre Seele Gott befehlen solte, und daß sie sterben müste; und indem er dieses sagte, so zog er seinen Degen aus. Die Frau Genevre hatte ein dergleichen Compliment nicht erwartet, und sagte ganz erschrocken: Was habe ich dir gethan, daß du mich umbringen wilst? Ihr habt mir nichts gethan, Madam, antwortete der Knecht; ihr habt aber eurem Manne was gethan, weil er mir befohlen hat, euch das Leben zu nehmen. Ihr wisset, wie verpflichtet ich ihm bin. Und ich mache mir eine Pflicht daraus, ihm ohne Untersuchung zu gehorchen. Ihr dauret mich, aber was hilfts, ich muß meine Befehle vollbringen. Ich weiß, erwiederte die Frau Genevre weinend darauf, daß ich meinem Manne niemahls etwas gethan habe, das ein so barbarisches Bezeigen verdienet. Ich bitte dich um mein Leben, und ich be-

 schwöre

schwöre dich, deine Hände nicht mit unschuldigem Blute zu beflecken, um ungerechten Befehlen Genüge zu leisten. Du kanst mich erhalten, und deinen Herrn auch befriedigen. Nimm meine Kleider, und gieb mir einen Theil von den deinigen: Ich will mich so weit von hier begeben, daß niemand jemahls von mir soll reden hören; und alsdenn kanst du zu deinem Herrn sagen, daß du mich umgebracht hast. Der Knecht, der eben keine grosse Lust hatte sie umzubringen, ließ sich ganz leichte bereden. Er nahm ihre Kleider, und gab ihr seinen Latz, ließ ihr versprechen, daß sie weit von hier gehen wolte, und überließ sich ihrem guten oder bösen Schicksaale, da er ihr das wenige Geld noch ließ, welches sie bey sich hatte. Da der Knecht wieder zu seinem Herrn kam, so sagte er ihm, daß er seine Frau umgebracht, und Wölfe gesehen hätte, welche schon anfingen vor ihr Begräbniß Sorge zu tragen.

Einige Zeit darnach kam Bernhard nach Genua, nachdem er seinen Knecht nach Smirna geschicket hatte, unter dem Schein, seine Geschäfte daselbst wahrzunehmen. Um nun das Laster, welches er begangen zu haben glaubte, zu verbergen, so war er der erste, der starke Nachfrage nach seiner Frau hielt. Man vermuthete zwar was vorgegangen war: weil aber keine Zeugen dabey gewesen waren, so war er zwar vor den Verfolgungen der Justitz, aber nicht vor seinem Gewissen und vor dem Verdachte rechtschaffener Leute sicher.

Die Frau Genevre verbarg sich bis auf die Nacht, so gut sie konte: als diese endlich eingebrochen war,

so

so gieng sie in ein kleines benachbartes Dorf. Eine gute Frau, zu welcher sie hinein gieng, gab ihr eine Nehnadel und Zwirn, womit sie ihren Latz zurecht machte, und fertigte aus ihrem Hemde ein paar Hosen, nach Art der Matrosen. Da sie nach Finale gekommen war, so begegnete sie einem Catalonier, dessen Schiff auf der Rhede lag. Er fragte sie, fand sie nach seinem Sinn, und nahm sie unter dem Nahmen Sicuran von Finale in seinen Dienst. Der Catalonier ließ seinen neuen Bedienten in bessere Equipage setzen, und ward so wohl von ihm bedienet, daß er sich Glück wünschete ihn angetroffen zu haben. Das Schiff war nach Alexandria bestimmt, wo es auch sehr glücklich ankam. Der Capitain hatte gewisse Sachen am Bord, womit er dem Sultan ein Geschenk machen wolte, welches er auch sehr wohl aufnahm. Dieser Prinz liebte die Fremden, und vornehmlich diejenigen, welche Verdienst hatten. Und weil er bey dem Catalonier welche fand, so ließ er ihn bisweilen mit an seiner Tafel speisen. Das Ansehen des Sicurans und die Art, mit welcher er seinen Herrn bedienete, gefiel dem Sultan so wohl, daß er ihn von dem Catalonier sich ausbat, welcher es ihm abzuschlagen sich nicht unterstund. In kurzem wurde der Sicuran vom Sultan eben so sehr geliebet, als er es von seinem Capitain gewesen war. Er lernete in sehr kurzer Zeit die Landes-Sprache, und empfing alle Tage von seinem Herrn einige neue Wohlthaten.

Aire ist eine berühmte Stadt, unter die Herrschafft des Sultans gehörig, wo alle Jahr zu einer gewissen Jahres-Zeit ein grosser Zusammenlauf von

Kaufleuten von allen Nationen war, welches fast eine Art von Messe ausmachte. Ausser der ordentlichen Besatzung schickte der Prinz, während der Messe, um das Commercium besser zu decken, ein Corps auserlesener Truppen dahin, welches durch einen vertrauten Mann commandiret wurde, und welcher einzig und allein zur Bedeckung der Kaufleute Waaren bestimmt war. Da nun die Zeit dieser Messe kam, so erhielt Sicuran Befehl, sich dahin zu begeben. Er richtete seine Commißion sehr wohl aus, und sahe daselbst verschiedene Italienische Kaufleute. Da er eines Tages in das Comtoir der Venetianer gegangen war, so sahe er eine Börse und eine Leibbinde, welche er erkannte, daß sie sein gewesen waren. Er fragte, ohne sich etwas merken zu lassen, wem dieses gehörte, und ob es zu verkaufen wäre? Als Ambrosius von Plazenze, welcher auf diese Messe mit Waaren auf einem Venetianischen Schiffe gekommen war, den Capitain der Wache reden hörete, so trat er hervor und sagte, daß es ihm gehörete, und daß es nicht zu verkaufen wäre; wenn er es aber annehmen wollte, so wolte er ihm gern ein Geschenk damit machen. Sicuran, welcher gemerket, daß ihm Ambrosius dieses lachend gesaget hatte, glaubte, daß er etwa eine Miene gemacht hätte, welche der Person, die er vorstellete, nicht natürlich wäre. Lachet ihr, sagte er zu ihm, daß ich als ein Kriegsmann mich bey solchem Spielzeuge der Weiber aufhalte? Nein, mein Herr! Ich lache über die Art, womit ich sie gewonnen habe, antwortete Ambrosius. Kann man denn wissen, wie ihr sie gewonnen habt, fing Sicuran wieder an? Es ist ein

Geschenk,

Geschenk, mein Herr, versetzte Ambrosius, von einer Frau in Genua, bey welcher ich vor diesem einmahl schlief. Ich kann diese Sache nicht ansehen, ohne über die Thorheit ihres Mannes zu lachen, welcher närrisch genug war, fünf tausend Ducaten gegen tausend zu wetten, daß ich von seiner Frau die Gunst nicht erhalten sollte, welche sie, wie er glaubte, niemand anders als ihm alleine, geniessen liesse. Er beging noch eine andere Thorheit: Denn man hat mir nach der Zeit gesagt, daß er seine Frau hätte umbringen lassen, ob sie schon weiter nichts gethan hatte, als was die andern alle thun.

Sicuran konnte nunmehro ohne Mühe die Ursache des Befehls, welchen ihr Mann, sie umzubringen, gegeben hatte, errathen, und sahe deutlich ein, daß Ambrosius die einzige Ursache alles dessen sey, was ihr wiederfahren wäre. Als er beschlossen hatte, sich deswegen zu rächen, so lachte er über die Begebenheit, gleich als wenn er gar keinen Theil daran genommen hätte, ging mit dem Ambrosius vertraut um, und machte, daß er nach Alexandria zog, allwo er um so viel lieber wohnete, weil er sein Auskommen daselbst wohl fand. Sicuran, welcher vorhatte, sich bey ihrem Manne zu rechtfertigen, bedienete sich verschiedener Genuesischer Kaufleute, welche zu Alexandria waren, und ließ ihn dahin kommen, ohne daß es schiene, daß er sich darein gemenget hätte. Bernhard kam in ziemlich schlechter Equipage an, und ward heimlich von einem Freunde des Sicurans empfangen, welcher nur einen günstigen Augenblick sich zu rechtfertigen erwartete. Um nun die Sache recht klug

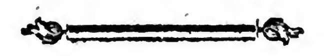
 anzu-

anzufangen, so hatte er dem Sultan die Begebenheit des Ambrosius schon erzählen lassen, welcher sich darüber vergnüget hatte. Sicuran stund so gut bey dem Sultan, daß alles, was er vorbrachte, angehöret wurde. Er stellte also dem Sultan vor, daß die Begebenheit des Ambrosius, viel natürlicher seyn würde, wenn sie in Gegenwart des Mannes der Genuesischen Frau erzählet werden würde; daß er in der Stadt wäre; daß er ein Mittel gefunden hätte, ihn ausfündig zu machen, und wenn es Seiner Hoheit gefiele, so möchte er ihm das Vergnügen machen, daß man den Ambrosius, die Wahrheit dieser Begebenheit zu sagen, zwingen möchte, wenn er es nicht im Guten thun wollte. Der Sultan, welcher dem Sicuran nichts abschlug, willigte alsobald darein. Als die Theilhabenden herbeygekommen waren, so befahl der Sultan dem Ambrosius, in Gegenwart fast des ganzen Hofes zu erzählen, wie er die fünf tausend Ducaten vom Bernhard gewonnen hätte, und die ganze Wahrheit der Begebenheit zu sagen. Die Gegenwart des Bernhards war dem Ambrosius beschwerlich, und wolte sich deswegen entschuldigen; er glaubte, daß Sicuran, welchen er vor seinen Freund hielt, ihn aus diesem schlimmen Handel ziehen würde; dieser aber redete auf eine solche Art mit ihm, woraus er leicht merken konnte, daß er gar weit entfernet wäre, ihm diesen Dienst zu erweisen. Da er also sahe, daß kein Mittel wäre, sich davon los zu machen, so gehorchete er, und glaubte, mit Wiedererstattung des Geldes und der Sachen, davon los zu kommen. Als

Ambro-

Ambrosius ausgeredet hatte, so fragte der Sultan den Bernhard, wie er nach einer solchen Lüge mit seiner Frau umgegangen wäre? Ich ließ sie durch meinen Knecht umbringen, antwortete er, und die Wölfe haben ihren Leib gefressen. Sikuran, der dem Sultan die wahre Ursache, die ihn angetrieben, diese Erzählung thun zu lassen, nicht gesagt hatte, nahm hierauf das Wort, und sagte zu ihm: Mein Herr, ihr sehet hier den Caracter des Galans und des Mannes dieser Frau ganz deutlich: der erste bringet sie durch eine Unwahrheit um ihren guten Nahmen, und der andere, der allzu leichtgläubig ist, läst sie auf einen so übelgegründeten Bericht, dessen Falschheit ihn die Erfahrung hätte überführen sollen, wenn er nur ein klein wenig darauf Achtung gegeben hätte, umbringen, und die Wölffe fressen. Ihr seyd billig, mein Herr, und ich nehme mir die Freyheit, euch um eine besondere Gnade zu bitten: den Betrüger nach seinem Verbrechen strafen zu lassen, und diesem, welcher nur aus allzugrosser Leichtgläubigkeit gesündiget, zu verzeihen. Ich bin die Frau des Bernhards, die unglückliche Genevre, die nun seit sechs Jahren, in eine Manns-Person verkleidet, herum gezogen und in der Welt eines Lasters wegen, woran ich niemahls gedacht hatte, verunehret worden bin. Hierauf wendete sie sich zum Ambrosius und verwieß ihm seine wenige Redlichkeit. Er wußte nichts darauf zu sagen: Seine Gewissensbisse stopften ihm das Maul, und der Schreck fing an sich seiner lasterhaften Seele zu bemächtigen.

Der Sultan war über diese sonderbahre Begebenheit so verwundert, daß er es für einen Traum hielt. Er ließ Weiber kommen, den Sicuran zu besehen. Ihr Bericht traf mit dem ein, was er gesaget hatte. Und da er die Beständigkeit und Tugend des Sicurans, der nunmehro wieder zur Frau Genevre geworden war, nicht genug bewundern konnte, so vergab er dem Bernhard, ihrem Manne, welcher in der grösten Bestürzung war, den Ambrosius aber ließ er spiessen. Das Vermögen dieses Unglücklichen wurde zum Vortheil der Unschuldigen eingezogen. Der Hof redete viele Tage lang von nichts als von dieser Begebenheit. Der Sultan erzeigte dem Bernhard und seiner Frau grosse Ehre, und nachdem er sie mit vielen kostbahren Geschenken begnadiget hatte, so ließ er ihnen ein Schiff geben, daß sie nach Genua zurück kehren konten. Sie kamen mit Reichthümern überhäufft an, und wurden mit öffentlichem Freudengeschrey bewillkommet. Die Frau Genevre, welche man vor todt gehalten hatte, wurde durch und durch von jedermann gelobet, und als eine Frau von einer exemplarischen Tugend betrachtet.



Eine



Eine galante Frau, die sich andächtig und scheinheilig stellete, bedienete sich eines Mönchs, um ihre Liebe ihrem Galan zu entdecken.

Vor diesem war zu Florenz eine vornehme Frau, welche ich nicht nennen will, weil sie ansehnliche Freunde hat, die noch leben. Die Natur hatte diese Frau mit allen Vorzügen begabet, welche eine Person liebenswürdig machen; das Glück aber hatte vor ihre Versorgung nicht gleiche Sorge angewendet, und ihr Unglücks-Stern hatte gewolt, daß sie an einen Künstler verheyrathet wurde, welcher kein ander

Ver-

Verdienst, als viel Geld hatte. Weil sie von ihrem Stande sehr eingenommen war, so glaubte sie, daß es etwas sehr schändliches vor sie wäre, einen Mann von einer so geringen Geburt zu haben. Ja ihr Verdruß ging so weit, daß sie beschloß, ihm keine Gunst mehr zu bewilligen, als wenn sie, ohne öffentlich mit ihm zu brechen, sich nicht losmachen konte, und jemand zu suchen, bey dem sie sich ihres Schadens erhohlen könnte, und der ihrer Liebkosungen würdiger wäre. Sie warf ihre Augen auf einen ehrbahren Menschen von Florenz, worein sie sich hefftig verliebte, daß sie des Nachts nicht schlafen konnte, wenn sie ihn am Tage zum wenigsten nicht gesehen hatte. Weil nun der Cavalier von dem guten Willen, welchen die Schöne vor ihn hatte, nichts wuste, so war seine Ruhe so gut, als der Dame ihre schlecht war. Sie unterstund sich nicht, ihn weder durch Briefe, noch durch jemand abgeschicktes, aus Furcht eines ohngefähren Zufalls, davon benachrichtigen zu lassen, weil sie gleichwol einen ganz besondern Vortheil dabey hatte, ihren Mann zu schonen, ob sie ihn schon nicht liebte. Ob nun wohl nichts sinnreicher als die Liebe ist, so konte man doch sagen, daß diese Schöne von Natur listig war: Denn sie bedienete sich eines Mittels, woran eine andere vielleicht niemahls würde gedacht haben. Sie hatte bemerket, daß ihr Liebster offt zu einem Mönch gienge, welcher, weil er vor einen heiligen Menschen gehalten wurde, ihr bey ihrer Liebe wohl einen Dienst erweisen könte.

Nachdem sie nun über die Art, wie sie es geschickt angreifen solte, gerathschlaget hatte, so erwählete sie eine

eine gelegene Stunde, ins Closter zu gehen, verlang-
te mit dem Pater zu sprechen, und bath ihn, ihre Beich-
te zu hören. Nach der Beichte sagte sie zum Pater,
daß sie ihm was vertrauen müste, und bath ihn um
einen Gefallen. Ihr wisset, wer ich bin, mein ehrwür-
diger Pater, und ihr kennet meinen Mann, welcher
mich mehr, als sein Leben liebet, und der mir nichts
abschläget. Ich bezeige mich seiner Liebe gemäß, wie
es meine Schuldigkeit ist. Ich würde die undank-
barste Person von der Welt seyn, wenn ich es nicht
thäte, und wenn ich nur an die geringste Sache däch-
te, welche seiner Ehre einen Schandflecken anhängen,
oder sein Vergnügen stöhren könte. Wisset demnach,
mein ehrwürdiger Pater, daß ein gewisser Mensch, des-
sen Nahmen ich nicht weiß, und der mich eben nicht
sonderlich kennet, mir dermassen beschwerlich ist, daß
ich ihn überall finde, ich mag mich an die Thüre
oder ans Fenster stellen, oder ausser dem Hause seyn.
Er hat das Ansehen eines ehrbaren Menschen, er
ist groß, wohlgebildet, ziemlich wohl gekleidet, und
ich glaube ihn offt bey euch gesehen zu haben. Weil
dergleichen Sachen eine ehrliche Frau gemeiniglich ei-
ner übeln Nachrede, wozu sie doch nichts beygetragen
hat, aussetzen, so bin ich bisweilen willens gewesen,
ihm durch meine Brüder sagen zu lassen, daß ich sehr
übel nähme, daß er sich so aufführete; jedoch, da ich
überlegte, daß offt harte Antworten folgen, und daß
man gemeiniglich von Scheltworten zu Schlägen
kommt, so habe ich mich aus Furcht für dem Schimpf
lieber an euch wenden wollen, da ihr vielleicht sein
Freund seyd, und vermöge eures Standes ihn zu strafen
berech-

berechtiget seyd, um euch zu bitten, ihm in Guten zu sagen, daß er seine Aufführung ins künftige ändern und mich in Ruhe lassen solle. Er wird mir ein Vergnügen machen, sich an andre zu wenden, wenn er Lust hat, verliebte Händel anzufangen. Er wird vielleicht welche finden, denen es ein grosser Gefalle seyn wird, an statt daß er mich dadurch entsetzlich beleidiget. Der Mönch merkte sogleich aus der Beschreibung, welche sie ihm von der Person machte, daß es sein Freund sey, wovon die Rede wäre. Er lobte die Tugend seiner Beicht-Tochter, und versprach ihr, dasjenige zu thun, was sie verlangte; und weil er wuste, daß sie reich war, so unterließ er nicht, ihr das Allmosengeben anzupreisen. Nachdem sie die Absolution erhalten, so ging sie wieder nach Hause, und sagte im Weggehen zum Pater: Wenn er es läugnet, mein ehrwürdiger Pater, so dürfet ihr nur sagen, daß ihr es von mir erfahren habt, und daß ich mich deswegen bey euch beschwehret habe.

Der junge Mensch kam denselben Tag, noch den Pater zu besuchen, welcher ihm nach einem langen Gespräche eine sehr scharfe Gesetz-Predigt über die vermeintlichen Verfolgungen, die er der Dame anthäte, hielte. Der junge Mensch antwortete ganz aufrichtig, daß er nicht wüste, was er damit sagen wolte, und bath ihn, deutlicher zu reden, oder ihm zum wenigsten zu sagen, von welcher Dame die Rede wäre. Sie wohnet da und da, versetzte der Pater, und es dient euch zu nichts, euch unwissend zu stellen. Sie hat sich selbst bey mir über euer Ueberlaufen beschweret, und diese Thorheiten sind euch unanständig. Im

übrigen

übrigen will ich euch nur sagen, daß ihr von eurer übeln Absicht keinen Nutzen haben werdet, und daß diese Frau die Tugend und die Weißheit selbst ist: Also bitte ich euch um eurer Ehre willen, sie mit Frieden zu lassen. Der junge Mensch, welcher witziger war als der gute Pater, merkte sogleich, daß ein Geheimniß dahinter stecke, stellte sich, als wenn er sich schämete, und versprach, daß er ins künftige keine Ursache zu klagen geben wolte. Da er wegging, so gieng er vor dem Hause der Schönen vorbey, welche sich ans Fenster gestellet hatte, und als sie ihn sahe, sich so vergnügt und lustig stellete, daß er von der Wahrheit seiner Muthmassung vollends überzeuget wurde. Er gieng alle Tage die Strasse hin und her, und sahe die Schöne jederzeit, die ihn durch ihre Minen in seinem Urtheil immer mehr und mehr bestärkte.

Die Schöne, welche nicht weniger scharfsinnig war als der Cavalier, hatte mit Vergnügen wahrgenommen, daß sie ihn verliebt gemacht hätte: Um ihn aber noch verliebter zu machen und ihn von der Liebe, welche sie gegen ihn hatte, desto besser zu überzeugen, so gieng sie zu eben dem Pater wieder zu beichten, und fing ihre Beichte mit Thränen an. Der gute Pater fragte sie, ob ihr etwa was übles begegnet wäre. Mein ehrwürdiger Pater, sagte sie, ich muß abermahls über den Menschen, wovon ich euch letzthin sagte, klagen; Er ist ärger als jemahls; und damit ist er noch nicht zufrieden, sondern gestern hatte er die Verwegenheit, mir eine Börse und eine Leibbinde zu schicken, auf welcher diese Devise ist: Ich liebe euch, und kann es euch doch nicht sagen. Ich war über diese Unverschämtheit

schämtheit so zornig, daß ich die Börse und Leibbinde, der Frau, die sie mir gebracht, gelassen hätte, mit Bitte, es ihm wieder zuzustellen: Da ich aber nachdachte, daß diese Art Leute mit allen Händen zugreifen, und daß sie die Sachen wohl behalten und ihn überreden könnte, daß ich sie angenommen hätte, so habe ich sie wieder zurückgenommen, und bringe sie euch, mit Bitte, ihm solche wieder zuzustellen. Ich bitte euch nochmals, mein ehrwürdiger Pater, ihm in Guten zu sagen, daß wenn er nicht aufhören werde mich zu verfolgen, ich es meinem Manne und meinen Brüdern sagen würde; es mag auch daraus entstehen, was es wolle. Und indem sie dieses sagte, so gab sie ihm die Börse und die Leibbinde, welche ausserordentlich kostbar waren. Ich wundere mich nicht über euren Zorn, meine Frau, antwortete der Mönch, indem er die Geschenke nahm. Er ist ohne Zweifel gerecht und einer tugendhaften Frau würdig. Er hat mir sein Wort nicht gehalten: Ich verspreche euch aber, daß ich dermaßen mit ihm reden will, daß er euch nicht mehr beschwerlich fallen soll. Unterdessen hütet euch, Madame, eurem Manne und euren Brüdern etwas davon zu sagen. Ihr könnet Ursache eines Unglücks seyn. Fürchtet böse Nachrede nicht: Ich werde vor Gott und den Menschen ein Zeugniß eurer Tugend ablegen. Sie schien durch ein so verbindliches Gespräche getröstet zu seyn; und weil sie den Geitz der Mönche kannte, so gab sie ihm eine Hand voll Geld, und bath ihn, vor die Seele ihrer Mutter 50 Messen zu lesen. Der gute Pater nahm das Geld, gab ihr die Absolution, und ließ sie gehen.

So

So bald sie weggegangen war, so schickte er nach seinem Freunde. Da war nichts, was er ihm nicht sagte, und in seiner Wuth kam er so gar bis zu Scheltworten. Ihr hattet mir feyerlich versprochen, sagte er zu ihm, die ehrliche Frau nicht mehr zu verfolgen, und ihr seyd so ehrvergessen, ihr Geschenke zu schicken, welche sie mit Abscheu ansiehet, und welche sie mir, euch solche wieder zuzustellen, gegeben hat. Er läugnete die That, jedoch so kaltsinnig, daß der Mönch mehr als jemahls glaubte, daß das, was ihm die Dame gesaget, die Wahrheit sey. Seyd ihr noch so verwegen, die Sache zu läugnen, versetzte der Mönch mit mehrerm Eyfer. Da ist es, was ihr geschickt habt. Kennet ihr es wohl? Ich kan weiter nichts sagen, mein Vater, antwortete der Cavalier, der sich beschämt zu seyn stellete. Ich erkenne meinen Fehler und verspreche euch, daß ich der Dame nicht mehr beschwerlich fallen will, weil sie so denket. Als ihn nun der gute Pater so gut, als er gekonnt, ermahnet hatte, sein Wort heiliger zu halten als er bisher gethan hätte, so gab er ihm die Börse und die Leibbinde wieder. Er gieng mit ausserordentlicher Freude über die von seiner Liebste empfangene Liebes-Versicherung, und kostbaren Geschenke hinweg; und ging sogleich an einen Ort, wo er ihr deutlich zeigen konnte, daß er alles erhalten hätte. Es war ein grosses Vergnügen vor sie, zu vernehmen, daß man sie wohl verstanden hätte, und daß ihre Sachen gut von statten gehen würden, und nun fehlete ihr weiter nichts als die Abwesenheit ihres Mannes. Sie wartete nicht lange auf die Abwesenheit; denn wenig

Tage hernach muste er, Handlungs-Sachen halber, nach Genua reisen. Er war kaum abgereiset, so gieng die Schöne zu dem Mönch, und sagte ihm nach vielen Klagen: Ich komme wieder, mein Vater, euch zu sagen, daß ich nunmehro ausbrechen werde, und daß ich den Muthwillen eures Freundes nicht länger ertragen kan. Ihr werdet euch verwundern, wenn ihr vernehmet, daß, da er erfahren, daß mein Mann nach Genua gereiset, er diese Nacht in unsern Garten gegangen, auf einen Baum gestiegen, und von da in mein Cammer-Fenster, und im Begriff war hinein zu steigen, als ich aufwachete. Ich stund in dem Augenblick auf, und wollte an zu schreyen fangen, wenn er mich nicht um Verzeihung gebethen und gesaget hätte, daß ihr mir diese Gnade, welche ich ihm erzeigete, gern wieder vergelten würdet. Ich begnügte mich also, in Betrachtung eurer, im Hemde aufzustehen, und das Fenster wieder zuzumachen. Nun frage ich euch selbst, mein ehrwürdiger Pater, ob ich eine Beschimpfung von der Art leiden soll? Wenn ihr mich meinen ersten Vorsatz hättet ausführen lassen, so würde mir dieses nicht begegnet seyn. Aber, Madame, antwortete der gute Pater ganz bestürzt, habt ihr euch nicht etwa geirret, und habt ihr nicht einen andern vor ihn angesehen? Ganz und gar nicht, versetzte sie, mein Vater; er hat mir selbsten gesaget, wer er wäre. Ist das nicht eine ausserordentliche Unverschämtheit, fuhr der Pater fort: Ihr habt eure Pflicht beobachtet, Madame, und ich muß eure Tugend loben: Weil ihr aber angefangen habt meinen Rathschlägen zu folgen, so bitte ich euch, Madame,

me, zu erlauben, daß ich erstlich noch einmahl mit ihm rede, ehe eure Freunde davon Nachricht bekommen. Kann ich ihn klüger machen, so ist es gut: wo nicht, so könnet ihr thun was euch gefällig ist. Ich willige nochmahls darein, versetzte die Schöne, und versichere euch, daß dieses das letztemahl seyn soll, daß ich mit euch von dieser Sache sprechen werde. Und indem sie dieses sagte, stellete sie sich zornig und ging weg.

Sie war kaum weg, so kam der Cavalier. Der Pater zog ihn auf die Seite, und sagte ihm tausenderley Dinge über die wenige Achtung, welche er vor ihn hätte, und daß er so wenig auf sein Wort, welches er ihm gegeben, und auf seine Ehre hielte. Was habe ich denn wieder gethan, mein ehrwürdiger Vater, sagte der Cavalier darauf? habe ich JEsum Christum gecreutziget? Bösewicht! versetzte der Mönch ganz aufgebracht, ihr habt ihn würklich durch eure unkeusche Begierden gecreutziget. Habt ihr die schändliche That schon vergessen, welche ihr diese Nacht begangen habt? Wenn ich etwas schändliches begangen habe, versetzte der Cavalier lächelnd, so seyd ihr gewiß gleich davon benachrichtiget worden. Unterstehet ihr euch noch, einen Ruhm aus eurer Schandthat zu machen, fing der Mönch wieder an? Euer strafbarer Vorsatz ist euch nicht gelungen. Soltet ihr euch eingebildet haben, daß, da der Mann dieser ehrlichen Frau abwesend ist, sie euch willig aufnehmen würde? Ich glaube aber gewiß, mein Vater, sagte der Cavalier, daß ihr euch diese Hirngespinste aussinnet, um mich durchzuziehen Ursache zu haben.

Ha, Nichtswürdiger! versetzte der Mönch ganz ausser sich; das sind keine Hirngespinste, das sind Wahrheiten, welche man mir gesaget hat. Es ist sehr rühmlich von einem ehrbaren Menschen, oder der zum wenigsten davor gehalten seyn will, über die Mauren eines Gartens zu steigen und auf die Bäume zu klettern, um durch die Fenster einer ehrbaren Frau einzubrechen. Ihre Tugend hält gegen eure Ungestümigkeiten die Probe: Ihr seyd der Gegenstand ihres Hasses, und gleichwohl wollet ihr mit Gewalt von ihr geliebet seyn. Wenn sie euch die Verachtung, welche sie vor euch hat, nicht hätte zu erkennen gegeben, so solten euch doch meine Vorstellungen und das Wort, welches ihr mir gegeben hattet, zurück gehalten haben. Ich habe sie bis hieher abgehalten, ihren Freunden davon Nachricht zu geben, welche euch vielleicht den Augenblick hätten ums Leben bringen lassen: Aber nunmehro habe ich ihr alles zu thun erlaubet, was ihr gefällig ist, wenn ihr fortfahret ihr beschwehrlich zu fallen. Man müß in seinem Leben einmahl eine Thorheit begehen, mein ehrwürdiger Vater, antwortete der Cavalier mit einer verstellten Scham. Ich gebe mich alles dessen, was ihr saget, schuldig, und ich verspreche euch als ein ehrlicher Mann, daß ihr von dieser Sache nicht mehr werdet reden hören. Ihr seyd gütiger gegen mich, als ich verdiene, und ich bin euch davor sehr verbunden. Ich werde mir eure Warnung zu Nutze machen, ihr könnet euch darauf verlassen. Er machte es sich auch würklich zu Nutze; Denn da er sehr wohl einsahe, daß dieses eine Nachricht wäre, welche die Schöne ihm geben ließ, so unterließ er die folgen-

de

de Nacht nicht, in den Garten und von dem Baume, welchen man ihm angezeiget hatte, ins Fenster zu steigen. Die Schöne, welche, wie man sich leicht einbilden kan, nicht schlief, empfing ihn ganz willig. Nachdem man nun das nöthigste zu Stande gebracht hatte, so belustigte man sich über die Einfalt des guten Paters, welcher ihnen, ohne es zu wissen, in ihrer Liebe so behülflich gewesen war, und sie stelleten ihre Sachen so an, daß sie ins künftige einander sehen konten, ohne zu ihm zurück zu kommen, nöthig zu haben.



Don Felix sagte dem Bruder Pucio die Art, in kurzer Zeit selig zu werden, und machte ihn, während daß er die Busse that, die er ihm aufgeleget hatte, zum Hahnrey.

Man hat mir gesaget, daß vor diesem bey Sanct Brancasse ein guter und reicher Mann, Nahmens Pucio, wohnete. Dieser Mann, der in die Andacht und Scheinheiligkeit gefallen war, begab sich unter dem Nahmen Bruder Pucio in die Brüderschaft des heiligen Franciscus. Er stund ziemlich wohl, und da er weiter nichts, als seine Frau und einen Knecht um sich hatte, so war er beständig in der Kirche: Weil er aber einfältig und sehr unwissend war, so bestund seine ganze Andacht in Paternoster beten, und

und Predigten und Messen hören. Mit einem Worte, er war ein grosser Heiligenfresser, der sich so oft geisselte, daß man von ihm sagte, er wäre von einer sehr andächtigen Brüderschaft, welche man Besenbinder nennete. Seine Frau, welche Isabelle hieß, war schön, munter, kwabelicht und nur 28. Jahr alt. Die Andacht ihres Mannes, und vielleicht auch sein Alter, machte, daß sie sich mehr enthalten muste, als sie wohl wünschete. Der gute Mann unterhielt sie im Bette von nichts, als von den Predigten des Bruders Nastasius, oder von den Klagen der Magdalene, oder andern dergleichen Sachen.

Ein Mönch, Nahmens Don Felix, der in das Closter Sanct Brancasse gehörete, und jung, schön, munter von Verstande und sehr gelehrt war, kam damahls von Paris. Bruder Pucio machte Bekantschaft mit ihm. Der Mönch erkannte sogleich den Carakter dieser Person, und weil er ihm in allen seinen Zweifeln, welche er ihm vorlegte, ein Genügen leistete, so hielt er viel auf ihn, und bewirthete ihn oft in seinem Hause. Wie nun die Mönche sich überall beliebt machen können, so hatte er mit der Frau gar bald Bekanntschaft gemacht, welche ihn aus Hochachtung für ihren Mann auf die beste Art von der Welt empfing. Der Mönch merkte gleich, was ihr fehlte, und ihre Augen, die einander oft begegneten, gaben gar bald zu verstehen, daß ihre Denkungs-Arten nicht weit von einander entfernet wären. Don Felix fand Gelegenheit mit ihr zu reden, und fand sie sehr geneigt, aber auch entschlossen, nirgends anders einen Besuch anzunehmen, als in ihrem Hau-

 se,

se, wo es unmöglich war, etwas zu thun, weil der Mann, welcher eine unendliche Anzahl besonderer Andachten verrichtete, fast beständig zu Hause war. Der Mönch, der nicht wuste, was er machen solte, erdächte ein Mittel, welches der Frömmigkeit eines Mönchs würdig ist. Als er eines Tages mit dem Pucio spatzieren ging, so sagte er zu ihm; Ich sehe wohl, Bruder, daß ihr an nichts als an die Heiligung denket, ich finde aber, daß ihr, dahin zu gelangen, einen weiten Weg nehmet. Der Pabst, die Cardinäle und andere Prälaten der Kirche haben einen, der viel kürzer ist. Sie wollen aber nicht, daß man ihn lehren soll, weil dieses den Priestern, welche nur von Almosen der Leute leben, Schaden thun würde. Weil ihr aber mein Freund seyd, so will ich euch selbigen herzlich gern lehren, jedoch mit der Bedingung, daß ihr niemanden etwas davon saget. Pucio, der in äuserster Ungedult war, dieses schöne Geheimnis zu wissen, beschwor den Felix, es ihm zu sagen, und versprach ihm bey alle dem, was nur heilig ist, niemahls als mit seiner Bewilligung etwas davon zu sagen. Unter diesen Bedingungen kan ich euch nichts abschlagen, antwortete der Mönch. Wisset demnach, daß die heiligen Lehrer der Kirche glauben, daß man die Busse, welche ich euch sagen werde, thun müsse, wenn man unter die Anzahl der Seligen gehören wolle. Ihr dürfet euch aber nicht einbilden, daß ihr nach gethaner Busse kein Sünder mehr seyd, denn man sündiget, so lange man in der Welt ist: Ihr könnet aber versichert seyn, daß die Sünden, welche ihr bis hieher gethan habt, euch nicht zugerechnet werden,

und

und die, welche ihr ins künftige thun werdet, werden nur als erläßliche Sünden betrachtet, welche folglich nicht vermögend sind, euch zu verdammen, weil nichts als ein wenig Weyh-Wasser dieselben von euch abzuwaschen nöthig ist. Der Bußfertige muß demnach durch sorgfältiges Beichten den Anfang machen. Hierauf muß er fasten, und sich 40. Tage lang enthalten, während welcher Zeit er nicht nur keine andere Frau, sondern auch nicht einmahl seine eigene berühren darf. Ferner muß er einen unbedeckten Ort haben, wo man, ohne aus dem Hause zu gehen, den Himmel sehen kan. Zur Zeit des Vesper-Gebets muß er an diesen Ort gehen, und daselbst eine hohe und breite Tafel haben, so daß er sich mit den Lenden darauf lehnen könne: Hernach müssen die Füsse auf der Erde hängen, oder wenn ihr wollet, solche auf einen Nagel lehnen, die Arm ausgestreckt, in Form eines Crucifixes, und die Augen gen Himmel gerichtet, in dieser Stellung muß er bis den andern Morgen bleiben, ohne einige Bewegung zu machen. Wenn ihr ein Gelehrter wäret, so müstet ihr gewisse Gebete sagen, welche ich euch geben wolte; Da ihr es aber nicht seyd, so ist es genug, wenn ihr nur dreyhundert Paternosters und eben so viel Ave Maria zu Ehren der Dreyeinigkeit saget, und indem ihr gen Himmel sehet, so müsset ihr beständig im Gedächtniß haben, daß Gott Himmel und Erde erschaffen, ingleichen müsset ihr euch auch des Leidens Jesu Christi erinnern, da ihr eben so ausgestrecket seyd als er, da er gecreutziget ward. Wenn nun in die Metten gelautet wird, so könnet ihr euch wegbegeben, wenn ihr wollet, und

euch in euer Bette schlafen legen. Hierauf müsset ihr zum wenigsten drey Messen hören, funfzig Pater-noster und eben so viel Ave Maria beten. Wenn ihr Zeit übrig und etwas zu thun habt, so könnet ihr es wie gewöhnlich verrichten und hernach essen. Ihr müsset auch nicht unterlassen in die Vesper zu gehen, woselbst ihr 50. Gebeter, welche ich euch geschrieben geben will, beten müsset, ohne welche alle das übrige vergeblich seyn würde. Zur Zeit des Vesper-Gebets gehet ihr nach Hause zurück. Ich habe dieses alles vor diesem gethan, und wenn ihr es mit Andacht thut, so hoffe ich, daß ihr, ehe ihr zu Ende kommet, die unaussprechlichen Freuden des ewigen Lebens schmecken werdet. Pucio sagte ihm tausendfachen Dank, und versicherte ihn, daß er nichts zu lang und zu schwer fände, und daß er auf folgenden Sonntag den Anfang machen wolte.

Er war kaum zu Hause, so erzählete er seiner Frau alles, welche so gleich merkte, daß es eine List von dem Mönche wäre, und hatte keine Mühe, zu errathen, wie er sich dieses zu Nutze machen wolle. Die Erfindung war ziemlich nach ihrem Sinn, und sie sagte zu ihrem Manne, daß sie über das Wachsthum, welches er in seiner Seligkeit machen würde, sehr erfreuet wäre, und, um an seiner Busse Theil zu haben, wolte sie mit ihm fasten, weiter aber könne sie nichts thun. Da nun Pucio seine Busse angefangen hatte, und Don Felix sich mit seiner Liebste beredet hatte, so kam er allezeit zu der Zeit zu ihr, wenn der Mann in seinen Betrachtungen begriffen war, und nahm den Platz fast eben so bald ein, als ihn jener verlassen hatte.

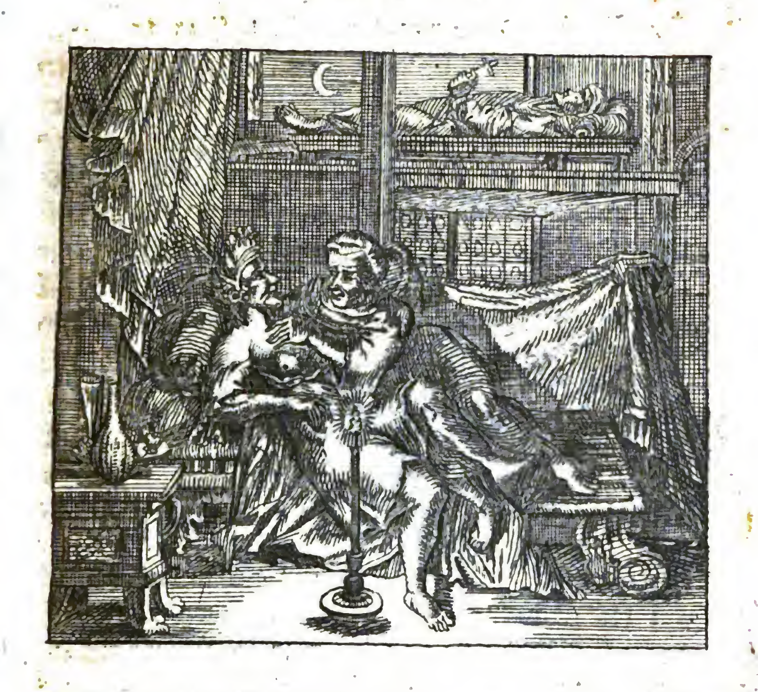
Weil

Weil der Ort, welchen Pucio seine Busse zu thun erwählet hatte, nahe bey der Kammer war, wo seine Frau schlief, und nur durch eine kleine Scheidewand abgesondert war, so geschahe es, als in einer Nacht die Verliebten lustig waren, und sich ein wenig zu sehr bewegten, daß Pucio, welcher seine Paternoster betete, und das Bette knacken hörete, sogleich inne hielte, und seine Frau fragete, woher es käme, daß sie so viel Lärm machte. Sie, weil sie gern lachte, und auch damahls Ursache hatte zu lachen, antwortete ihm, daß sie sich so viel als möglich wäre, bewegte. Aber woher kommt es denn, daß ihr euch so sehr beweget, versetzte der Mann? Ich habe euch tausendmahl sagen hören, sagte Isabelle wieder, indem sie in ihrem Herzen dazu lachte, daß, wenn man des Abends nicht esse, man sich die ganze Nacht bewege. Pucio, welcher glaubte, daß das Fasten sie am Schlafe hinderte, und diese Bewegung verursachte, sagte er zu ihr: Ich habe es euch wohl gesaget, daß ihr nicht fasten soltet; Weil es aber euer Wille gewesen ist, so schlafet, und höret euch auf zu bewegen; denn ihr machet manchmal, daß nicht nur das Bette, sondern auch alles, was darinnen ist, bebet. Die Frau sagte wieder darauf: bekümmert euch darum nicht: Ich weiß wohl was ich thue. Thut ihr nur eure Sachen, ich will meine schon machen. Der Bruder Pucio schwieg, und fing seine Gebeter wieder an. Die Verliebten wolten doch nicht mehr so nahe bey dem Bussethuenden seyn, suchten also ein entfernteres Lager, und vergnügten sich, so lange die Pönitenz währete. So bald der Mönch weg war, so begab sich Isabelle wieder

in

in ihr Bette, wohin ihr Mann von seiner beschwerlichen Uebung auszuruhen gleichfals kam. Dieses Spiel währete die ganze Zeit des Bussethuens über, und Isabelle sagte zu ihrem Liebsten, daß er dem Pucio eine Busse thun liesse, wovon sie die Früchte genösse. Die Schöne lernete also, daß einem Mönche nichts zu vergleichen sey, und befand sich so wohl dabey, daß, da sie nicht mehr so furchtsam war, sie es dermassen anstellete, daß sie mit ihm, nach des Mannes geendigter Pönitenz, an einem andern Orte zusammen kommen konnte.

Feronde



Feronde nimmt ein Pulver ein, welches machet, daß er so lange schläfet, daß man ihn vor todt hält und begräbet. Ein Abt, der in seine Frau verliebt ist, nimmt ihn aus dem Grabe, und leget ihn ins Gefängniß, da er ihm weiß machet, daß er im Fegefeuer sey. Endlich weckt er ihn wieder auf, und macht, daß er das Kind, welches er mit seiner Frau gezeuget hat, für das seinige erkennet.

In Toscana war eine ziemlich einsame Abtey, wovon der Abt, welches ein Mönch von mittelmäßigem Alter war, vor einen heiligen Mann, die Hurerey mit den Weibern ausgenommen, gehalten wurde:

de: Er that es aber so heimlich, daß es dem Rufe seiner Heiligkeit im geringsten nicht schadete. In der Nachbarschaft dieser Abtey wohnete ein Bauer, Nahmens Feronde, welches ein unvernünftiger und tummer Kerl war. Er machte Bekantschaft mit dem Abt, welcher ihn blos darum empfing, um sich auf seine Unkosten lustig zu machen. Feronde hatte eine schöne Frau, in welche sich der Abt verliebte. Weil aber der Mann ausserordentlich eyfersüchtig war, und seine Frau fast niemahls aus den Augen ließ, so gab der Mönch alle Hoffnung auf, daß ihm sein Vorhaben gelingen würde. Unterdessen unterhielt er sich doch jederzeit mit dem Feronde, welcher seine Frau bisweilen mit in die Abtey brachte. Der Abt führete sie in den Garten spatzieren, und unterhielt sie von heiligen Sachen. Er wuste sich so gut zu stellen, daß ihn die Frau vor einen grossen Heiligen hielt, und da sie Lust hatte bey ihm zu beichten, so bath sie ihren Mann um Erlaubnis dazu und erhielt sie. Der Abt war erfreuet, ein solches Beichtkind zu haben, und glaubte, daß er diese Gelegenheit nicht müste vorbey gehen lassen, etwas vor seine Liebe zu thun. Das Register der grossen Sünden war bald abgethan, die häußlichen Angelegenheiten brauchten mehrere Ueberlegung. Der Mönch fragte sie, ob sie sich mit ihrem Manne wohl vertrüge. Sie antwortete, daß sie sich nichts vorzuwerfen hätte: ihr Mann aber ein harter und unbilliger Mann wäre, welcher sie durch seine Eyfersucht aufs äuserste brächte. Der Mönch antwortete, daß es ihm leid sey, daß eine solche Frau, wie sie wäre, mit einem eyfersüchtigen und bösen Manne umgehen müste: Daß er gar wohl glaubte, daß eine so lächer-

liche

liche Einbildung ihr viele verdrüßliche Tage verursachte; daß die Eyfersucht aber kein unheilbares Uebel sey, und daß es blos auf sie ankäme, ihren Mann davon heilen zu lassen, und daß er ihr ein unfehlbares Mittel davor verschaffen wolte, wenn sie verschwiegen seyn wolte. Die Beichtende versprach alles, was man verlangte. Aber mein ehrwürdiger Pater, sagte sie, wie könnet ihr meinen Mann von seiner Eyfersucht befreyen? Man muß ihn nothwendiger Weise, antwortete der Mönch, ins Fegefeuer schicken. Ueberleget ihr es aber auch, mein Vater!? Kann man auch lebendig ins Fegefeuer gehen, versetzte sie wieder? Nein, sagte er. Ehe er dahin gehet, muß er sterben, und wenn er lange genug wird darinne gewesen und von seiner Eyfersucht geheilet seyn, so werden wir Gott für ihn bitten, und ihn wieder auferwecken. Aber, fuhr sie fort, muß ich eine Wittwe bleiben, bis er wieder auferwecket ist!? Ohne Zweifel, antwortete der Pater, denn wenn er euch, wenn er wieder auferwecket worden, bey einem andern Manne finden würde, so würde er mehr als jemahls eyfersüchtig werden. Um meinen Mann von der Eyfersucht zu heilen, setzte sie noch hinzu, und mir mehr Freyheit als ich habe, zu verschaffen, will ich alles in der Welt thun: Das ist sehr gut, fing der Abt wieder an: Was werdet ihr mir aber vor eine Belohnung davor geben. Alles, was ihr verlanget, mein Vater, antwortete sie, daferne es in meinem Vermögen stehet. Ihr könnet eben so viel vor mich thun, sagte er darauf zu ihr, als ich vor euch thun kann. Ich will euch die Ruhe wieder geben, und ihr müsset mir das Leben wieder geben. Lie-

bet

bet mich so sehr, als ich euch liebe; und da ich euch nichts vorbehalte, so behaltet mir auch nichts vor, auch euer Bette nicht. Die Frau, welche von der Heiligkeit des Abts kein solches Compliment erwartete, bezeugte ihm ihre Verwunderung darüber. Der Mönch antwortete, sie solte vielmehr über die Würkung, welche ihre Schönheit hervorgebracht hätte, verwundert seyn, welche bey einem Menschen, der nur die himmlischen Schönheiten zu sehen gewohnt wäre, Begierden erwecket hätte: Daß er, ob er schon ein Mönch wäre, dennoch wie die andern Menschen auch gemacht wäre, und daß er ihr unterdessen, da Feronde im Fegfeuer seyn würde, Gesellschaft leisten, und ihr statt eines Ehemannes dienen wolte. Er stellete ihr auch überdieses vor, daß, da die Seele der Sitz der Heiligkeit wäre, die Handlungen, welche nur den Leib angingen, der Heiligkeit ganz und gar nicht schädlich wäre, und daß sie dasjenige zu thun, was er von ihr verlangte, um so weniger Widerwillen haben solte, weil sie versichert seyn könte, daß es heimlich gehalten werden solte, und daß er schöne Diamanten hätte, welche er ihr zu geben gedächte. Da nun die Frau die Augen niedergeschlagen hatte, und weder ja noch nein antwortete, so glaubte der Mönch, daß sie beweget wäre, und überredete sie vollends durch Gründe, welche er aus seiner grossen Heiligkeit nahm, daß er nichts strafbares von ihr verlangte, und daß sie durch die Gewährung seiner Bitte ein gutes Werk verrichten würde. Sie antwortete endlich ganz beschämt, daß sie alles thun wolte, was er verlangete; Feronde müste aber erst im Fegefeuer seyn. Da soll

er

er gar bald seyn, sagte der Abt; schicket ihn nur, so bald als möglich, in die Abtey: Und indem er dieses sagte, so steckte er ihr einen Ring am Finger, welches gar viel beytrug, die Sache zu beschleunigen.

Als Feronde einige Tage hernach ins Closter kam, so beschloß der Abt, ihn vermittelst eines Pulvers, welches nach Proportion, da die Dosis stark oder schwach war, auch mehr oder weniger Zeit schlafen machte, ins Fegefeuer zu schicken. Dieses Pulver war so ausserordentlich, daß so lange es würkte, man hätte sagen sollen, der Schlafende wäre todt. Man gab dem Feronde so viel, daß er drey Tage schlafen muste. Hierauf ging man mit ihm in dem Closter herum, bis daß er einzuschlafen anfing. Endlich fiel er auf einmal hin. Man schrie um Hülfe, einige brachten Wasser, andere Wein-Eßig, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen: Das half aber alles nichts, und da Feronde kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, so zweifelte man nicht mehr, daß er gestorben wäre. Man ließ sogleich seiner Frau und seinen Freunden davon Nachricht geben, welche kamen, und ihn beweineten. Man begrub ihn endlich mit den gewöhnlichen Ceremonien, jedoch legte man ihn ganz geräumig in seinen Sarg und in sein Grab. Die Nacht war kaum angebrochen, so nahm der Abt und ein Bolognesischer Mönch, welcher sein Vertrauter war, den Feronde aus seinem Sarge heraus, und trugen ihn in einen finstern Keller, welcher den Mönchen, die etwas verbrochen hatten, zum Gefängniß dienete. Während daß Feronde schlief, so nahm der Abt seine Kleider, und ging seine Liebste zu besuchen, welche, da sie

sich in Freyheit und wohl belohnet sahe, ihm alles vergönnete. Weil nun der Mönch oft hin und her ging, so begegneten ihm bisweilen Leute, und das Gerüchte breitete sich gar bald aus, daß Feronde wieder käme; Seine Frau aber, die besser als jemand wuste, was daran war, machte sich deswegen keine grosse Sorge. Da nun Feronde wieder erwachet war, so wuste er nicht, wo er war, und da der Bolognesische Mönch, unter der Gestalt eines Engels, mit Ruthen in der Hand, hinein kam, so gab er ihm 5. oder 6. Streiche, worüber er Thränen vergoß. Hela! Wo bin ich denn, fragte Feronde beständig? Im Fegefeuer, antwortete der Mönch. Ich bin also gestorben, fuhr Feronde fort? Ohne Zweifel, versetzte der Mönch. Auf diese Nachricht fing Feronde an, sich, seine Frau und seinen Sohn zu beweinen, und redete die grösten Thorheiten von der Welt. Da ist Brod und Wein, sagte der Mönch hierauf, welches dir deine Frau geschickt, und welches der Herr, dir zu geben, mir befohlen hat. Ey was! fing Feronde wieder an, essen denn die Todten? Ohne Zweifel, versetzte der Mönch wieder. Ich hatte eine gute Frau, fuhr Feronde fort: Aber Hela! man kennet den Werth der Sachen nicht eher, als wenn man sie verlohren hat. Da ihn der Hunger quälete, so aß und trunk er, und beklagte sich, daß ihm seine Frau eben nicht vom besten Weine geschicket hätte. Hierauf fing der Mönch wieder an ihn zu geisseln, Feronde schrie deswegen, und fragte ihn, warum er ihn so schlüge. Der Herr hat mir befohlen, antwortete der Mönch, dir des Tages zweymahl so viel zu geben, um dich zu strafen,

sen, daß du eyfersüchtig gewesen bist, und deine Frau, welche so wohl mit dir umgieng, übel gehalten hast. Es ist wahr, sagte Feronde, meine Frau war die beste Frau von der Welt; aber ich wußte nicht, daß die Eyfersucht eine Sünde wäre; und wenn ich es gewußt hätte, so würde ich nicht eyfersüchtig gewesen seyn. Dieses soll dich lehren, fuhr der Mönch fort, daß du es ins künftige, wenn du wieder auf die Welt zurück kehrest, nicht mehr seyst. Aber, fuhr Feronde fort, kehret man denn auf die Welt zurück, wenn man einmal gestorben ist? In tausend Jahren wirst du von hier zurück kehren, antwortete der Mönch. Tausend Jahr, sagte Feronde, das ist eine lange Zeit: Unterdessen wenn ich wieder dahin zurück kehre, so verspreche ich dir, daß ich niemals mehr eyfersüchtig seyn, und mich niemals mehr über sie beschweren will, als über den schlechten Wein, den sie mir diesen Morgen geschickt hat. Sie hätte mir auch wohl ein Bette und ein Licht schicken können, denn man siehet hier keinen Stich. Sie hat dir alles dieses geschickt, versetzte der Mönch: man hat aber das Licht bey den Messen, welche man vor deine Seele gelesen hat, verbrannt, und was das Bette anlanget, so solst du es nach einigen Tagen, wenn du Buße gethan hast, haben; denn wir haben hier alle welche. Aber, ey lieber, sage mir, wer du bist, fieng Feronde wieder an. Ich bin auch ein Todter, wie du, antwortete der Mönch: und weil ich, wie du, eyfersüchtig gewesen bin, so hat mich Gott dazu verdammet, dich zu schlagen, bis er über unser Schicksaal ein anderes beschliessen wird. Aber, fuhr Feronde fort, sind wir beyde

denn alleine nur hier? Wir sind unser Millionen, versetzte der Mönch; aber du kannst sie weder sehen noch hören, und sie hören und sehen dich auch nicht.

Während daß Feronde im Fegefeuer war, so war der Abt mit seiner Frau an einem angenehmen Orte. Aber ein kleiner ziemlich allgemeiner Zufall störete das Fest, und unterbrach ihr Vergnügen. Die Frau wurde schwanger: sie sagte es dem Abt, so bald sie es merkte. Und nun glaubte man, daß es Zeit wäre, den Mann wieder aufzuwecken. Dieserwegen gab man ihm von eben dem Pulver, um ihn nur 4. Stunden schlafen zu lassen, und sagte ihm zuvor, daß das Gebet des Abts, seiner Frau, und seiner übrigen Freunde bey Gott soviel zuwege gebracht hätte, daß er wieder auf die Welt zurück kehren sollte. Indem er schlief, so zog man ihm seine Kleider wieder an, und trug ihn in sein Grab zurück. Da Feronde aufgewachet war, und durch die Ritzen des Grabes ein wenig Tageslicht sahe, so fieng er an zu schreyen, machet auf, machet auf. Als jemand diese Stimme gehöret hatte, so lief es sogleich, es den Mönchen zu sagen, welche augenblicklich zuliefen, und fanden den Feronde, daß er aus dem Grabe hervor kroch, welches er zu öffnen ein Mittel gefunden hatte. Auf dieses Wunderzeichen nahm ein jeder die Flucht. Die Hurtigsten liefen ganz erschrocken, dem Abt die Neuigkeit zu hinterbringen. Er war kaum heraus gegangen, dieses große Wunder zu sehen, als er den Feronde fand, welcher zu ihm sagte, daß seine und seiner Frauen andächtige Gebete ihn wieder auferwecket hätten, und daß er ihnen deswegen sehr verbunden wäre.

Der

Der Abt antwortete ihm, daß er Gott von ganzem Herzen für ihn gebeten hätte, und daß er sehr erfreuet wäre, daß er es erhöret hätte, und ermahnete ihn, auf das geschwindeste zu seiner Frau zu gehen, und sie zu trösten, weil sie seit seinem Tode beständig geweinet hätte. Der Abt strich seinen Mönchen dieses Wunderwerk sehr heraus, und man sang deswegen das Miserere. Die, welche den Ferond sahen, liefen sogleich davon, gleich als wenn sie ein Gespenst gesehen hätten. Selbst seine Frau fürchtete sich vor ihm, oder stellete sich zum wenigsten nur so. Endlich aber faßte ein jeder wieder Muth, da man ihn reden, und die traurigen Wunder der andern Welt, nebst denen ihm daselbst zugestoßenen Begebenheiten erzählen hörete. Das lustigste dabey war, daß er wirklich zu dem Kinde, womit seine Frau nachgehends niederkam, Vater zu seyn glaubte, es kann seyn, daß er nicht recht rechnete, oder sich einbildete, daß die Geburt dieses Kindes eben so wundervoll wäre, als seine vermeintliche Auferstehung, man mußte sich auch an die ordentlichen Regeln so sorgfältig nicht binden. Weil nun Feronde seine Auferstehung der Kraft des Gebetes des Abts zuschrieb, so wuchs der Ruf von seiner Heiligkeit in den Gemüthern derjenigen, welche von der Wahrheit des Wunders überzeugt waren, gar sehr. Der Auferweckte lebte nachgehends mit seiner Frau ohne Argwohn und Eyfersucht; und die Frau und der Abt kamen so ofte zusammen, als es nur möglich war, wobey sie jederzeit über die Dummheit des Mannes lachten.



Ein Mönch machte einer Venetianischen Dame weiß, daß der Engel Gabriel in sie verliebt wäre, und schlief verschiedenemahl unter der Gestalt des Engels bey ihr. Da er aber endlich ertappet wurde, so sprang er aus dem Fenster und begab sich zu einem armen Manne, welcher ihn Tages drauf, auf dem Sanct Marcus-Platze in einen Wilden verkleidet ausstellete, worauf er, da er von den Mönchen seines Ordens war erkannt worden, so gleich ins Gefängniß geleget wurde.

Die Religion ist das allerheiligste bey den Menschen, und dennoch wird sie am allermeisten gemißbrauchet. Ob man schon überhaupt sagen

sagen kann, daß sie der Mantel sey, welcher die allerstrafbaresten Handlungen bedecket, so kan man doch insbesondere auch sagen, daß dieser ruchlose Muthwille die Schoos-Sünde der Geistlichen sey. Vor diesem war zu Imola ein entsetzlicher Bösewicht, und als ein solcher dermassen bekannt, daß, wenn er eine gute That zu begehen wäre fähig gewesen, man es vor ein Laster würde gehalten haben, so sehr war er im übeln Ruffe. Da er also sahe, daß er in seinem Vaterlande zu bekannt war, so kam er nach Venedig, in der Absicht, dasjenige in der berühmten Stadt zu thun, was er an andern Orten, da er bekannt war, nicht thun konte. Er stellete sich bußfertig und andächtig, und ward ein Franciscaner-Mönch, gleich als wenn er seine Sünden in der Einsamkeit hätte beweinen wollen, und nahm den Nahmen Bruder Albert von Imola an. Niemahls stellete sich jemand äusserlich andächtiger, und niemahls redete ein Franciscaner-Mönch von der Andacht und Casteyung des Leibes besser, als er. Kurz um, aus einem Bösewicht von Profeßion, wie er war, wurde er auf einmahl ein grosser Heiliger, aber nur äusserlich; denn was das Herz anlangete, so war er allezeit noch eben derselbe. Da er einmahl Priester war, so laß er niemahls Messe, ohne das Leiden Christi zu beweinen: und weil ihm die Thränen nichts kosteten, und jederzeit weinen konnte, wenn er es zu Auszierung seiner Predigten nöthig hatte, so erlangete er in kurzer Zeit einen so grossen Ruff der Heiligkeit, daß man ihn fast bey allen Testamenten zum Executor bestellete. Der heilige Franciscus von Aßise stund

 in

in der Gegend niemahls in so grossem Ansehen, als dieser neue Franciscaner-Mönch, welcher gar bald der Beichtvater von allen Vornehmen so wohl des einen als des andern Geschlechtes wurde. Nun trug es sich zu, daß eine junge Agnes, Nahmens Lisette, die Frau eines reichen Kaufmanns, den Handels-Affairen nach Flandern gezogen hatten, zu dem Bruder Albert beichten kam. Als diese ein ziemlich überflüssiges Register ihrer Sünden gemacht hatte, so fragte sie der Mönch, ob sie keinen Galan hätte. Die Schöne, welche als eine Venetianerin hochmüthig und protzig war, antwortete ihm mit einer verdrüßlichen Mine, zu was dienen euch eure Augen, mein ehrwürdiger Pater? Glaubet ihr, daß meine Schönheiten wie andrer ihre sind? Ich würde mehr Liebhaber haben als ich verlange, wenn ich weniger Schwürigkeiten machte. Weil aber meine Schönheiten ausserordentlich sind, so spare ich sie auch nur vor Leute vom ersten Range. Sie sagte tausenderley närrische Dinge von dieser Art über ihre Schönheit, welche sie mehr als einmahl vor himmlisch ausgab. Bruder Albert merkte sogleich, daß die Schöne ein wenig verrückt im Kopfe wäre, ihre Schönheit aber war dem ohngeachtet sehr reitzend, daher er heftig in sie verliebt wurde. Weil er aber davor hielt, daß er eine günstigere Gelegenheit, sie geschmeidig zu machen, abwarten müste, so begnügete er sich damahls damit, sie ein wenig zu tadeln, und ihr vorzustellen, daß das, was sie vortheilhaftes von sich gesaget hätte, die Würkung eines eiteln Ruhms und eine Eigenliebe wäre, welche zu mäßigen sie sehr wohl thun würde.

Lisette,

Lisette, welche keinen Scherz verstund, antwortete ihm trotzig, daß er ein Narr wäre, und daß er den Unterscheid, welcher zwischen einer und der andern Schönheit wäre, nicht kennete. Bruder Albert, der sie nicht mehr erbittern wolte, ertheilete ihr die Absolution und schickte sie fort. Einige Tage darnach ging er zu ihr, und da er sie auf die Seite gezogen hatte, so warf er sich zu ihren Füssen, und bath sie, ihm das, was er ihr in der Beichte gesagt, zu vergeben, weswegen er, wie er sagte, so grausam wäre gezüchtiget worden, daß er käme, sie um Verzeihung zu bitten. Und wer hat euch denn so gezüchtiget, sagte Lisette gleich darauf? Die Nacht darauf, da ihr gebeichtet hattet, erwiederte der Mönch, da ich meiner Gewohnheit nach in meiner Celle im Gebet begriffen war, so nahm ich auf einmahl ein grosses Licht wahr, und kaum hatte ich mich umgewendet zu sehen, was es wäre, so fiel ein schöner junger Mensch über mich her, und gab mir so viel Stockschläge, daß ich dachte, er würde mich todt schlagen. Nachdem er nun so übel mit mir umgegangen war, so fragte ich ihn, wer er wäre, und warum er mich so sehr geschlagen hätte? Er antwortete mir, daß er der Engel Gabriel wäre, und daß er mich deswegen gezüchtiget hätte, weil ich die Verwegenheit gehabt hätte, die himmlische Schönheit der Frau Lisette, welche er nächst Gott über alles liebte, zu tadeln. Ich bat ihn um Verzeihung, und ich hatte das Glück, sie unter der Bedingung zu erhalten, wenn ihr mir auch verzeihen würdet; denn anders drohete er mir Arm und Bein entzwey zu schlagen. Ach, Madame, was sind die Engel hitzig,

 wenn

wenn sie zornig sind! Vergebet mir also; und hierauf will ich euch sagen, was der Engel weiter sagte. Lisette war erfreuet, so was zu hören, das ihrem Abgott auf eine so angenehme Art schmeichelte, und hielt es vor die Wahrheit selbst. Habe ich es euch nicht gesagt, antwortete sie hierauf mit einem ernsthaften Tone, daß meine Schönheiten himmlische wären. Unterdessen thut es mir doch leid, daß ihr so übel seyd behandelt worden, und damit es nicht mehr geschehe, so verzeihe ich euch, mit der Bedingung, daß ihr mir saget, was der Engel weiter sagte. Madame, fing der Franciscaner wieder an, ihr seyd die glücklichste unter allen Frauen. Der Engel Gabriel liebt euch heftig, und wenn er nicht befürchtet hätte, euch zu mißfallen, so würde er schon lange gekommen seyn, bey euch zu schlafen. Wenn ihr aber dieses Glück lange genüssen wollet, so müsset ihr es ja niemanden sagen. Er hat mir befohlen, euch zu sagen, daß er einen Theil der Nacht bey euch zubringen wolte, wenn ihr es zufrieden wäret, und weil die Engel keinen Leib haben, so will er einen entlehnen, und euch in menschlicher Gestalt besuchen. Saget mir also, zu was vor einer Zeit, und unter wessen Gestalt er kommen soll? Die Schöne antwortete ganz einfältig, daß, wenn sie der Engel liebte, sie ihn auch lieben wolte, und wenn er ihr die Ehre erzeigen wolte, sie zu besuchen, so solte er willkommen seyn, und daß er sie jederzeit in ihrer Kammer allein finden würde; aber mit der Bedingung, daß er niemahls jemanden ausser ihr lieben solte; und im übrigen könte er, unter was vor Gestalt er wolte, zu ihr kommen, nur daß

sie

sie sich nicht davor fürchtete. Ich bitte euch, um eine Gnade, Madame, fing der Mönch wieder an, zu Vergeltung des Uebels, welches ich eurentwegen erlitten habe, diese ist, daß ihr erlaubet, daß er meinen Cörper entlehne. Wenn der Engel meinen Cörper beseelet, so wird er meine Seele unterdessen ins Paradies schicken, und wird sie daselbst so lange lassen, als er bey euch seyn wird. Es ist billig, versetzte Lisette, euch diesen Trost nicht zu versagen, um euch der Stockschläge wegen, welche ich euch zugezogen habe, schadlos zu halten. Aber, Madame, setzte der Franciscaner hinzu, ihr werdet zu überlegen belieben, daß wenn der Engel euch mit einem Cörper besuchen wird, so kann er nicht anders als durch die Thüre, wie andere Menschen thun, hinein kommen; also werdet ihr Befehl geben, daß er sie offen finde. Als es Lisette versprochen, so verließ sie Bruder Albert so voller Freude und Ungedult, ihren Engel zu sehen, daß ihr jeder Augenblick ein Jahrhundert lang wurde.

Bruder Albert, der mit seiner Unterhandlung wohl zufrieden war, bereitete sich durch verschiedene stärkende Mittel, die er zum voraus einnahm, zum Streite, und so bald es Nacht worden war, so gieng er noch von einem andern Mönch begleitet zur Frau Lisette. Sobald sie ihn im weissen Kleide in ihr Zimmer treten sahe, so kniete sie vor dem Engel nieder; da sie der Engel wieder aufgehoben hatte, so ertheilete er ihr den Segen, und gab ihr ein Zeichen, sich zu Bette zu legen. Sie gehorchte augenblicklich, und der Engel folgete ihr gleich nach.

nach. Bruder Albert war ein schöner Mann, und von starker Leibesbeschaffenheit, und da er mit Lisetten allein war, welche frisch und zart war, so hatte er nicht viel Zeit, ihr begreiflich zu machen, daß die Engel von seiner Gestalt mehr könnten, als ihr Mann. Der Auftritt ward so gut vollführet, als es die Schöne nur wünschen konnte, und die Zwischenspiele wurden dazu angewendet, von der himmlischen Herrlichkeit zu reden. Als der Tag anbrechen wollte, so hielt der Engel dafür, daß es Zeit sey, sich wegzubegeben, und ging, seinen Cammeraden, welchen die Hofmeisterin aus Furcht für den Gespenstern hatte zu sich legen lassen, wieder zu suchen. Frau Lisette hatte kaum zu Mittage gespeiset, als sie zu dem Bruder Albert ging, ihm ihre Begebenheiten, und was der Engel von der himmlischen Herrlichkeit gesaget hätte, zu erzählen; wozu sie, ohne jedoch von der Hauptsache zu reden, tausend Lügen setzte. Albert antwortete ihr, daß er nicht wüßte, wie sie mit ihm zufrieden wäre, daß er aber wohl wüßte, daß, da er ihm die vorige Nacht erschienen wäre, um den Ausschlag seiner Sendung zu erfahren, so hätte er seine Seele an einen Ort des Vergnügens gebracht, allwo sie bis an den Morgen geblieben wäre; was aber seinen Leib anbelangete, so wüste er nicht, was er damit gemacht hätte. Euer Leib, antwortete Frau Lisette, ist die ganze Nacht mit dem Engel Gabriel in meinen Armen gewesen; und um euch davon zu überzeugen, so sehet unter eure linke Brust, ihr werdet daselbst ein Zeichen finden, welches in langer Zeit nicht vergehen wird, und welches nur ein Eindruck von einem feurigen Kusse ist, welchen ich dem Engel gegeben habe. Nach

einem

einem ziemlich langen Gespräche begab sich Lisette wieder nach Hause, allwo der englische Franciscaner verschiedene Besuche ohne einige Hinderniß bey ihr ablegete. Endlich aber wurde er durch die große Einfalt der Frau Lisette unglücklich. Da sie eines Tages bey einer ihrer guten Freundinnen war, und das Gespräch auf die Schönheit der Weiber kam, so unterließ sie nicht, die ihrige über alle der andern ihre zu erheben. Wenn ihr wüßtet, meine Liebe, sagte sie zu ihr, wem ich zu gefallen die Ehre habe, so würdet ihr gewiß meiner Schönheit den Vorzug geben. Die Freundinn war erfreuet, dasjenige zu erfahren, was sie sagen wollte, und antwortete, daß dieses wohl wahr seyn könnte, so lange sie aber nicht wüßte, wem sie gefiele, so würde es eine andere, als sie, so leicht nicht glauben. Ich sollte ihn zwar wohl nicht nennen, meine Liebe, sagte hierauf Lisette ganz aufrichtig: weil ich aber vor euch nichts zurück halte, so will ich euch sagen, daß es der Engel Gabriel ist, welcher mich so sehr liebet, als sich selbst, und mich vor die schönste Frau auf der ganzen Welt hält, zum wenigsten hat er mirs gesaget. Die Freundinn hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten; weil sie sie aber wollte schwatzen lassen, so antwortete sie mit einer ernsthaften Mine: Wenn der Engel Gabriel ihr Liebster wäre, und er ihr dieses gesaget hätte, so glaubte sie, daß nichts wahrers sey als dieses: Im übrigen aber könne sie nicht leicht glauben, daß die Engel Sachen von der Art thäten. Ihr irret euch, meine Liebe, versetzte Lisette. Ich versichre euch, daß ist ganz ein anderer Mensch, als mein Mann. Nur letzthin noch, hat er mich versichert, daß man im

Him-

Himmel eben so wohl liebe, als auf der Erde, und daß er nur deßwegen in mich verliebt sey, weil keine himmlische Schönheit der meinigen gleich komme; er schläfet so gar oft bey mir. Begreifet ihr es nun? Die Freundin wünschte, daß sie an einem Orte seyn möchte, wo sie sich über die Einfalt der Lisette recht satt lachen könnte. Da sie auch diesen Abend in eine große Gesellschaft von Weibern kam, so erzählete sie die englische Liebe der Frau Lisette, von Anfang bis zu Ende. Diese Weiber sagten es ihren Männern und andern Weibern, und die Begebenheit gieng endlich durch so viel Hände, daß es in weniger als zwey Tagen jedermann wußte. Als die Schwäger der Frau Lisette davon Nachricht erhalten hatten, so beschlossen sie, zu sehen, wie der Engel beschaffen sey. Da der Bruder Albert Wind davon bekommen hatte, daß die Schöne aus der Schule geschwatzet hätte, so gieng er eine Nacht zu ihr, ihr ihren Unverstand zu erkennen zu geben. Weil aber die Schwäger Schildwache gestanden, und ihn hinein gehen gesehen hatten, so hatte er sich kaum ausgezogen, als er Leute an der Kammer-Thüre hörete. Bruder Albert war gleich bey der Hand, und sprang aus einem Fenster in den grossen Canal, welcher unten war, und schwam durch, ohne daß er sich Schaden that. Er lief in ein Haus, welches er offen fand, und bat einen guten Mann, welcher daselbst wohnete, ihm das Leben zu erhalten. Bruder Albert gab seiner Sache einen so guten Schein, daß der gute Mann gerühret wurde. Da es Tag worden war, so gieng der Mann aus, und ließ den Bruder Albert zu Hause eingeschlossen. Die Schwäger, welche den Engel nicht gefunden hatten,

ten, warffen der Lisetten tausend Schimpfworte an den Hals, und begaben sich mit den Sachen des Engels hinweg. Unterdessen hatte sich die Begebenheit schon ausgebreitet, und der Mann hörete auf dem Realtus-Platze erzählen, daß der Engel Gabriel, da er bey der Frau Lisette schlafend wäre überrumpelt worden, durch den grossen Canal geschwommen sey, und daß man nicht wisse, wo er hingekommen wäre. Er dachte sogleich, daß der Mensch, welcher bey ihm sey, der Engel seyn müste. Er ging wieder nach Hause, fragte ihn aus, und drohete ihn, in die Hände der Freunde der Lisette zu liefern, wenn er ihm nicht 50. Ducaten gäbe. Bruder Albert fand Mittel, die verlangte Summe zu geben, und bat seinen Wirth, ihn gehen zu lassen. Der Wirth sagte zu ihm, daß nur ein einziges Mittel wäre, dieses sicher zu bewerkstelligen. Es ist heute auf dem Sanct Marcus-Platze eine Ceremonie, wohin ein jeder einen Menschen, entweder in einen Bär, oder in einen Wilden verkleidet führen kann. Wenn ihr euch auf eine von diesen Arten verkleiden wollet, so will ich euch dahin führen, und wenn die Ceremonie wird vollbracht seyn, so will ich euch von da an einen sichern Ort bringen. Denn damit ihrs wisset, setzte der Mann hinzu, die Freunde der Frau Lisette, da sie erfahren, daß ihr bey mir seyd, haben so viel Leute auf Schildwache gestellet, daß es unmöglich ist, daß ihr nicht in ihre Hände fallen soltet, wenn ihr euch nicht entschliesset, das zu thun, was ich euch sage. Die Furcht machte, daß sich Bruder Albert zu der vorgeschlagenen Verkleidung entschloß. Der Mann bestrich ihn also mit Honig, bedeckte ihn mit Pfläum-

federn

federn und setzte ihn in den Zustand, daß er einem Wilden ähnlich sahe. Hierauf ließ er durch Trompeten-Schall bekannt machen, daß, wer den Engel Gabriel sehen wolte, sich nur auf den Sanct Marcus-Platz begeben dürfte. Er war kaum auf die Strasse, da er seinen Wilden an einer Kette hielt, und vor sich her gehen ließ, als er sich mit einer Menge Menschen umgeben sahe, welche unter einander schrien, gleich als wenn es ein Wunder gewesen wäre. Da er auf den Sanct Marcus-Platze angekommen war, so machte er seinen Wilden an einem Pfeiler feste, und ließ ihn viele Stunden lang, den Fliegen ausgesetzt, stehen. Da er nun sahe, daß der Platz voller Leute war, so stellete er sich, als wolte er seinen Wilden losmachen, und machte die Pflaumenfedern, welche er über dem Gesichte hatte, weg, und schrie aus vollem Halse darzu, meine Herren, hier ist der Engel Gabriel, welcher vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um die Venetianischen Damen des Nachts zu trösten. Bruder Albert wurde so gleich erkannt, und es erhob sich ein Geschrey eine halbe viertel Stunde lang. Da war kein Schimpfwort, welches man ihm nicht sagte, und ein jeder hielt sich verpflichtet, ihm Koth ins Gesicht zu werfen. Als die Nachricht davon ins Closter gekommen war, so schickte man 6 Franciscaner-Mönche aus, welche ihm ein Kleid brachten, und ins Closter, von einer Menge Menschen begleitet, die beständig schrien, zurück führeten. Bruder Albert wurde ins Gefängniß geworfen, wo er, wie man sagt, kurze Zeit darnach vor Verdruß und Elend gestorben ist.

Hiero-



Hieronymus wird durch seine Freunde gezwungen, sich von seiner Liebste zu entfernen, und da er wieder kömmt, so findet er sie verheyrathet. Er stellet es hierauf so an, daß er bey ihr schlafen kann, und da er von ihr nichts erhalten kann, so stirbt er vor Traurigkeit. Die Schöne kömmt zu seinem Begräbniß, und stirbt auf dem Körper ihres Liebsten.

Es ist unrecht, die Natur zwingen zu wollen, und sich der Neigung des Herzens zu widersetzen. Wenn die Liebe ein Uebel ist, so ist sie ein Uebel, welchem durch Rathschläge nicht abgeholfen werden kann: Im Gegentheil, wenn man sie auf einmal ausrotten

 will,

will, so sind die Mittel, welche man anwendet, schädlich, wie man aus dieser Historie sehen wird. Vor diesem war zu Florenz ein sehr reicher Kaufmann, Nahmens Leonhard Segnier, welcher mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, Hieronymus genannt, gezeuget hatte. Weil der Tod des Vaters gleich nach der Geburt des Sohnes erfolget, und die Familie in guten Umständen war, so ließ die Mutter dem Kinde Vormünder bestellen, welche auch ihr Amt nebst der Mutter mit gröster Treue verwalteten. Als das Kind anfieng groß zu werden, so spielete es oft mit einer Schneiders Tochter, Silvester genannt, welche fast in gleichem Alter war. Je grösser es wurde, je mehr Neigung es vor sie hatte, und aus dieser Neigung wurde endlich Liebe. Sie liebten einander mit gleichem Eyfer, und ihr süssestes Vergnügen bestund darinne, einander wechselsweise zu besuchen. Als des Hieronymus Mutter diese Neigung wahrgenommen, so schalt sie ihn oft deswegen: Da sie aber sahe, daß er immer seinen Gang fortging, und betrachtete, daß eine solche Verbindung dem Glücke ihres Sohnes schädlich seyn könnte, so sprach sie deswegen mit seinen Vormündern, und stellete ihnen vor, daß der Mündel, da er schon sein vierzehendes Jahr erreichet, dieses Mädchen so sehr liebte, daß sie nicht zweifele, er werde sie einsten heyrathen, wenn man nicht in Zeiten vorzubauen suchte. Man glaubte, daß die Abwesenheit ihn von einer Neigung, welche man als eine Würkung der Kindheit ansahe, heilen würde. Derowegen beschloß man, ihn nach Paris zu schicken. Man stellete ihm vor, daß, da er schon

schon groß wäre, er wohl thun würde, wenn er sich seiner Sachen selbst annähme, und dieserwegen müste er nach Paris gehen, wo der gröste Theil seiner Güter wäre: Daß diese grosse Stadt eine vortrefliche Schule vor die Jugend sey, und wenn er sich durch den Umgang mit ehrbaren Leuten, deren eine grosse Menge daselbst wären, geschickter gemacht hätte, so könnte er wieder zurück kommen. Der junge Mensch hörete sie mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete ihnen sogleich darauf, daß er alles dieses zu Florenz auch thun könnte, und daß er nicht nach Paris gehen würde. Die Mutter beklagte sich mit Ungestüm über seinen Ungehorsam, und war nicht so böse, daß er nicht nach Paris gehen wollte, als über die Halsstarrigkeit, welche er bezeugte, dieses Mädchen lieben zu wollen. Da sie aber sahe, daß sie ihn durch Zorn nur mehr aufbrachte, so ergriff sie das Mittel der Schmeicheley, und brachte es durch ihre Liebkosungen so weit, daß er einwilligte, nach Paris zu gehen, und ein Jahr daselbst zu verbleiben, jedoch mit dem Versprechen, ihn, wenn diese Zeit verflossen, zurück kommen zu lassen: Man hielt ihm aber nicht Wort, denn man ließ ihn zwey Jahr daselbst. Bey seiner Wiederkunft fand er seine Liebste verheyrathet, und war deßwegen ausserordentlich betrübt; Denn die Abwesenheit hatte seine Liebe verdoppelt. Das Uebel war unheilbar, und er muste Gedult haben. Er erfuhr, wo sie wohnete, und weil er glaubte, daß sie noch eben die Gesinnungen vor ihn, als er vor sie, hegete, so ging er oft vor ihrem Hause vorbey; er muste aber mit Verdruß wahrnehmen, daß sie ihn gänzlich ver-

gessen hatte. Er unterließ nichts, den Platz in ihrem Herzen wieder zu gewinnen, welchen er verlohren hatte. Da er aber endlich sahe, daß ihm alles das, was er thäte, nichts helfen würde, so beschloß er, mit ihr zu reden, und sollte es ihm das Leben kosten. Da er nun Leute gefunden, welche ihm die Gelegenheit des Hauses sagten, so ging er eines Abends, da sie und ihr Mann bey einem Nachbar zu wachen ausgegangen waren, hinein, und versteckte sich hinter die Vorhänge eines Feld-Bettes. Als der Mann eingeschlafen war, so ging er zur Sylvester, und da er ihr die Hand auf die Brust geleget hatte, so fragte er sie leise, ob sie schliefe. Die Schöne, welche noch nicht schlief, wollte Lärm machen; der Cavalier aber machte ihr wieder Muth, indem er ihr sagte, daß er ihr lieber Hieronymus wäre. Was waget ihr, sagte Sylvester ganz erschrocken zu ihm? Ich beschwöre euch, machet euch fort. Wir können einander anjetzo nicht mehr lieben, wie zuvor. Ich bin, wie ihr sehet, verheyrathet, und der Wohlstand verbiethet mir, an keinen andern, als an meinen Mann zu gedenken. Gehet also nur fort, ich bitte euch recht sehr, wenn mein Mann aufwachet, so wird er euch übel begegnen, und ihr werdet vielleicht Ursache seyn, daß wir übel mit einander leben, welches bis hierher noch nicht geschehen ist. Dieses Gespräch war vor den Hieronymus ausserordentlich betrübt. Er mochte seiner Liebste ihre vorige Freundschaft noch so gut vorstellen, so konnte er doch nichts von ihr, weder durch Bitten, noch Versprechen erhalten. Weil er in Verzweifelung war, daß sie in ihrer Pflicht so standhaft verblieb, so

bath

bath er sie um die einzige Wohlgewogenheit, ihm zu erlauben, daß er sich neben ihr legen möchte, um sich ein wenig wieder zu erwärmen, indem er ihr die gräuliche Kälte vorstellete, welche er, da er auf sie gewartet, erlitten hätte. Die Schöne erlaubte ihm Mitleidens voll diese kleine Gnade, mit der Bedingung, daß er sie nicht anrühren, und nicht mit ihr reden sollte. Er genoß aber dieser kleinen Gunst nicht lange; denn weil er unter seinem Schmerz erliegen muste, so starb er augenblicklich darauf, ohne ein einziges Wort zu sagen. Die Schöne wunderte sich über sein ruhiges Bezeigen, und da sie sahe, daß er nicht vom Weggehen redete, so bath sie ihn, es zu thun. Da sie aber keine Antwort erhielt, so glaubte sie, daß er eingeschlafen wäre. Da sie ihn aufwecken wollte, und so kalt als Eis fand, so war sie sehr bestürzt, zumahl da sie merkte, daß er todt wäre. Weil sie nun nicht wuste, wie sie sich aus einem so schlimmen Handel ziehen sollte, so hielt sie vor nöthig, ihren Mann deswegen um Rath zu fragen, als wenn es einer andern begegnet wäre: Und da sie ihm die Sache unter einem andern Namen erzählet hatte, so fragte sie ihn, was sie wohl thun sollte, wenn ihr dergleichen begegnete. Der Mann antwortete, daß man den Todten ohne Lärm vor das Haus tragen müste, ohne auf seine Frau böse zu seyn, welche seiner Meynung nach gar nicht Unrecht hätte. Dieses müssen wir also thun, erwiederte die Frau, und nahm seine Hand und legte sie auf den Todten. Der Mann stund ganz verdrüßlich auf, ohne seiner Frau ein einziges Wort zu sagen, machte ein Licht an, und trug

den Körper dahin, wo er gesagt hatte. Die Mutter machte über den Tod ihres Sohnes einen grossen Lärm, und weil man an ihm weder Schlag noch Wunde fand, so ließ man ihn durch Medicos besichtigen, welche sagten, daß er vor Kummer gestorben wäre. Da der Begräbniß-Tag gekommen war, so begleiteten die Mutter viele Freundinnen und Nachbarinnen mit dem Körper weinend und heulend, wie gewöhnlich, in die Kirche. Unterdessen, als die Verwandten und Freunde des Hieronymus sein unglückliches Schicksaal beweineten, so wollte der Mann der Silvester wissen, ob man auch einen Verdacht auf ihn hätte, und sagte zu seiner Frau, daß sie sich in eine Kappe verhüllen und unter die Weiber von der Begleitung schleichen sollte, um zu hören, was man sagte, und er wollte es bey den Männern auch so machen. Silvester, welche sich ein wenig zu späte Mitleiden zu haben einfallen ließ, nahm ihre Kappe, und ging denjenigen todt zu sagen, welchem sie, da er noch lebte, auch nicht einmahl einen Kuß hatte geben wollen.

Wie schwer ist es nicht, die Macht der Liebe zu ergründen. Hieronymus hatte in seiner grösten Glückseligkeit das Herz der Schönen nicht rühren können, und dieses Herz konnte sich nicht halten, da es den Hieronymus in seinem Elende sahe. Ein so trauriger Anblick entzündete auf einmahl die Flamme ihrer Liebe wieder. Sie hatte den Körper kaum wahrgenommen, als sie sich durch den Hauffen drang, bis zu ihm gieng, und sich über ihn her warf. Sie hatte nicht Zeit, lange zu weinen, denn sie hatte ihn kaum küsset,

geküsset, als sie der Schmerz, welcher ihren Liebsten erstickt hatte, gleichfalls erstickte. Die andern Weiber fingen an sie zu trösten, und sie, ohne sie zu kennen, zurück zu ziehen: Da sie sie aber, die eine bey dem einen, und die andere bey dem andern Arme ergriffen hatten, so fanden sie, daß sie todt war, und da sie sie im Gesichte besehen hatten, so sahen sie, daß es Silvester war. Diese doppelte traurige Scene rührete alle Weiber ausserordentlich, und machte, daß sie von neuem an zu weinen fingen. Die Neuigkeit dieses zweiten Zufalls breitete sich aus, und kam bis zum Manne, welcher deßwegen vor Schmerz dermassen ausser sich war, daß er niemals von jemanden einigen Trost annehmen wollte. Und weil ihm seine allzugrosse Traurigkeit den ordentlichen Gebrauch seiner Vernunft benahm, so erzählete er, was seiner Frau und dem Hieronymus die vorige Nacht begegnet wäre, so daß ein jeder sogleich begreiffen konnte, daß dieses die Ursache ihres Todes sey. Ein jeder beweinete ihr trauriges Schicksal, und als man die Silvester so, wie man die Todten zu kleiden gewohnt ist, angekleidet, und die ordentlichen Ceremonien beobachtet hatte, so begrub man sie in eben das Grab: Der Tod machte also aus diesen zwey Liebenden das, was die Liebe bey ihrem Leben nicht hatte zuwege bringen können.



Litio de Valbone überrumpelt den Richard Menard, da er bey seiner Tochter schlief, und macht, daß er sie heyrathen muß.

Litio de Valbone, ein Edelmann aus Romanien, zeugete mit seiner Frau Jaquemine, da sie schon viele Jahre im Ehestande gelebet hatten, eine Tochter, welche eine von den liebenswürdigsten Personen des Landes wurde, weil sie mit dem Alter auch an Schönheit zunahm. Und da es die einzige Tochter war, so liebten sie ihre Eltern gar sehr, und gaben fleißig auf sie Acht, in der Hoffnung, eines Tages eine vortheilhafte Heyrath vor sie zu treffen. Ein junger

ger wohlgewachsener und ansehnlicher Cavalier, Nahmens Richard, aus dem Hause der Menards, ging oft zu dem Litio, und ward von ihm und seiner Frau eben so sehr geliebet, als wenn er ihr eigener Sohn gewesen wäre. Da nun Richard die Schöne, welche schon mannbar war, sahe, so verliebte er sich innigst in sie, that aber alles, was er konnte, seine Liebe zu verbergen. Wie nun das Frauenzimmer in Sachen von dieser Art durchdringend ist, so nahm die Schöne gar bald mit Vergnügen die Eroberung wahr, welche ihre Schönheit gemacht hatte, und war auf ihrer Seite wegen der Verdienste des Cavaliers nicht unempfindlich. Die Gelegenheit, welche er hatte, täglich mit ihr alleine zu reden, hatte ihn schon tausendmahl in Versuchung geführet, einige Worte von seiner Neigung gegen sie fahren zu lassen: Die Furcht aber, daß sie nicht wohl aufgenommen werden möchte, hatte ihn allezeit daran verhindert. Da er endlich müde war, sich nur durch die Augen auszudrücken, so beschloß er, eines Tages mit ihr davon zu reden, und verwunderte sich auf eine angenehme Art, als er vernahm, daß er vor sie nichts fühlete, was sie nicht vor ihm auch empfände. Nach alle dem, was sich in dergleichen Fällen artiges und zärtliches sagen läst, sagte Richard, daß es nur auf sie ankäme, beyderseits vergnügt zu seyn, und wenn sie die Mittel darzu suchen wollte, so würde sie selbige gar leicht finden. Die Schöne antwortete, daß sie nicht einsehen könnte, wie sie, da sie so genau beobachtet würde, Zeit haben könnten, einander ein Genüge zu leisten; wenn er aber ein Mittel finden könnte, so wäre sie bereit, in al-

les zu willigen, was sie ohne Schande thun könnte. Als Richard ein wenig nachgedacht hatte, so erwiederte er, daß es am besten wäre, wenn sie sich in die Gallerie, welche neben dem Garten wäre, bettete: da wollte er sich bemühen, hinauf zu klettern, ob es schon sehr hoch wäre. Die Schöne versetzte wieder, wenn er ihr versprechen könnte, hinauf zu klettern, so wäre sie gewiß überzeugt, die Erlaubniß zu erhalten, sich dahin betten zu dürfen. Den Morgen darauf beklagte sich die Schöne bey ihrer Mutter, daß sie die vorige Nacht vor grosser Hitze nicht hätte schlafen können. Du scherzest, meine Tochter, daß du das sagest, antwortete die Mutter. Es ist nichts weniger als heiß: Ihr müsset es meinem Vater sagen, erwiederte die Tochter, denn die jungen Leute sind hitziger als die alten. Das ist wahr, meine Tochter, fing die Mutter wieder an: Aber ich kann nicht die Hitze und Kälte nach meinem Gefallen einrichten. Man muß die Zeit nehmen, wie sie kommt. Es wird die folgende Nacht vielleicht frischer seyn, und du wirst besser schlafen. Ich wünsche es, sagte die Schöne: es ist aber nicht gewöhnlich, daß die Nächte frischer, je weiter man in den Sommer kömmt, werden. Was willst du denn, fuhr die Mutter fort? Daß mein Vater und ihr mir die Erlaubniß gebet, ein Bette auf die Gallerie des Gartens aufschlagen zu lassen. Der Ort ist frisch, und ich werde das Vergnügen haben, die Nachtigallen schlagen zu hören, es wird da viel besser seyn, als in unserer Kammer. Die Mutter versprach, mit ihrem Vater davon zu reden, welches sie auch diesen Abend noch that. Litio, welcher

cher alt und wunderlich war, antwortete seiner Frau: Eure Tochter will also bey dem Schlage der Nachtigallen schlafen? Ich will machen, daß sie bey der Heuschrecken ihrem Zischen schlafen soll. Als die Schöne diese Antwort gehöret hatte, so schlief sie die folgende Nacht nicht: Es war aber nicht so wohl die Hitze, als der Verdruß, welcher sie daran verhinderte. Sie rächete sich deswegen an ihrer Mutter, und beklagte sich so oft bey ihr über die Hitze, daß sie kein Auge zuthun konnte. Die gute Frau war kaum aufgestanden, als sie zu ihrem Manne gieng, und zu ihm sagte: Ihr machet euch auch gar nichts aus diesem Mädgen. Was verschlägt es euch, wo sie schlafe? Die Hitze hat sie die ganze Nacht in einer beständigen Bewegung erhalten. Es ist nur ein Kind, muß man sich denn also wundern, wenn sie sich ein Vergnügen machet, die Nachtigall schlagen zu hören? Machen es die Kinder nicht gemeiniglich so? Lasset mich mit der Nachtigall zufrieden, sagte der gute Mann mit einer verdrießlichen Miene, und lasset sie hinlegen, wo ihr wollet. Man ließ ihr also ein Bette auf die Gallerie schlagen, und weil sie hoffete die folgende Nacht daselbst zu schlafen, so machte sie, daß sie den Richard zu sehen bekam, und gab es ihm durch ein Zeichen, welches sie abgeredet hatten, zu verstehen. Da die Schöne zu Bette war, so schloß Litio eine Thür, welche auf die Gallerie ging, zu, und legte sich auch zu Bette. Als Richard glaubte, daß alles schliefe, so stieg er mit einer Leiter auf die Mauer, von dieser Mauer kletterte er mit vieler Mühe und Gefahr auf eine andere, endlich kam er auf die Gallerie, wo ihn die

die Schöne, welche noch nicht schlief, auf die beste Art von der Welt empfing. Sie brachten die Nacht sehr vergnügt zu, und liessen verschiedenemahl die Nachtigall schlagen. Weil nun die Nächte im Sommer kurz sind, und die Verliebten die Zeit wohl angewendet hatten, so schlieffen sie gegen Anbruch des Tages entweder vor Hitze oder Müdigkeit ein. Sie lagen ganz nackend auf dem Bette; die Schöne umfassete ihren Liebsten mit beyden Armen und hatte mit einer Hand das männliche Glied umfasset. Als Litio aufgestanden war, und sich erinnerte, daß seine Tochter in der Gallerie geschlafen hätte, so machte er ganz sachte die Thüre auf, und sagte bey sich selbst: Ich muß doch sehen, wie die Nachtigall die Catharine, (so nennete sich die Schöne) hat schlafen lassen. Als er aber die Vorhänge aufgezogen und die Verliebten in dieser Lage gesehen hatte, so gieng er wieder heraus, rufte seine Frau, und sagte zu ihr: Eure Tochter sehnete sich nach der Nachtigall. Sie hat es so gut angestellet, daß sie solche gar gefangen hat. Kommet, und sehet, wie sie sie hält. Und indem er dieses sagte, so führete er sie in die Gallerie, und ließ ihr ihre Tochter sehen, wie sie die Nachtigalle hielte, welche schlagen zu hören sie so viel Lust bezeuget hatte. Die Frau Jaquemine, welche dergleichen von dem Richard nicht erwartete, fand sich stark beleidiget, wollte Lärm machen, und ihn schelten, ihr Mann aber verhinderte solches, und sagte zu ihr: Nehmet euch in acht, daß ihr keine solche Dumheit begehet. Sie hat es haben wollen, sie soll ihn auch haben. Er ist ein Edelmann, und reich, die Parthey ist vortheilhaft

haft genug. Richard soll nicht leicht hier wegkommen, wenn er Catharinen nicht heyrathet, und darauf wird sich weisen, daß er die Nachtigall in seinen eigenen Bauer gestecket hat. Die Frau Jaquemine gab sich zufrieden, da sie sahe, daß ihr Mann so billig war; und dieses um so viel mehr, da sie betrachtete, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, daß sie noch sehr gut schlief, und daß sie die Nachtigall gar gefangen hätte. Als nun Richard endlich aufgewachet war, so wurde er sehr bestürzt, daß es heller Tag war. Was wollen wir anfangen, sagte er zu der Schöne. Der Tag hat uns überfallen. Da Litio dieses hörete, und die Vorhänge auf einmahl aufzog, so sagte er zu ihm, wir wollen es wohl machen. Richard hielt sich vor verlohren, und bath alsobald um Pardon, und um das Leben. Ich habe euch beleidiget und verdiene alle eure Rache. Das verdiente ich nicht, antwortete Litio. Ich liebte euch, und hatte viel Vertrauen auf euch gesetzet, aber ihr bezeuget euch diesem nicht allzugemäß. Allein weil ihr aus einer Jugend-Hitze diesen Fehler begangen habt, so stehet es bey euch, euer Leben zu retten, und die Schande, womit ihr meine Ehre beflecket habt, zuzudecken: Ihr müsset Catharinen den Augenblick heyrathen. Wo nicht, so dörfet ihr eure Seele nur Gott befehlen. Während daß dieses geredet wurde, so deckte sich die Schöne zu, ließ die Nachtigall fahren, fing vor Schaam an zu weinen, und bath ihren Vater, Richarden zu vergeben, und Richarden, daß er das, was ihr Vater verlangte, thun sollte. Die Bestürzung, worinne er über diesen Fehler war, die Begierde,

gierde, ihn zu verbessern, die Furcht zu sterben, vornehmlich aber die Liebe, welche er zu der Schönen hatte, machten, daß sich Richard nicht lange besann, und sie zu heyrathen versprach. Litio nahm einen Ring von seiner Frau, und der Cavalier heyrathete die Schöne auf der Stelle: Da dieses geschehen war, so giengen der Vater und die Mutter weg und liessen die Verliebten ausruhen, welches sie ihnen nöthig zu seyn glaubten. Richard, und die Schöne, blieben noch lange im Bette, als Eheleute aber thaten sie das nicht, was sie als Liebesleute gethan hatten, ich will sagen, sie verfuhren nicht so geschwinde, wie zuvor. Einige Tage hernach wurde die Hochzeit ordentlich gehalten, und die Verwandten wurden alle darzu gebeten: Die Pracht war dabey groß, und alles dieses geschahe bey Richarden, woselbst die Gäste nicht weniger über die Bewirthung, als die Eheleute über die Heyrath vergnügt waren.

Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus dem Italiänischen übersetzt mit Kupfern.

Zweyter Theil.



Ein Koch, der seinen Herrn erzürnet hatte, machte ihn wieder zu lachen, und entgieng dadurch der Strafe, womit er bedrohet wurde.

Der Herr Conrad von Florenz ist jederzeit ein Mann gewesen, der viel aufgehen ließ, der freygebig war, und der die Hunde und Vögel sehr liebte, ohne von seinen übrigen Tugenden etwas zu sagen. Als er nun eines Tages einen Kranich, welcher sehr jung und fett war, gefangen hatte, so schickte er solchen seinem Koch, welcher Quinquibio

hieß,

hieß, und von Geburth ein Venetianer war, und ließ ihm zugleich sagen, daß er ihn auf den Abend braten sollte. Der Koch, welcher ein Narr zu seyn schien, und es auch wirklich war, steckte den Kranich ans Spieß und ließ ihn braten. Er war fast gar, und gab einen lieblichen Geruch von sich, als eine Frau aus der Nachbarschaft, die Brunette hieß, und worein der Koch sterblich verliebt war, in die Küche trat, und den Koch gar inständig um eine Keule von dem Kranich bath, der sie aber auslachte und zu ihr sagte: daß sie nichts davon bekommen würde. Wenn ihr mir die Keule nicht gebet, antwortete Brunette, so denket nicht, daß ihr jemals etwas von mir erlangen werdet. Da sie nun einander allerhand harte Reden gegeben, und Quinquibio seine Liebste doch nicht böse machen wollte, so schnitt er die Keule ab, und gab sie ihr. Herr Conrad hatte Gesellschaft mitgebracht, und wunderte sich sehr, als der Kranich aufgetragen wurde, daß er nur eine Keule sahe. Er ließ den Koch ruffen, und fragte ihn, wo die andere Keule hingekommen wäre. Mein Herr, antwortete der Koch, die Kraniche haben nur ein Bein und eine Keule. Was! du Tölpel! versetzte Herr Conrad, ist das der erste Kranich, den ich sehe? Der Koch aber behauptete beständig, daß das, was er sage, wahr sey, und erboth sich, solches durch einen lebendigen Kranich zu beweisen. Herr Conrad wollte wegen der Gesellschaft kein grösser Lärmen anfangen, und antwortete ihm blos: Weil du das, was du sagest, so gewis weist, so

wollen wir sehen, ob du Hundsfutt mir morgen das wirst zeigen können, was noch niemand gesehen hat: Wirst du es aber nicht im Stande seyn, so sollst du lange Zeit an deine Dummheit gedenken. Den Morgen darauf ließ der Herr Conrad, dessen Zorn durch den Schlaf nicht vergangen war, zwey Pferde satteln, eines vor sich, und das andere vor den Quinquibio, und ritten mit Anbruch des Tages an einen Fluß, an dessen Ufer zu dieser Zeit gemeiniglich Kraniche saßen. Quinquibio war sehr erschrocken, und wuste nicht, wie er es anfangen sollte, sich zu entschuldigen. Er hätte gern die Flucht genommen, wenn er getrauet hätte: Aber er fürchtete sich, weil er nicht allzuwohl beritten war. Alle Vögel, zur rechten und zur linken schienen ihm Kraniche mit zwey Beinen zu seyn. Als er nun an den Fluß kam, so sahe er deren ein Dutzend auf einem Beine stehen, wie sie gemeiniglich thun, wenn sie schlafen. Er zeigete sie alsobald seinem Herrn, und sagte zu ihm, glauben sie nun, daß ich gestern Abend wahr geredet. Sehen sie doch, ob diese Kraniche mehr als eine Keule haben. Ich will dir gleich zeigen, versetzte Herr Conrad, daß sie deren zwey haben, und da er ein wenig näher gekommen war, so schrie er Ho, Ho. Auf dieses Geschrey thaten die Kraniche das andere Bein herunter und flogen davon. Nu, du Schlingel, sagte Herr Conrad hierauf, haben die Kraniche nicht zwey Beine? Aber, mein Herr, versetzte Quinquibio, sie schrien doch zu dem gestern Abend

nicht

nicht Ho Ho; Denn wenn sie dieses gethan hätten, so würde er gleich wie diese, auch das andere Bein und die andere Keule herunter gethan haben. Diese Einfalt stillete den Zorn des Herrn Conrads, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, und sagte zu ihm, du hast recht. Geh hin, ich will dir es deiner Erfindung wegen verzeihen, aber komm mir nicht mehr.



Tofan verschloß einsmahls in der Nacht seiner Frau die Haus-Thür, ohne daß sie ihn weder durch Bitten noch durch Flehen bewegen konnte, solche aufzumachen. Sie that, als wollte sie sich in den Brunnen stürzen, warf aber nur einen grossen Stein hinein. Als Tofan dieses hörete, so lief er hinzu und ließ die Thür offen. Die Frau ging hinein, sperrete ihren Mann heraus, und warf ihm tausend Schimpfreden an Hals.

Vor diesem war zu Arezzo ein reicher Mann, Nahmens Tofan, welcher ein schönes junges Mädchen, die Gitte hieß, geheyrathet hatte. Er war kaum

kaum verheyrathet, so wurde er der eyfersüchtigste Mann von der Welt. Die Schöne merkte es, und war sehr mißvergnügt darüber. Sie fragte ihn vielmahls, weswegen er eyfersüchtig sey, sie erhielt aber niemals eine andere Antwort, als die übeln Ursachen, welche man in dergleichen Fällen anzuführen pfleget. Seine Eyfersucht ging endlich so weit, daß sie beschloß, ihn von einem Uebel, welches er im voraus ohne Grund glaubte, zu befreyen. Sie glaubte, daß ein artiger Mensch aus ihrer Nachbarschaft in sie verliebt sey, und fand ein Mittel, ihm wissen zu lassen, daß sie ihm nicht abgeneigt sey. Sie brachte auch in kurzer Zeit die Sachen dahin, daß sie nichts als einen günstigen Augenblick zu Ausführung ihres Vorhabens erwartete. Unter andern Fehlern ihres Mannes nahm sie wahr, daß er den Trunk liebete: Hierinne gab sie ihm nicht nur Beyfall, sondern nöthigte ihn auch selbst zuerst zum Trunke. Er gewöhnete sich auch so daran, daß sie ihn trunken machte, wenn es ihr gefiel, und wenn er trunken war, so legte sie ihn ins Bette. Diese Zeit machte sie sich zu Nutze, solche bey ihrem Galan zuzubringen; und dieses that sie mit so viel Verwegenheit, daß sie ihn nicht allein zu sich in ihr Haus kommen ließ, sondern auch oftmahls zu ihm in sein Haus ging, wo sie den grösten Theil der Nacht mit ihm zubrachte. Als der Mann merkete, daß sie niemahls trank, wenn sie ihn zum Trunk nöthigte, so schöpfete er einigen Argwohn und vermuthete das, was auch würklich wahr war. Um sich nun davon zu überzeugen, so brachte er die meiste Zeit eines Tages in der Stadt zu, ohne einen Tropfen zu trinken, und begab sich des Abends tau-

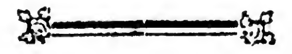
melnd und torkelnd nach Hause, gleich als wenn er der trunkenste Mensch von der Welt gewesen wäre. Da ihn seine Frau in diesem Zustande sahe, so glaubte sie, daß es nicht nöthig sey, ihn weiter zum Trunke zu nöthigen, sondern schaffte ihn augenblicklich zu Bette. Er war kaum hinein, und dem Ansehen nach eingeschlafen, so ging sie zu ihrem Liebsten, und blieb bis um Mitternacht bey ihm. Ein wenig hernach stund Tofan auf, verschloß die Thür inwendig wohl, und blieb am Fenster stehen, seine Frau zurückkommen zu sehen, und ihr zu zeigen, daß er nicht so einfältig wäre, als sie wohl glaubte. Hier muste er lange genug warten, endlich aber kam sie, und da sie die Thür zugeschlossen fand, so war sie grausam verdrüßlich darüber. Sie wendete alle mögliche Mühe an, solche mit Gewalt aufzumachen, sie konnte es aber niemahls dahin bringen. Ihr Mann ließ sie einige Zeit da stehen, und sagte endlich zu ihr: Die Zeit ist alle verlohren: Du sollst gewis nicht herein kommen: Geh hin, wo du hergekommen bist. Du sollst niemals einen Fuß wieder in mein Haus setzen, ehe ich dir nicht in Gegenwart deiner Freunde und unserer Nachbarn die Schande angethan habe, die du verdienest. Die Schöne bath, er möchte ihr aufmachen, und versicherte ihn, daß sie gar nicht da gewesen wäre, wo er vielleicht dächte, und daß sie sich genöthiget gesehen hätte, bey ihren Nachbarinnen Gesellschaft zu suchen, da sie selbst keine hätte, und die Nächte lang wären. Allein, all ihr Bitten half ihr nichts, da ihr Mann beschlossen hatte, ihre gemeinschaftliche Schande zu offenbahren. Weil nun bitten nicht helfen wollte,

te, so fieng sie an zu drohen, und sagte zu ihm, daß wenn er ihr nicht aufmachte, sie ihn ins Unglück stürzen wollte. Und was kannst du mir denn thun, antwortete der Mann? Ehe ich die Schande, welche du mir ohne Ursach anthun willst, leide, sagte sie wieder, so will ich mich in diesen Brunnen stürzen. Und weil du mit Recht vor einen Trunkenbold von Profeßion gehalten wirst, so wird ein jeder glauben, daß du mich hinein gestürzet hast, und hierauf wird man dich als einen Mörder umbringen, wenn du anders nicht die Flucht ergreifest. Diese Drohung fruchtete aber eben so wenig als ihr Bitten. Gott vergebe dirs, sagte die Schöne. Ich muß doch sehen, ob du dich dabey wohl befindest, daß du mich in Verzweifelung gebracht hast. Es war eine sehr dunkle Nacht und da die Schöne auf den Brunnen zugegangen war, so nahm sie einen grossen Stein und warf ihn hinein, da sie zuvor ganz laut geschrien hatte: Mein Gott, vergieb mir meine Sünde. Als Tofan das Geräusche hörete, welches der Stein im Fallen machte, so zweifelte er nicht mehr, daß sich seine Frau in den Brunnen gestürzet hatte. Er fing an sich zu fürchten, ging, ohne die Thür wieder zu verschliessen, aus dem Hause, und wollte sehen, ob er sie nicht zappeln hörete. Die Schöne, welche sich bey der Thür verstecket hatte, ging, sobald er heraus war, hinein, schloß die Thür zu, trat ans Fenster, wo ihr Mann zuvor gestanden hatte, und sagte zu ihm: sie wollte ihm nunmehro seine Schande recht offenbaren.

Als Tofan seine Frau hörete, so sahe er wohl, daß er zum Narren gemacht war, ging an die Thür zurücke, welche er verschlossen fand, und fing nunmehro auch an zu bitten, daß man ihm aufmachen solle. Die Schöne redete nicht mehr als eine Bittende, sondern sagte zu ihm: Du Naßlappen du, du sollst nicht hereinkommen. Ich bin deines unordentlichen Lebens müde. Ein jeder soll deine schöne Lebens-Art, und zu was für einer Stunde du heimkommst, erfahren. Tofan war ganz ausser sich, daß er der Narre und das Opfer seiner Frauen Bosheit seyn sollte, fing an zu schreyen und sie zu schimpfen. Da die Nachbarn diesen Lärm höreten, so kamen sie ans Fenster, und fragten nach der Ursache dieses Lärms. Der Bösewicht ist es, antwortete die Schöne weinend, der sich alle Nächte vollsäufft. Es ist schon lange Zeit, daß ich dieses unordentliche Leben ausstehen muß, und ich habe ihn einmahl heraus sperren wollen, um ihn zu beschämen und dadurch zu nöthigen, ins künftige ordentlicher zu leben. Tofan hingegen erzählete, wie die Sache wirklich war, und drohete ihr entsetzlich. Sehet doch einmahl, was das vor eine Unverschämtheit ist, sagte sie zu ihren Nachbaru: Ein jeder siehet, daß er draussen ist, und er begehet noch die Verwegenheit, dasjenige zu läugnen, was ich sage. Daraus könnet ihr von seiner Weisheit und von seinem Verstande urtheilen. Er hat das gethan, wessen er mich beschuldiget, und hat einen grossen Stein in den Brunnen geworfen, weil er meynete, mir dadurch eine Furcht einzujagen. Ich wollte wünschen, er hätte sich wirklich hineingestürzet: Weil nun die

Nach-

Nachbarn sahen, daß alle Anzeigen wider den Tofan waren, so fingen sie an, ihn zu schelten und zu schimpfen, daß er von seiner Frau so übel spräche. Der Lärm wurde so groß, und kam so geschwinde von einem Nachbar zum andern, daß ihn endlich auch die Verwandten der Schönen höreten. Sie liessen zu, und da sie sich nach der Wahrheit der Sache erkundiget hatten, so nahmen sie den Tofan beym Leibe, und prügelten ihn so derb ab, daß sie ihn fast todt schlugen. Nach dieser schönen Verrichtung liessen sie die Thür aufmachen, nahmen der Schönen ihre Sachen zusammen, und einer von ihnen nahm sie mit sich nach Hause. Tofan blieb einige Tage, entweder aus Verdruß oder wegen der Schläge, die er bekommen hatte, im Bette liegen, und merkete, aber ein wenig zu späte, daß ihn seine Eyfersucht zu dieser Thorheit verleitet hätte. Weil er nun übrigens seine Frau sehr lieb hatte, so brachte er sie durch Vermittelung einiger guten Freunde wieder zu sich. Er versprach ihr, nicht mehr eyfersüchtig zu seyn, und erlaubte ihr, daß sie machen könnte, was sie wollte, jedoch mit der Bedingung, daß sie es nur heimlich, und mit so viel Vorsicht thun sollte, daß er nichts davon erführe. Also war Tofan ein vollkommener Narre, und machte nach erlittenen Schaden Friede.





Ein Eyfersüchtiger, welcher sich in einen Priester verkleidet hatte, hörete seiner Frau Beichte, diese machte ihm weiß, daß sie einen Priester liebte. Der Mann stund des Nachts Schildwache um den Priester zu ertappen, unterdessen ließ die Schöne ihren Liebsten durch das Dach des Hauses zu sich kommen, und betrog ihren Mann.

Ehemals war zu Rimini ein sehr reicher Kauffmann, dessen Frau jung und vollkommen schön war. Er wurde entsetzlich eyfersüchtig über sie, ohne daß er die geringste Ursache dazu hatte, es sey denn, daß man sage, weil er sie sehr lieb hatte, sie vor voll-

kom-

kommen schön hielt, und sahe, daß sie sich nur befleißigte ihm zu gefallen, er also glaubte, daß sie ein jeder wie er liebe, daß sie ein jeder mit seinen Augen ansähe, und daß sie eben so viel Fleiß anwende, andern zu gefallen, als ihm selbst. Welches in der That eine Ursach eines wenig verständigen Menschen ist. Er ließ sie, so zu sagen, nicht aus dem Gesichte, und sie wurde eingeschlossener gehalten, als viele Gefangene, welche zum Tode verdammet sind. Sie durfte weder auf eine Hochzeit noch auf ein Festin gehen, es war ihr nicht erlaubet, weder in die Kirche noch auf die Strasse zu gehen, ja sie hatte nicht einmahl die Freyheit, ans Fenster zu treten. Ihr Zustand war mit einem Worte der allerunglückseligste von der Welt; und sie war um so vielmehr ungeduldig darüber, weil sie sich nichts vorzuwerfen hatte. Weil sie nun sahe, daß sie ohne Ursache geplaget würde, so hielte sie davor, daß es weder schlimmer noch besser werden würde, wenn sie würklich Gelegenheit darzu gäbe. Sie fand sogar eine Art von Trost darinne. Da sie aber die Freyheit zu wählen nicht hatte, weil sie mit niemand umgehen konnte, und wuste, daß in dem Hause neben an, ein junger wohlgestalter Mensch wohnete, so wünschte sie, daß in der Mauer ein Loch seyn möchte, da sie so ofte durchsehen wollte, bis sie den Cavalier etwa einmahl zu sehen bekäme, da sie sich denn mit ihm besprechen, und ihm ihr Herze schenken wollte, wenn er es anders verlangete, und hierauf wollte sie Mittel suchen, einander näher zu sprechen, um ihr unglückliches Leben also zuzubringen, bis etwa ihr Mann von seiner unsinnigen Leidenschaft geheilet würde. Da sie sich die Abwesenheit

heit ihres Mannes zu Nutze machte, und bald da, bald dorthin sahe, so wurde sie endlich an einem ziemlich verlegenen Orte einer kleinen Oeffnung gewahr. Ob man nun schon Mühe hatte dasjenige zu unterscheiden, was auf der andern Seite war, so glaubte sie doch eine Magd zu sehen, und hatte eine grosse Freude darüber. Sie stellete ein vertrautes Mädgen dahin auf die Schild-Wache, welche ihres Unglücks wegen Mitleiden mit ihr hatte, und erfuhr, daß die Magd, welche sie glaubte gesehen zu haben, Philipp (dieses ist der Nahme des Cavaliers) selbst wäre, und daß er in dieser Kammer alleine schlief. Weil sie oft diese durch diese Oeffnung sahe, bald ein Stück Stein, bald ein Stück Kalk loß machte, so ward das Loch in kurzer Zeit ziemlich groß, so, daß sie den Cavalier ganz wohl unterscheiden konnte. Sie sahe ihn endlich eines Tages, und ließ so viel Schutt hinunter fallen, daß der Cavalier, als er die Augen aufhub, um zu sehen, was es sey, jemand reden hörete. Er gieng näher hinzu, und erkannte die Schöne, welche ihn ruffte, und da sie keine Zeit zu verliehren hatte, so eröfnete sie ihm sogleich die Hochachtung, welche sie vor ihn hatte. Der Cavalier war über einen so glücklichen Zufall erfreuet, und arbeitete auf seiner Seite, die Oeffnung zu vergrössern, welche auf beyden Seiten mit Tappeten bedecket wurde. In kurzem war das Loch so groß, daß man einander sehen, und die Hand reichen konnte; wegen der Wachsamkeit des Eyfersüchtigen aber, konnten sie weiter nichts thun. Weil nun das Weyhnachts-Fest nicht mehr weit war, so sagte die Schöne zu ihrem Manne, daß sie

ihre

ihre Andacht halten und beichten wollte. Wie kömmts, Frau, sagte hierauf der Mann, daß ihr beichten wollet? Was habt ihr denn vor Sünden begangen? Glaubet ihr denn, daß ich eine Heilige bin, antwortete die Schöne, und daß ich nicht eben so wohl, als andere sündige? Wenn ihr ein Priester wäret, so wollte ich bey euch beichten: Da ihr es aber nicht seyd, so müsset ihr geschehen lassen, daß ich euch meine Sünden nicht vertraue. Mehr brauchte es nicht, den Eyfersüchtigen in Unruhe zu setzen, und die Begierde bey ihm zu erwecken, zu wissen, was vor Sünden seine Frau begangen hätte. Er glaubte ein Mittel zu haben, dieses werkstellig machen zu können, und sagte zur Schönen, daß er ihr an ihrem Beichten nicht hinderlich seyn wollte: Er verlange aber, daß es in seiner Kapelle und bey seinem Kapellan, oder bey einem andern Priester, welchen ihr der Kapellan geben würde, geschehen müsse: jedoch mit der Bedingung, daß sie es des Morgens thun, und daß sie sogleich wieder nach Hause kommen sollte. Die Frau glaubte seinen Vorsatz errathen zu haben, also antwortete sie, ohne sich was merken zu lassen, daß sie es zufrieden wäre.

Da Weyhnachten gekommen war, so stund sie des Morgens auf, kleidete sich an, und ging in die Kapelle, wohin ihr Mann vor ihr gegangen war. Er hatte seinen Anschlag mit dem Kapellan schon abgeredet, und zog, sobald er dahin gekommen war, ein Mönchs-Kleid an, dessen Kappe ihm das halbe Gesichte bedeckte. Die Schöne war kaum in die Kirche, so fragte sie nach dem Priester, und sagte zu ihm,

daß

daß sie willens wäre zu beichten. Der Priester sagte, daß er ihre Beichte nicht hören könnte, daß er ihr aber sogleich einen Mönch schicken wollte, welcher sie anhören würde. Einen Augenblick darnach, sahe sie ihren Mann in dem vorbeschriebenen Anzuge kommen. Was vor Sorgfalt er auch angewendet hatte, sich zu verbergen, so erkannte sie ihn doch sogleich, und war erfreuet, ihren Eyfersüchtigen als einen Priester zu sehen, der, um nicht an der Sprache erkannt zu werden, kleine Steinigen ins Maul genommen hatte. Sie stellete sich, als wenn sie ihn vor einen wahren Mönch hielt, und setzte sich zu seinen Füssen nieder. Da die kleinen Sünden abgethan waren, so sagte sie ihm endlich, daß sie verheyrathet, und in einen Priester verliebt sey, welcher alle Nachte bey ihr schliefe. Die Begierde, welche der Eyfersüchtige hatte, mehr von der Sache zu erfahren, hielt ihn zurück, daß er nicht heraus platzte. Aber was? sagte der Beicht-Vater, schläft denn euer Mann nicht bey euch? Ja, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Bußfertige, er schläft bey mir. Wie kan denn also der Priester da schlafen, fing der Mönch wieder an? Ich weiß nicht, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Schöne, was der Priester vor ein Mann ist: Es ist keine Thür, welche sich nicht öffnet, so bald er sie nur anrühret. Er hat mir auch gesaget, daß er das Geheimniß besitze, meinen Mann durch einige Worte einzuschläfern: und wenn er eingeschlafen ist, so machet er die Thür auf, und leget sich zu mir. Ihr thut sehr übel, meine Frau, sagte der Mönch hierauf; Und wenn ihr mir folgen

wollet,

wollet, so thut es nicht mehr. Das kann ich nicht lassen, mein ehrwürdiger Vater, antwortete die Schöne. Ich liebe diesen Priester allzusehr. In diesem Fall, fing der Beichtvater wieder an, kann ich euch die Absolution nicht ertheilen. Das thut mir leid, sagte die Schöne wiederum, ich bin aber nicht hieher gekommen, zu lügen. Wenn ich es thun könnte, so wollte ich es euch herzlich gern versprechen. Ich bedaure, Madame, war des Beichtvaters Antwort, daß ihr euch auf diese Art selbst verdammet. Ich will Gott für euch bitten. Vielleicht wird euch mein Gebeth einiger massen nützlich seyn. Allen Falls will ich von Zeit zu Zeit einen Geistlichen zu euch schicken, um zu vernehmen, ob es euch was geholfen hat. Das thut um des Himmels Willen nicht, sagte die Schöne wieder. Mein Mann ist der eyfersüchtigste Mann von der Welt, und wenn er es merken sollte, so würde ihm die ganze Welt nicht aus dem Kopfe bringen, daß nicht etwas böses darhinter stecke. Bekümmert euch darum nicht, fuhr der Mönch fort, ich will es schon so anstellen, daß er niemahls davon reden wird. Wenn ihr dessen versichert seyd, sagte endlich die Schöne, so könnt ihr es machen, wie es euch gefällt. Da die Beichte vorbey, und die Pönitenz aufgeleget war, so stund die Schöne auf, Messe zu hören, und der Eyfersüchtige legte seine Priesters-Kleider wieder ab, hierauf ging er mit schwerem Herzen nach Hause, und brannte vor Ungedult, den Liebsten seiner Frau zu ertappen. Da die Schöne nach Hause kam, so merkte sie so gleich, daß ihr Mann Grillen im Kopfe hatte, ohnerachtet der Mühe, welche er sich gab, solche zu

verber=

verbergen. Weil er nun Willens war, die ganze Nacht Schildwache zu stehen, so sagte er zu seiner Frau, daß er in die Stadt zum Essen ginge, und auch da schlafen würde, daß sie die Thüren, vornehmlich aber ihre Kammer-Thüre, wohl zuschliessen sollte. Da die Schöne sahe, daß die Sachen so gut gingen, so ersahe sie ihre Zeit, stellete sich ans Loch, und gab das gewöhnliche Zeichen, worauf der Cavalier, welcher horchte, alsobald kam. Sie erzählete ihm, was sie gemacht, und was ihr der Mann gesaget hätte, und setzte hinzu, daß sie überzeuget wäre, daß ihr Eyfersüchtiger nicht aus dem Hause gehen, sondern die ganze Nacht Schildwache stehen würde. Wenn er nun ein Mittel finden könnte, auf das Dach zu steigen, so würde es lediglich auf ihn ankommen, ob er seinen Platz einnehmen wollte. Die Schöne ermangelte nicht, ihren Befehlen nach, die Thüren wohl zu verschliessen, damit der Mann nicht hinein könnte, und da es Nacht worden war, so empfing die Schöne den Cavalier an einem geheimen Orte, welcher ein Mittel gefunden hatte, auf das Dach zu kommen, sie redeten tausendmahl von dem Vergnügen, einen Eyfersüchtigen zu betrügen, und da es Tag werden wollte, so kehrte der Cavalier durch eben den Weg wieder zurück, da er hergekommen war. Der Eyfersüchtige, welcher von Kopf bis auf die Füsse gewaffnet war, wartete die ganze Nacht auf den Priester, und es war schon heller Tag, als er sich von Hunger und Kälte erstarret auf ein Bette warf. Gegen neun Uhr stund er auf, ging in das Zimmer seiner

ner Frau, that, als wenn er sehr weit herkäme, und speisete mit ihr. Nach der Mahlzeit kam ein kleiner Knabe, welcher sagte, daß er von dem Beichtvater der Schönen geschickt wäre, und verlangte mit ihr zu sprechen. Da die Schöne kam, so sagte der kleine Knabe zu ihr, daß ihr Beichtvater ihn herschickte, um zu vernehmen, ob der Mensch, wovon sie ihm gesaget hätte, gekommen wäre. Er erhielt zur Antwort, daß er nicht gekommen sey, und wenn er es ferner so machen wollte, so könnte sie ihn leichte vergessen, ob sie schon wenig Lust darzu hatte. Der Eifersüchtige fuhr mit seinem Wachen viele Nächte fort, deren sich die Schöne zu Nutze machte, sich mit ihrem Liebsten zu vergnügen. Der Mann wurde endlich so vieler unnützen Beschwerlichkeiten müde, und fragte eines Tages seine Frau mit einem verdrüßlichen Gesichte, was sie zu ihrem Beichtvater gesaget hätte. Die Schöne antwortete ihm, daß sie nicht verbunden wäre, ihm solches zu sagen. Ungetreue, sagte er hierauf zu ihr mit einer Miene, welche die Verwirrung seines Herzens deutlich genug an den Tag legte, ich weiß es wider deinen Willen: Ich will aber übrigens wissen, was vor ein Priester bey dir schläfet, oder will dir die Käle abschneiden. Ist es möglich, sagte die Schöne lächelnd hierauf, daß ein kluger Mann sich von einer Frau bey der Nase herum führen lasse? Die Eifersucht ist eine närrische Leidenschaft, und machet, daß viele Thorheiten begangen werden. Ich habe zu dem Beichtvater, nehmlich zu euch selbst, gesagt, (denn glaubet nur nicht, daß ich euch verkannte,) daß ich einen Priester liebte. Das seyd ihr; dann ihr waret es dazumal, ohne daß ihr Ursache

darzu hattet. Ueberdieses habe ich zu euch gesaget, daß, wenn dieser Priester bey mir schlafen wollte, ihm keine einzige Thür verschlossen sey. Braucht dieses einer Erklärung? Sind euch die Thüren verschlossen, wenn ihr zu mir kommen wollet? der Priester schläfet beständig bey mir. Schlafet ihr denn nicht allezeit bey mir? Und wenn ihr nicht bey mir geschlafen und euren Knaben zu mir geschicket habt, habe ich da nicht geantwortet, daß der Priester nicht bey mir geschlafen hätte? Dieses ist ein Rätzel, das gewiß schwer zu errathen ist. Nur ein Eifersüchtiger, wie ihr seyd, irret sich. Sparet die Mühe, Abwesenheiten vorzuwenden, und alle Nächte den Harnisch anzulegen: Lebet so, wie ihr vor diesen thatet, ohne Argwohn und Eifersucht, und stellet euch dem Gelächter derjenigen nicht blos, welche eure Thorheiten erfahren werden. Wenn ich mit euch so, wie es einem eingebildeten Eifersüchtigen gehöret, umgehen wollte, so wollte ich es thun, und wenn ihr hundert Augen hättet, ohne daß ihr den geringsten Wind davon haben solltet. Da nun der Eifersüchtige, welcher glaubte, das Geheimniß seiner Frau gewust zu haben, sich zum Narren gemacht sahe, so wuste er nichts darauf zu antworten, dankete Gott, daß er sich betrogen hatte, und hielt seine Frau vor ein Muster der Weisheit und Tugend. Und wie er eifersüchtig geworden war, ohne daß er Ursache darzu hatte, so war er es nicht mehr, da er würklich welche dazu hatte, und weil die Schöne hierdurch mehr Freyheit erhielt, so hatte sie nicht mehr nöthig, ihren Liebsten durch das Dach zu sich kommen zu lassen: sondern sie ließ ihn mit wenig Vorsicht zur Thür herein, und belustigte sich mit ihm ohne Verdruß und Unruhe.

Eine



Eine Schöne, welche ihren Liebsten bey sich hatte, wurde von dem Lambert, welcher sie gleichfalls liebte, zu gleicher Zeit besuchet. Weil nun der Mann darzu kam, so schlug sich Lambert mit dem Degen in der Faust durch, und mit dem andern stellete es die Schöne so an, daß ihn ihr Mann nach Hause begleitete.

Diejenigen, welche sagen, daß die Liebe närrisch mache, sind selber Narren. Im Gegentheil machet die Liebe diejenigen witzig, welche es nicht sind. Vor diesem war zu Florenz eine Schönheit, welche an einen Ritter von sonderbaren Verdiensten verhey-

rathet wurde. Wie es sich nun oft zuträgt, daß man überdrüßig wird, immer einerley Brod zu essen, so verliebte sich die Schöne in einen jungen Menschen, Namens Lionnet, welchem weder Artigkeit noch Reichthum mangelte, ob er schon von nicht allzu hoher Geburt war. Dieser liebte die Schöne eben so sehr, als sie ihn liebte; da sie also beyde eines Sinnes waren, so währete es nicht lange, daß sie einander von ihrer beyderseitigen Liebe nicht sollten gute Proben gegeben haben. Lionnet war nicht der einzige Anbeter der Schönen. Einer, Nahmens Lambert, war auch sehr heftig in sie verliebt; weil er aber ein wunderlicher und närrischer Mensch war, so hatte sie sich nicht entschliessen können, ihn zu lieben. Nach vieler Mühe und Gesandschaften an sie, sein demüthigstes Bitten statt finden zu lassen, wurde er endlich müde, umsonst zu seufzen, und ließ der Schönen sagen, daß er sie öffentlich beschimpfen wollte, wenn sie sein Verlangen nicht erfüllen würde. Da sie die Person kannte, und gar nicht zweifelte, daß er das, was er sagte, nicht auch erfüllete, so nöthigte er sie dadurch, dasjenige aus Furcht zu thun, was sie niemals aus Liebe würde gethan haben. Madam Isabelle (dieses ist der Schönen Name) brachte nach ihrer Gewohnheit die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu, woselbst sie ein sehr angenehmes Haus hatte. Sie war schon einige Tage daselbst gewesen, als ihr Mann einen Brief erhielt, welcher ihn nöthigte, eine weite Reise vorzunehmen. Als die Schöne sahe, daß sie allein war, so ließ sie dem Lionnet sagen, daß er kommen und ihr Gesellschaft leisten sollte. Ich lasse einen jeden selbst urthei-

urtheilen, ob er lange wird verzögern haben, sich dahin zu begeben. Da Lambert auch erfahren hatte, daß der Mann abwesend wär, so stieg er ohne Gesellschaft zu Pferde, und wollte sie besuchen. Er pochte an: Es kam eine Magd, ihm aufzumachen, und sie hatte kaum gesehen, daß es Lambert war, so lief sie schon, solches ihrer Frau heimlich zu sagen. Dieses war nun ein verdrüßlicher Zufall vor die Schöne; weil sie ihn aber fürchtete, so bath sie den Lionnet, daß er sich verbergen sollte, bis jener wieder weggegangen wäre. Lionnet, welcher sich nicht weniger fürchtete, als die Schöne, that dieses herzlich gern. Hierauf machte man dem Lambert auf. Er stieg in dem Hofe ab, und band sein Pferd an einen eisernen Ring, welchen er in der Mauer fand, an. Die Schöne empfing ihn auf der Treppe mit einem freundlichen Gesichte, und fragte ihn um die Ursache seiner Reise. Lambert, nachdem er sie umarmet hatte, antwortete ihr, daß er gekommen sey, ihr Gesellschaft zu leisten, weil er erfahren, daß ihr Mann nicht zu Hause wäre. Sie dankete ihm und ließ ihn hinein gehen. So viel Mühe verdienete einige Vergeltung, und er war ein Mensch, der seine Rechte nicht gern verlohr. Die Ankunft des Mannes aber, welche man so bald nicht vermuthet, verderbte das ganze Spiel. Diese verdrüßliche Neuigkeit wurde ihnen durch die Magd hinterbracht, welche sich ganz ausser Athem gelauffen hatte, ihnen zu sagen, daß der Herr schon im Hofe sey. Die Schöne war sehr bekümmert, da sie zwey Mannspersonen bey sich hatte. Des Lamberts Pferd, welches im Hofe war

stehen geblieben, und welches, wie sie glaubte, ihr Mann gewiß gesehen hätte, verursachte ihr eine entsetzliche Unruhe. Gleichwohl weil die Liebe sinnreich ist, so fiel ihr auf einmal ein, sie auf eine kurzweilige Art beyde fort zu schaffen. Wenn ihr mich liebet, sagte sie zum Lambert, und mein Leben erhalten wollet, so ziehet den Degen, gehet die Treppe mit einem grimmigen Gesichte hinunter, steiget geschwind zu Pferde, ohne auf das, was man euch etwa fraget, zu antworten, ausgenommen: ich will ihn wohl wo anders finden, und reitet auf das geschwindeste fort. Da der Mann ein fremdes Pferd in dem Hofe sahe, so fing er an, einigen Argwohn zu schöpfen, und wollte die Treppe hinauf gehen, als er einen grossen Lärm hörete, und den Lambert kommen sahe, welcher ganz roth war, entweder von der Arbeit, oder von Verdruß über des Mannes Ankunft. Was ist das, mein Herr? Ey, was Teufel! ich will ihn wohl anderswo finden, antwortete Lambert: Und hierauf stieg er zu Pferde und ritt davon. Da der Mann die Treppe hinauf kam, so fand er seine Frau daselbst ganz erstaunet. Was bedeutet das, Madam? Wem will Lambert zu Leibe. Die Schöne näherte sich ihrer Kammer, daß sie Lionnet hören konnte, und sagte zu ihm: Ich habe mich mein Tage nicht so gefürchtet als anjetzo: Ein junger Mensch, welchen Lambert mit dem Degen in der Faust verfolgete, ist hierher geflüchtet. Zum Unglück stund diese Thür auf, er kam ganz ausser sich selbst herein gelauffen, warf sich zu meinen Füssen, und sagte: Rettet mein Leben, Madam, man will mich umbringen. Ich stund sogleich auf,

auf, um zu sehen, was es gäbe, und sahe Lamberten mit dem Degen in der Hand gelauffen kommen, und sagen, wo ist der Schelm, ich will ihm hundert Hiebe geben? Ich bemächtigte mich alsobald der Thür, und verhinderte ihn, hinein zu gehen. Er hat auch würklich so viel Mäßigung und Respect, so zornig er auch war, gebrauchet, daß er mir keine Gewalt anthat: und da er lange genug gelärmet hatte, so ging er endlich fort, wie ihr selbst gesehen habt. Ihr habt sehr weißlich gehandelt, Madam, sagte der Mann hierauf, daß ihr verhindert habt, daß man jemand hier ums Leben brächte. Dieses würde ein grosses Aergerniß gewesen seyn: Und Herr Lambert hat sehr unweise gehandelt, daß er jemand verfolget, der hieher geflüchtet war. Aber wo ist der junge Mensch? Ich weiß nicht, wo er sich hin verstecket hat, sagte die Schöne. Komm nur dreuste hervor, rufte hierauf der Mann. Lionnet, der alles gehöret hatte, kam endlich nicht so sehr über die Wuth des Lamberts, als über die Ankunft des Mannes erschrocken, hervor. Was habet ihr mit dem Lambert vor, sagte er zu ihm? Ich versichere euch, mein Herr, antwortete Lionnet, daß ich es nicht weiß; und dieses macht mich glaubend, daß er mich entweder vor einen andern gehalten hat, oder, daß er närrisch ist. So bald er mich sahe, so lief er mit dem Degen in der Hand auf mich loß, und schrie: Halt, halt. Ich wartete nicht lange, ihn um eine Erklärung zu fragen, sondern lief fort und flüchtete zu euch, wo Madam die Gütigkeit gehabt hat, diesen Unsinnigen aufzuhalten. Es freuet mich, daß dieses alles

 so

so gut abgelaufen ist, antwortete der Mann. Gebet euch zufrieden, ich will euch sicher nach Hause begleiten, hernach könnet ihr euch mit Lamberten setzen, so gut als es möglich ist. Nach dem Abendessen ließ er ihm ein Pferd geben, und begleitete ihn bis in sein Haus, nach Florenz. Selbst diesen Abend noch redete Lionnet auf Befehl der Schönen mit dem Lambert, und richtete es so wohl ein, daß der Ritter, ohnerachtet der bösen Muthmassungen, welche man von dieser Begebenheit hatte, niemals den Streich erfuhr, welchen ihm seine Frau gespielet hatte.

Die



Die Frau eines Eifersüchtigen band, wenn sie sich schlafen legte, einen Faden ans Bein, und gab dadurch ihrem Liebsten zu verstehen, ob er kommen sollte oder nicht. Der Mann wurde es gewahr, und während, daß er den Amanten verfolgte, so ließ die Schöne ihre Magd an ihre Stelle legen. Der Eifersüchtige, welcher sie vor seine Frau hielt, schlug sie, schnitte ihr die Haare ab, und ließ die Verwandten seiner Frau kommen, welche, da sie die Unwahrheit dessen, was er gesaget, eingesehen, ihn mit tausend Scheltworten belegten.

Heinrich Berlinguier, ein reicher Kaufmann zu Florenz, ließ sich einfallen, wie es gemeiniglich

die Leute von dieser Profeßion machen, sich durch eine Heyrath zu adeln, und heyrathete ein Frauenzimmer vom Stande, Simone genannt, welche sich ganz und gar nicht vor ihn schickte. Wie nun die Kaufleute oft abwesend sind, so verliebte sich die Schöne, welche oft eine Strohwittwe war, in einen jungen Cavalier, Namens Robert, welcher ihr schon seit langer Zeit seine Aufwartung gemacht hatte. Sie machte sich dieses mit so wenig Vorsicht zu Nutze, daß der Mann, da er entweder selbst oder durch andere dahinter gekommen, und der eifersüchtigste Mann von der Welt geworden ward, zu Hause blieb, und alle seine Sorge dahin richtete, seine Frau wohl zu bewachen. Die Schöne war über den Zwang, welcher sie in die Unmöglichkeit setzte, ihren Liebsten zu sehen, äuserst verdrüßlich. Weil nun ihre Gedanken entweder aus natürlicher Neigung, oder wegen wiederhohlten Bittens des Cavaliers beständig beschäftiget waren, ein Mittel ausfündig zu machen, daß sie einander sehen könnten, so glaubte sie endlich, eins gefunden zu haben, da sie angemerket, daß ihr Mann sehr schwer einschlief, wenn er aber einmal eingeschlafen war, so schlief er sehr feste. Sie ließ also ihrem Liebsten sagen, daß er sich gegen Mitternacht an ihrer Thür einfinden sollte, und ließ ihm zugleich versprechen, daß sie zu ihm kommen wollte, so bald der Mann würde eingeschlafen seyn. Und weil ihre Schlafkammer auf die Strasse ging, so benachrichtigte sie ihn, damit er wissen könnte, ob sie käme oder nicht, daß sie einen Faden zum Fenster hinaus hängen wollte, dessen eines Ende auf die Strasse gehen, und das andere

in

in der Kammer bleiben sollte, damit sie solches, so bald sie sich zu Bette legte, an den Fuß binden könnte. Hierauf sollte er nur an dem Faden ziehen: wäre der Eifersüchtige eingeschlafen, so wollte sie ihr Ende los lassen, und ihm aufmachen: Schliefe er aber noch nicht, so wollte sie es zurück halten, damit er nicht unnöthiger Weise warten dürfte. Robert war über dieses Mittel vergnügt, und kam oft an den bestimmten Ort, wo er bisweilen seine Schöne sahe, bisweilen aber auch, ohne sie gesehen zu haben, weggehen muste. Endlich trug es sich einsmals zu, daß, als Simone schlief, und der Mann aufgewachet war, und seine Füsse im Bette ausstreckete, er den Faden fühlete: Und weil Leuten, die von Vorurtheilen eingenommen sind, alles Furcht erwecket, so zweifelte er nicht, daß etwas darhinter verborgen wäre. Er wurde auch davon völlig überzeuget, als er mit der Hand fühlete, und den Faden an der grossen Zähe seiner Frau angebunden und zum Fenster hinaus auf die Strasse hangend fand. Er schnitt den Faden sachte ab, und band sich solchen eben dahin, um zu sehen, was darauf folgen würde. Kaum hatte er es gethan, so kam der Cavalier an die Thür, und weil er an dem Faden ein wenig stärker als sonsten zog, so zerriß er ihn; welches der Cavalier vor sich gut auslegte, und erwartete seine Schöne ganz ruhig. Der Mann sprang nach seinem Degen, ging an die Thür, und war entschlossen, alles was er finden würde, anzufallen. Er machte aber so hastig auf, daß der Cavalier vermuthete, daß es der Eifersüchtige wäre, und fing an die Flucht zu ergreiffen, und der andere

ihn

ihn zu verfolgen. Robert, welcher gewafnet war, und sahe, daß man ihn immer verfolgte, zog den Degen und kehrete sich um. Sie schlugen sich lange herum, ohne daß sie einander was anhaben konnten, und als die Nachbarn den Lärm gehöret hatten, so kamen sie ans Fenster, und scholten auf die Streitenden. Berlinguier wollte sich nicht kennen lassen, und begab sich eben so klug wieder zurück, als er hergekommen war. Da die Schöne unter währendem Streite aufgewachet war, und ihren Faden abgeschnitten fand, so zweifelte sie gar nicht mehr, daß ihre Intrigue entdecket wäre, und ihr Mann den Robert verfolgte. Weil sie nun nicht wußte, wie sie sich aus einem so schlimmen Handel ziehen sollte, so stund sie geschwinde auf, und glaubte etwas gefunden zu haben, daß sie sich rechtfertigen könnte. Sie rufte ihre Magd, welche ihre Lebensart wußte, und welche ihr alles zu Gefallen that, was sie nur konnte, und brachte es so weit, daß sie sich an ihre Stelle ins Bette legte, und alle Schläge, welche ihr der Mann etwa geben würde, ohne sich zu erkennen zu geben, gedultig leiden wollte, und versprach ihr, daß sie sie so belohnen wollte, daß sie mit ihr zufrieden seyn sollte. Da dieses geschehen war, so löschete sie das Licht aus, welches der Mann aus Eifersucht die ganze Nacht brennen ließ, und versteckte sich bis zum Ausgang der Comödie. Berlinguier hatte kaum einen Fuß in die Kammer gesetzet, so fing er schon als ein Rasender an zu schreyen, wo bist du, Lasterhafte? Es hilft dir nichts, daß du das Licht ausgelöschet hast. Du sollst mir nicht entwischen. Indem er dieses sagte, so kam

er

er ans Bette, wo er seine Frau zu finden glaubte, und gab der Magd tausend Schläge, schlug ihr das ganze Gesichte blau, und schnitt ihr endlich unter Ausstossung vieler Schimpfreden, welche die Erbarkeit hier anzuführen nicht erlaubet, die Haare ab. Das arme Thier weinete herzlich: Und ob sie schon von einer Zeit zur andern sagte: Ach, ich habe gnug; so war doch ihre Stimme so schwach, und der Mann so aufgebracht, daß er seinen Irrthum nicht merkte. Da er endlich müde war, sie zu schlagen und zu schelten, so sagte er im Weggehen: Du Ehrlose, ich verlange dich gar nicht mehr. Ich will deine Freunde ruffen, und ihnen dein schönes Leben erzählen. Sie mögen mit dir machen, was sie wollen. Was mich aber anbelanget, so will ich dich gar nicht mehr haben. Als die Schöne, welche nicht weit entfernet war, ihren Mann weggehen hörete, so ging sie in die Kammer zurück, zündete das Licht wieder an, und fand ihre Magd in dem erbärmlichsten Zustande von der Welt. Sie tröstete sie, so gut sie konte, schickte sie wieder in ihre Kammer, ließ ihr alles heimlich geben, was sie nöthig hatte, und belohnte sie auf Unkosten ihres Mannes so reichlich, daß sie bereit gewesen wäre, sich noch einmal schlagen zu lassen. Hierauf machte sie ihr Bette, kleidete sich ordentlich an, und fing an so ruhig zu nähen, als wenn ihr nichts wiederfahren wäre. Unterdessen lief Berlinguier nach dem Hause seiner Schwäger und Schwiegermutter, und klopfte an, man machte ihm auf, und da man ihn reden hörete, so stund ein jedes auf. Man fragte ihn, warum er zu einer Zeit, da er schlafen sollte, zu ihnen käme.

Hier-

Hierauf erzählete er ihnen die Begebenheit von Anfang bis zum Ende. Und, um ihnen zu zeigen, daß alles, was er sagte, wahr sey, so ließ er ihnen die Haare sehen, welche er seiner Frau abgeschnitten zu haben glaubte, bat sie, daß sie sie zu sich nehmen möchten, und sagte, daß er sie niemals mehr zu sehen verlangte. Die Brüder waren über das, was sie gehöret, erzürnet, und glaubten, daß es nur allzuwahr sey, liessen Fackeln anzünden, und gingen mit dem Entschluß zu ihrer Schwester, ihr übel mit zu spielen. Die Mutter, welche nach der Gewohnheit der Damen jederzeit bereit war, den Fehlern der menschlichen Natur zu verzeihen, folgte ihnen weinend nach, und bat bald den einen, bald den andern, daß sie die Sache erst untersuchen sollten, ehe sie solche so feste glaubten. Der Zorn, sagte sie, macht alles grösser, als es ist. Ueberdieses, ist es nicht möglich, daß er seine Frau geschlagen habe, und sich auf Unkosten ihrer Ehre rechtfertigen will? Meine Tochter ist allzu gut erzogen worden, als daß sie einer solchen niederträchtigen That fähig seyn sollte? Die Tugend ist in unserer Familie erblich, und wer weiß, wer am meisten Schuld hat. So bald die Schöne, welche sich auf die Treppe gestellet hatte, ihre Brüder kommen sahe, so stund sie auf, ihnen entgegen zu gehen. Was giebt es, meine Herren, sagte sie zu ihnen? Ist euch etwa ein Unglück begegnet, daß ihr um diese Zeit zu mir kommt? Ihre Brüder, da sie sahen, daß sie ruhig und in ihrem gewöhnlichen Zustande war, mäßigten ihren Zorn und sagten: Euer Mann beklagt sich sehr über euch, Madam, und das beste vor euch

ist,

ist, uns die Wahrheit zu sagen, was daran ist. Ich weiß nicht, was ihr damit sagen wollet, antwortete die Schöne mit ruhigem Geiste, und ich glaube schwerlich, daß sich mein Mann über mich beklage. Berlinguier, welcher ihr das Gesicht zerkratzt zu haben glaubte, und doch kein einziges Kennzeichen davon wahrnahm, sahe sie mit einer Verwunderung an, welche machte, daß er ganz närrisch zu seyn schiene. Als ihr nun ihre Brüder das, was er ihnen gesaget, ohne den Faden und die Schläge, welche er ihr gegeben hätte, zu vergessen, erzählet hatten, so sagte die Schöne zu ihrem Manne: Findet ihr denn ein Vergnügen, mein Herr, Hirngespinste zu erdichten, um mich zu verunehren, da ihr euch selbst mit verunehret? Oder, wollet ihr vielleicht vor einen bösen Mann, da ihr es doch nicht seyd, angesehen seyn? Seit gestern Abend zehen Uhr, seyd ihr nicht, ich will nicht sagen bey mir, sondern nicht einmal zu Hause gewesen: Saget mir doch, wenn ihr mich geschlagen habt; ich kann es mich nicht erinnern. Wie, Treulose, antwortete Berlinguier. Legten wir uns gestern Abend nicht zusammen zu Bette? Kam ich nicht wieder zurück, nachdem ich eurem Galan nachgelauffen war? Prügelte ich euch nicht? und schnitte ich euch die Haare nicht ab? Die zwey ersten Puncte, sagte die Schöne, läugne ich gänzlich, weil ich keinen andern Beweis habe. Was aber die zwey letzten anbelanget, so kann ich euch eurer Unwahrheit überführen. Ihr habet niemals das Herz gehabt, eine Hand an mich zu legen. So gehet man mit Weibern von meinem Stande

nicht

nicht um, und wenn ihr die Verwegenheit gehabt hättet, es jemals zu thun, so würde ich euch die Augen ausgekratzet haben. Ihr, ihr habt mich gestern Abend geschlagen! Zeiget mir doch die Schläge, wenn ihr wollet so gut seyn. In so kurzer Zeit vergehen sie nicht. Wenn ihr mir die Haare abgeschnitten habt, so bin ich es vielleicht nicht gewahr worden. Es ist ganz leichte, die Wahrheit davon zu erfahren. Und indem sie dieses sagte, so legte sie ihren Kopfputz ab, und ließ ihre langen und schönen Haare sehen. Muß man denn um nichts so viel Lärm machen, sagten hierauf die Schwäger zu ihm? Sehet, eines Theils seyd ihr eurer Unwahrheiten überführet, und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß das übrige sich so verhalte. Berlinguier war über das, was er sahe, so verwirrt, daß, jemehr er reden wollte, je mehr Zweifel er erregte. Die Schöne, welche seine Verwirrung mit Vergnügen sahe, sagte hierauf zu ihren Brüdern: Ich sehe wohl, meine Herren, daß er verlanget, daß ich seine schöne Lebensart erzählen soll. Ich glaube, daß das, was er euch gesaget hat, ihm selbst wiederfahren ist. Dieser ehrliche Mann, welcher die Erde, worauf ich gehe, küssen, und sich aus einer solchen Verwandschaft, als die unsrige ist, eine Ehre machen sollte, begegnet mir auf die schimpflichste Art von der Welt. Er thut nichts, als daß er aus einer Schenke in die andere läuft, und wenn er sich denn besoffen hat, so läuft er von einer Hure zur andern, und läst mich alle Nächte oft bis um Mitternacht, und manchmal auch bis gegen den Morgen in dem Zustande, wie ihr mich angetroffen habt, auf sich warten. Ihr

könnet

könnet sehen, daß, da er seiner Gewohnheit nach, betrunken gewesen, er zu einer Hure gegangen ist, und bey ihr geschlafen hat, und da er aufgewachet, und den Faden am Fusse gefunden, so hat er die Thorheiten, welche er euch erzählet, begangen: hat sie geschlagen, ihr die Haare abgeschnitten, und geglaubet, alles dieses mir gethan zu haben. Sehet ihn nur ein wenig an, er ist noch nicht nüchtern. Im übrigen bitte ich euch, nehmet sein abgeschmacktes Reden, welches er euch von mir gemacht, nicht übel, ich will ihm von Herzen gern vergeben, also vergebet ihm auch: Wie, meine Tochter, sagte hierauf die Mutter mit zornigen und feurigen Augen, soll man solche gottlose Streiche vergeben? Ein Mensch, den wir aus dem Staube und aus seinem niedrigen Stande gezogen: Ein kleiner Aepfelhöcke, sollte der eine Frau von eurem Stande als einer Nichtswürdigen begegnen. Das schlechteste Volk, wenn es vom Dorfe kommt, und wie die Schornsteinfeger aussiehet, hat kaum ein paar Groschen erworben, so will es sich schon mit den berühmtesten Häusern verbinden. Hierauf lassen sie Wappen machen, und reden von nichts, als von ihren Vorfahren, gleich als wenn sie von dem ältesten Geschlechte abstammeten. Wenn man mir gefolget hätte, meine Tochter, so hätte man euch an einen Mann von eurem Stande verheyrathet, und ihr hättet niemals die Frau dieses Lumpenhundes werden sollen, welcher in Vergeltung der Gütigkeiten, welche man vor ihm gehabt hat, um Mitternacht an zu schreyen fänget, daß ihr eine Frau wäret, welche ein liederliches Leben führete: Aber, meine

Herren, es ist euer Wille gewesen, dahero müsset ihr auch die Schande, welche man eurem Blute anthut, rächen. Ich weiß nicht was ihr thun werdet, fuhr sie zu ihren Söhnen weiter fort, das weiß ich aber wohl, wenn ich an eurer Stelle wäre, daß es ihm das Leben kosten sollte. Die Brüder waren zwar sehr aufgebracht, jedoch waren sie nicht so hitzig als die Mutter, sie gaben ihm dahero einen scharfen Verweiß, welcher von alle dem, was man einem im höchsten Grad liederlichen und verachteten Kerl schändliches sagen kann, begleitet war; sie höreten endlich auf, und sagten zu ihm, daß sie ihm vor diesesmal verzeyhen wollten, jedoch sollte er sich ins künftige klüger aufführen. Wenn er sich aber jemals dergleichen wieder unterstünde, so wollten sie es ihm mit einander bezahlen. Da nun jedermann weggegangen war, so blieb Berlinguier, als ein Mensch, welcher ganz ausser sich war, stehen, und wuste nicht, ob ihm dieses geträumet hätte, oder wie es zugegangen war. Seine Frau aber hatte sich durch diesen Kunstgrif nicht allein aus einem gefährlichen Handel gezogen, sondern setzte sich auch dadurch in Stand, alles ungestraft zu thun.



Lidia, die Gemahlin des Nicostrats, welche in den Pirrus verliebt war, that dreyerley, ihn von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu überzeugen, und da sie ihr Liebster vor den Augen des Mannes careßiret hatte, so überredete sie ihren Mann, daß das was er gesehen hätte, nicht wahr wäre.

Nicostrat war ein Edelmann zu Argos, einer alten Stadt in Achaja, welcher, da er schon ziemlich alt war, ein junges Frauenzimmer, Nahmens Lidia, heyrathete, welche eben so unternehmend als schön war. Weil Nicostrat sehr reich war, so ließ er auch viel aufgehen. Seine herrschende Neigung war die Jagd, und hatte viel Hunde, viel Vögel, und viel Bediente.

 Ein

Ein junger Mensch, Nahmens Pirrus, der schön, reinlich, wohl gewachsen, von guten Ansehen, und in allem, was er that, sehr geschickt war, war derjenige, welchen er unter allen am meisten liebte, und auf welchen er das meiste Vertrauen setzte. Die Schöne fand ihn nach ihrem Geschmack, und verliebte sich so sehr in ihn, daß sie kein Vergnügen hatte, als wenn sie ihn sahe, und mit ihm redete. Der Cavalier, der die glücklichen Gesinnungen, welche seine Frau vor ihm hegte, entweder nicht merkte, oder nicht merken wollte, ließ sich nichts anfechten. Die Schöne war deßwegen äuserst verdrüßlich, und da sie sich nicht mehr halten konnte, so entschloß sie sich, deßwegen mit ihm reden zu lassen. Sie bedienete sich eines Kammermädchens, Nahmens Lucke, deren Treue sie schon kannte. Die Wohlthaten, welche ihr von mir empfangen habt, sagte sie eines Tages zur Lucke, da sie alleine waren, müssen euch gehorsam und treu machen: vor allen Dingen aber empfehle ich euch die Verschwiegenheit. Ich bin jung und reich: Ich bin schön, und ich könnte mir weiter nichts wünschen, wenn mein Mann nur in meinem Alter und von meiner Gemüthsart wäre. Ich habe in Ansehung dessen, was das Vergnügen des Ehestandes ausmachet, nicht Ursache mit ihm zufrieden zu seyn, und ich bin mir so sehr nicht feind, daß ich das nicht anderswo suchen sollte, was ich bey ihm nicht finde. Pirrus ist ein sehr geschickter Mensch, ich liebe ihn, ich verlange, daß ihr es ihm auf eine solche Art, als ihr es vor gut befindet, zu wissen thut, und daß ihr ihn überredet, daß er zu mir komme, wenn ich euch schicke, ihn

abzu-

abzuholen. Die Vertraute war kaum weggegangen, so fand sie den Pirrus bey guter Laune, sie legte ihre Commißion bey ihm ab, und brachte es so gut vor, als ihr möglich war. Pirrus, welcher würklich nichts gemerket hatte, war darüber sehr verwundert, und glaubte, daß dieses eine Schlinge wäre, welche man ihm legte, er antwortete hitzig und hart, daß er nicht glaube, daß Lucke auf Befehl der Madam Lidia mit ihm spräche, und wenn er auch würklich überzeuget wäre, daß sie ihm diesen Befehl gegeben hätte, so würde er nicht weniger darüber verwundert seyn, weil sie es blos thäte, ihn zu spotten, im Fall er es annähme. Mein Herr, setzte er hinzu, hat mir mehr Ehre erzeiget, als ich verdiene, und ich wollte viel lieber sterben, als eine solche Untreue an ihm begehen: Also nehmet euch nicht mehr die Mühe, mit mir davon zu reden. Ich sage euch, und werde euch jederzeit sagen, antwortete Lucke, ohne über seine harte Weigerung zu erschrecken, was mir euch zu sagen wird befohlen werden. Ihr könnet es alsdenn machen, wie ihr es vor gut befindet, um aber aufrichtig mit euch zu reden, so hätte ich euch vor klüger gehalten. Als die Schöne die Antwort erhalten, so hatte sie einen tödtlichen Verdruß darüber, und sagte den Morgen darauf zu ihrer Vertraute: Lucke, ihr wisset, daß man einen Baum nicht auf einen Hieb umhauet. Ihr müsset noch einmal mit dem Pirrus, welcher auf meine Unkosten treu seyn will, reden, ihr müsset ihm die Neigung, welche ich vor ihn habe, so vorstellen, und es so machen, daß er es glaubet; denn ich merke wohl, wenn Pirrus so fortfähret, daß es mir das Le-

 ben

hen kosten wird. Die Vertraute ermahnete sie, gute Hofnung zu haben, und versprach ihr, ihr möglichstes zu thun. Sie suchte den Pirrus, und da sie ihn gefunden hatte, so sagte sie zu ihm: Ich redete gestern mit euch von der Liebe, welche Madame zu euch träget, und komme heute wieder, euch solches ihrentwegen nochmals zu versichern, und euch zu sagen, daß wenn ihr nicht ein gleiches thut, ihr machen werdet, daß sie vor Verdruß stirbet. Ihr habet Verdacht ohne Grund. Welche Ehre, welcher Ruhm ist es nicht, das Herz einer Person von diesen Verdiensten und von diesem Range zu besitzen? Ganz frey gesaget, ihr seyd ein Schafkopf, wenn ihr euch dieses nicht zu Nutze machet. Das Glück biethet euch zwey Gunstbezeugungen auf einmal an: Seyd ihr wohl klug, wenn ihr sie verwerfet. Es giebet euch eine Schöne, und reisset euch aus der Dürftigkeit, wenn ihr sie annehmet. Stellet euch alles vor, was ein ehrgeitziges Herz befriedigen kann, es wird euch nichts mangeln, wenn ihr Madame lieben wollet. Das Glück verläßt diejenigen, welche sich seiner Gunstbezeugungen nicht zu Nutze zu machen wissen, ohne daß sie berechtiget sind, sich über jemanden als über sich selbsten zu beklagen. Ihr machet, daß ich über eure Treue lachen muß. Vor unsere Eltern und vor unsere Freunde müssen wir eine unverbrüchliche Treue haben, unseren Herren aber müssen wir begegnen, so, wie sie uns begegnen. Glaubet ihr denn im Ernste, wenn ihr eine schöne Frau, oder Tochter, oder Schwester hättet, welche nach dem Geschmack des Nicostrats wäre, daß er so gewissenhaft seyn würde, als ihr? Ihr seyd wohl

ein=

einfältig, wenn ihr in diesem Irrthume seyd. Pirrus, welcher über den ersten Antrag der Lucke nachgedacht, und sich zuvor schon entschlossen hatte, im Fall sie ihm von neuen wieder etwas davon sagen würde, antwortete, daß er bereit wäre, alles zu thun, was man verlangte, wenn man ihn überzeugen könnte, daß es Madam Lidia würklich so meynete. Nicostrat vertrauet mir alle seine Sachen: Er ist klug und vorsichtig, und ich fürchte, daß er dieses mit Madam abgeredet hat, um mich zu probiren. Um mich also gewiß zu überzeugen, so verlange ich dreyerley. Daß sie den schönen Sperber ihres Mannes in seiner Gegenwart todt mache: daß sie mir eine Flocke Haare von seinem Barte, und einen von seinen besten Zähnen schicke. Die Schöne fand Schwürigkeiten, ihrem Geliebten eine Genüge zu leisten: Weil sie aber die Liebe aus dem Wege zu räumen wußte, so ließ sie ihm sagen, daß er das, was er verlangte, gar bald haben sollte: Und weil er glaubte, daß sein Herr so klug wäre, so wollte sie ihn vor seinen Augen zum Hahnrey machen, und ihn nachgehends überreden, daß das, was er gesehen, nicht wahr wäre.

Als Nicostrat eines Tages gewisse Edelleute zu Gaste hatte, so gieng Lidia, welche prächtig geputzet war, als man die Tafel aufgehoben in den Saal, wo man gespeiset hatte, und nahm den Sperber, welchen ihr Mann so sehr liebte, und drehete ihm, ohne andere Ceremonien, in Gegenwart des Pirrus und der übrigen Gesellschaft den Hals um. Sie machte einen Scherz daraus, und sagte: Schon seit langer Zeit, meine Herren, habe ich willens gehabt, dieses

zu thun. Dieser Vogel hat mich oft der Gegenwart meines Mannes beraubet. Es wollte kaum Tag werden, so ging er schon mit seinem Vogel auf die Jagd, und ließ mich allein im Bette. Urtheilet also, meine Herren, ob ich Unrecht gethan habe, daß ich ihn meiner Rache aufgeopfert habe. Was! mein Herr, sagten die Edelleute zum Nicostrat, welcher nicht wußte, wie er die Sache aufnehmen sollte? Einen Vogel der Madam vorzuziehen? Ueberleget ihr wohl, was ihr thut? Ihr müsset ihr vor ihre Mäßigung verbunden seyn. Und indem sie also scherzeten, so vergaß der Nicostrat nach und nach seinen Verdruß, und lachte wie die andern über seiner Frauen Zorn. Pirrus freuete sich recht sehr über diesen Anfang, der ihm so schöne Hofnung machte. Einige Tage hernach, als die beyden Eheleute alleine waren, und einander liebkoseten, so geschahe es, daß Nicostrat seine Frau von ohngefähr bey den Haaren zog, dieses gab der Schönen Gelegenheit, ihn bey dem Barte zu nehmen, und ihm eine kleine Flocke lachend heraus zu reissen. Weil nun dieses ohne Schmerz nicht geschehen konte, so sagte Nicostrat zornig zu ihr, was denket ihr, Madam? Ach! was machet ihr vor ein Gesichte, mein Herr, antwortete sie lachend, daß ich euch fünf oder sechs Haare aus dem Barte gezogen habe. Wenn es euch so wehe gethan hätte, als mir es alleweile that, da ihr mich bey den Haaren zoget, so würdet ihr über einen so kleinen Schmerz nicht empfindlich seyn. Da sie also den Scherz von einem Worte zum andern trieb, so hob sie die Haarflocke aus dem Barte auf, und schickte sie

noch

noch selbigen Tag ihrem Liebsten. Wegen des Zahns setzte es mehrere Schwürigkeit; weil aber klugen und verliebten Leuten nichts unmöglich ist, so glaubte sie ein Mittel gefunden zu haben, solches zu bewerkstelligen. Nicostrat hatte zwey junge Pagen, von welchen einer als Vorschneider, und der andere als Mundschenke dienete. Die Schöne machte diesen zwey Pagen weiß, daß es ihnen aus dem Halse röche, und befahl ihnen, daß sie den Kopf auf die Seite zurück halten sollten, wenn sie ihrem Herrn dieneten. Da die Pagen nicht ermangelten, dasjenige zu thun, was man ihnen befohlen hatte, so sagte die Schöne einige Tage hernach zum Nicostrat: Merket ihr nicht, mein Herr, was eure Pagen, wenn sie euch bedienen, vor eine Figur machen? Ja, sagte er zu ihr, und ich habe sie schon deßwegen fragen wollen. Sparet diese Mühe, antwortete die Schöne; ich will es euch wohl ohne sie sagen. Schon seit langer Zeit habe ich es wahrgenommen, aber aus Furcht euch verdrüßlich zu machen, habe ich nicht davon reden wollen. Allein nunmehro, da andere auch anfangen, es zu merken, so kann ich es nicht mehr verhelen. Es riecht euch sehr aus dem Halse, und ich weiß nicht, woher es kommt. Es muß wohl ein hohler Zahn seyn, antwortete Nicostrat. Das könnte seyn, sagte die Schöne. Und da sie ihn hierauf ans Fenster geführet, und das Maul aufgemachet hatte, so schrie sie: Ach! was ist das vor ein Unflath! Ihr habt einen, der ganz verfaulet ist, und ich wundere mich, daß ihr ihn so lange habt leiden können. Wenn ihr da nicht ein Mittel vorkehret,

so

so wird er in kurzem die andern alle anstecken: Lasset ihn nur bald heraus nehmen. Man hole mir einen Zahnarzt, antwortete Nicostrat. Es braucht es nicht, versetzte die Schöne; ich will ihn wohl selbst heraus nehmen. Diese Leute sind Henker, und ich würde euch ohne Schmerz unter ihren Händen nicht sehen können. Es dörfen nur Zahninstrumente geholet werden. Als diese herbey gebracht waren, so ließ sie jedermann bis auf die Lucke hinaus gehen. Sie ließ ihn auf die Erde setzen, und indem ihn Lucke bey dem Leibe hielt, so setzte sie die Zange an einen schönen, grossen und guten Zahn an, und riß ihn mit einem entsetzlichen Schmerz heraus. Nicostrat, welcher davon ganz betäubet war, fuhr alsobald mit der Hand dahin, und indem er eine grosse Menge Blut ausspie, so gab er der Schönen Zeit den guten Zahn zu verstecken, und einen andern Zahn, welcher ganz verfaulet war, und womit sie sich schon im Voraus versehen hatte, in die Zange zu nehmen. Sehet nur einmal, wie er aussiehet, sagte sie zu ihm, indem sie ihm solchen zeigete. Er würde alle eure Zähne verdorben haben, wenn ihr ihn länger darinne behalten hättet. Der Anblick eines so garstigen Zahnes tröstete den Patienten wegen der Schmerzen, welche er erlitten hatte: weil er aber fühlete, daß ihm der Kopf weh that, so ließ er sich ein stärkendes Elixir geben, und legte sich aufs Bette. Die Schöne schickte den Zahn, ohne einige Zeit zu verliehren, ihrem Liebsten, so wie sie ihm die Flocke vom Barte geschicket hatte, und weil er keine Versicherung mehr verlangen konnte, so versprach er, daß er alles thun wollte,

wollte, was sie verlangte. Die Schöne, welcher alle Augenblicke zu Jahren wurden, suchte nunmehro nur noch ein Mittel, ihrer Neigung im Angesicht ihres Mannes eine Genüge zu leisten. Lucke unterrichtete den Cavalier, was er vor eine Person spielen müste, und die Schöne stellete sich krank. Da nun ihr Mann sie zu besuchen gekommen, und Niemand in dem Zimmer als er und Pirrus war, so sagte sie, daß sie gern der Gartenluft geniessen möchte, und bath sie, sie dahin zu führen. Einer nahm sie bey der einen, und der andere bey der andern Seite, und führete sie in den Garten. Sie wollte ein wenig unter einem schönen Birnbaume ausruhen, also setzten sie sich alle drey darunter. Und da die schönen Birnen die Schöne lüstern gemacht hatten, so bath sie den Pirrus, daß er auf den Baum steigen und ihn schütteln möchte. Pirrus gehorchte, und war kaum hinauf gestiegen, so stellete er sich, als wenn er sahe, daß sein Herr die Madam lieb haben wollte. Pirrus rieb sich die Augen, stellete sich verwundernd, und sagte zu dem Nicostrat: Wenn ihr die Madam careßiren wolltet, so köntet ihr wohl ein wenig weiter weggehen? Muß man denn dergleichen Sachen vor den Leuten thun? Wenn ihr euch auch vor mir nicht schämet, so solltet ihr euch doch zum wenigsten vor euch selber schämen. Sind denn die Nächte nicht lang genug? Müsset ihr deßwegen in den Garten kommen, da ihr so viel schöne Betten und so viel schöne Zimmer habt. Was will der Mensch damit sagen, sagte die Schöne hierauf zu ihrem Manne? Ist er närrisch, oder träumet er. Ich träume nicht,

Madam,

Madam, ich sehe wohl, was ich sehe. Steig herunter, Pirrus, steig herunter, sagte hierauf Nicostrat, und du wirst sehen, was daran ist. Es ist wahr, sagte Pirrus, als er herunter gestiegen war, daß ihr euch anjetzo nicht lieb habet. Ich kann euch aber wohl versichern, daß ihr euch so bewegtet, daß, wenn der Birnbaum so geschüttelt würde, in kurzer Zeit keine einzige Birn mehr darauf seyn würde. Ihr müsset entweder, setzte Pirrus hinzu, das, was ich gesehen, gethan haben, oder der Birnbaum muß bezaubert seyn. Das sind wohl Possen, sagte hierauf die Schöne, man muß den Menschen ins Narrenhaus bringen. Sachte, Madam, fing Nicostrat an, man muß das Ende abwarten. Wenn der Birnbaum bezaubert ist, so wird es mir eben so seyn, als dem Pirrus. Ich will auch hinauf steigen. Er war kaum hinauf, so fingen die Schöne und Pirrus an, einander lieb zu haben. Als der Mann dieses sahe so schrie er als ein Rasender, und stieg geschwinde wieder herunter, jedoch so geschwind nicht, daß die Verliebten nicht Zeit gehabt hätten, das angefangene Spiel fast zu endigen, und sich auf ihren Platz zurück zu begeben. Wie, Madam, sagte der Mann? Dergleichen Schande mir vor meinen Augen anzuthun? Ihr seyd ein so grosser Narre, als Pirrus, antwortete die Schöne. Ich bin kein Fantaste, versetzte Nicostrat. Ich habe gute Augen, und ich habe wohl gesehen, daß euch Pirrus careßirte. Dergleichen Verweise sind doch vor eine tugendhafte Frau verdrüßlich, sagte die Schöne darauf; und wenn ihr mir einen Gefallen erweisen wollet, so höret auf davon. Was, fing der Mann wieder

wieder an? Kareßirte euch der Schurke da nicht auf dem Grase? Das ist ein blosses Hirngespinste, antwortete die Schöne. Aber, sagte der Mann wieder, wo sollte denn das herkommen? Glaubt ihr denn, daß ich dumm sey, fuhr die Schöne fort, euch vor euren Augen zum Hahnrey zu machen? Wenn ich das thun wollte, hätte ich nicht Gelegenheit genug darzu? Ich weiß nicht, was ich sagen soll, fing der Mann wieder an. Der Birnbaum muß bezaubert seyn. Ich will noch einmal hinauf steigen. Er hatte es kaum gethan, so fing Pirrus das Spiel von neuem an. Der Mann, welcher nun nicht mehr zweifelte, daß der Baum bezaubert sey, sahe diesen Leuten zu, ohne sich deßwegen in Unruhe zu setzen, und stieg ganz langsam wieder herunter. Nun bin ich aus einem grossen Irrthume, sagte er, als er wieder auf die Erde war, und die Verliebten eines auf der einen, und das andere auf der andern Seite sahe. Der Birnbaum ist schuld, daß man falsch siehet: Er muß bezaubert seyn. Und weil er macht, daß man so garstige Sachen siehet, so muß man ihn verbrennen. Lasset ihn sogleich abhauen, sagte die Schöne zum Pirrus. Ich will nicht, daß der verfluchte Baum jemand mehr betrüge, und der Birnbaum war in einem Augenblick abgehauen. Die Schöne gab ihrem Manne höfliche Verweise, Pirrus beklagte sich, daß man seine Treue hätte im Verdacht gehabt, und das unglückliche Schicksaal des Baums versöhnete sie alle wieder. Ein jedes war zufrieden, und die Verliebten funden Mittel, einander nachgehends auf eine bequemere Art lieb zu haben, als es unter dem Birnbaume geschehen war.

Die



Die Frau des Gasparin versprach bey dem Gulfar zu schlafen, wenn er ihr eine gewisse Summe Geldes gäbe. Der Galan lehnte sich das Geld vom Manne, und sagte darnach zu ihm, daß er es der Frau wieder gegeben hätte, welches sie zu läugnen sich nicht unterstund.

Vor diesem war zu Mayland ein Teutscher, Nahmens Gulfar, welcher vor einen ehrlichen Mann gehalten wurde, und welcher einem jeden, der ihn nöthig hatte, gerne und treu dienete. Weil er das, was er gelehnet hatte, allezeit richtig wieder bezahlete, so fand

fand er ohne Mühe Geld, wenn er welches brauchte. Er wurde von einem reichen Kaufmann, Namens Gasparin, sehr hoch geachtet, welchen er oft besuchte, und welcher eine schöne und junge Frau hatte, worein er sich verliebte. Er hatte seine Sachen so gut angestellet, daß weder der Mann noch jemand anders die Gesinnungen, welche er vor die Schöne hegete, wahrgenommen hatte: Und weil er gemerket zu haben glaubte, daß er ihr nicht mißfiele, so ließ er eines Tages mit ihr reden, und sie bitten, daß sie seiner Liebe Gehör geben möchte, und ließ ihr zugleich versprechen, daß er alles thun wollte, was sie verlangen würde. Die Schöne antwortete, nachdem sie vorher viele Umstände gemacht hatte, daß sie bereit wäre, ihn zu befriedigen, wenn er ihr zwey hundert Thaler gäbe, welche sie nöthig hätte. Gulfar war über den Geitz der Schönen, welche er vor eine galante Frau hielt, so aufgebracht, daß sich seine Liebe, welche er vor sie hegete, fast in Haß verwandelte. Er gab sich aber zufrieden, und beschloß sie zu betrügen. Er ließ ihr also sagen, daß nichts auf der Welt sey, was er nicht vor sie thun wollte, und bath sie, ihm sagen zu lassen, wenn sie das Geld empfangen wolte. Die Schöne ließ ihm wieder sagen, daß ihr Mann bald nach Genua reisen würde, und so bald er weg seyn würde, so wollte sie es ihm zu wissen thun. Gulfar ersahe seine Zeit, ging zum Manne, und lehnete die zweyhundert Thaler. Wenig Tage darnach, da er nach Genua abgereiset war, so ließ ihm die Schöne sagen, daß er kommen und die zwey hundert Thaler mit bringen könnte. Da Gulfar kam, so fand er bey der Schönen Gesellschaft, er

er gab ihr die zweyhundert Thaler, und bat sie, solche ihrem Manne, welchem er sie schuldig wäre, zu geben. Die Schöne, welche glaubte, daß er dieses aus Klugheit, um die Anwesenden zu betrügen, gesagt hätte, nahm das Geld, und versprach ihm das zu thun, was er verlangte. Als hierauf die Gesellschaft Abschied genommen und sich wegbegeben hatte, so führete die Schöne den Gulfar in ihr Kabinetgen, und bewirthete ihn, wie sie versprochen hatte, nicht allein diesen Tag, sondern auch die folgenden, daß man also sagen konnte, wenn Gulfar gut bezahlete, er auch davor gut bewirthet wurde. Da Gasparin von Genua wieder kam, so ersahe Gulfar seine Zeit, ging zu ihm, und sagte in Gegenwart seiner Frau zu ihm: Ich hab euer Geld nicht nöthig gehabt, mein Herr, und ich habe es eurer Frau wieder gegeben: Ihr werdet also die Gütigkeit haben, mich in eurem Buche auszustreichen. Die Schöne sahe nunmehro, daß sie betrogen war; und weil Zeugen dabey gewesen waren, so unterstund sie sich nicht es zu läugnen. Ihr gröster Verdruß war, daß sie ihn umsonst so wohl bedienet hatte.



Der Pfarrer zu Varlongue schlief bey einer Frau, ließ ihr davor seinen Mantel zum Pfande, und borgete einen Mörser von ihr. Hierauf schickte er den Mörser wieder, und verlangte seinen Mantel, welchen ihm der Mann wieder geben ließ.

Vor diesem war zu Varlongue ein Pfarrer, stark von Person, und mit einem Worte, ein Mann, so wie er seyn muste. Ob er schon kaum lesen konnte, so unterließ er dennoch nicht, seine Pfarr-Kinder

des Sonntags unter einem Ulmenbaume mit vielen guten und heiligen Worten zu belustigen, und wenn sie etwa nicht da waren, auch ihre Weiber zu besuchen, welchen er seinen Seegen gab, und ihnen Kuchen und Weyhwasser und kleine Endgen Wachslicht brachte. Unter allen seinen Pfarrkindern war keine einzige, welche ihm besser gefiel, als Bellecouleur, die Frau eines Bauers, der unter dem Nahmen Bienteviennne bekannt war. Es war würklich auch eine artige Bäuerin, fleischigt, munter, schwarzbraun, und so, wie sie der Herr Pfarrer gern haben wollte. Ueberdieses war sie von der besten Gemüthsart von der Welt, und wenn es an ein Lachen, Singen oder Tanzen gieng, so war sie jederzeit die erste. Der Pfarrer liebte sie heftig, und that den ganzen Tag nichts, als daß er, in der Hofnung sie zu sehen, bald da, bald dorthin lief. Wenn er wuste, daß sie in der Kirche war, so grif er sich im singen an, um ihr glaubend zu machen, daß er ein grosser Musicus sey, und zog das Maul von einem Ohr bis zum andern. Wenn sie aber nicht darinne war, so ließ er es auch an sich kommen. Unterdessen hatte er es doch so gut angestellt, daß niemand seine Liebe gegen sie gemerket hatte. Um sich nun bey der Bellecouleur besser in Gunst zu setzen, so machte er ihr oft kleine Geschenke, und schickte ihr bald ein Bund frischen Knoblauch, bald Schoten, bald einen Straus, bald Zwiebeln oder Schalotten, und wenn er seine Zeit ersahe, so gab er ihr einen Blick wie ein Hund, der den andern beissen will. Sie stellete sich aber, als wenn sie von

von alle dem nichts verstünde. Da der Pfarrer sahe, daß er mit aller seiner List nichts ausrichten konnte, so trug es sich zu, daß, als er eines Tages spatzieren gieng, er dem Bienteviennc mit einem beladenen Esel begegnete, und ihn fragte, wo er hin wollte. Ich will in die Stadt, Herr Pfarrer, antwortete er ihm, wegen einer gewissen Sache, und ich nehme dieses vor den Benacroci von Ginestret mit, daß er mir aus einem gewissen Handel helfen soll, weswegen er mich hat vor sich fordern lassen. Gott behüte dich, sagte der Priester zu ihm, und komm nur bald wieder zurück. Der Pfarrer hatte ihn kaum verlassen, so beschloß er die Bellecouleur zu besuchen. Sie war in der Scheure, da er hinein kam; da sie ihn aber hörete, so sagte sie: seyd willkommen, Herr Pfarrer, wo gehet ihr denn bey der Hitze herum? Ich habe deinen Mann angetroffen, antwortete der Pfarrer, da er in die Stadt gieng, und bin hergekommen, dir einige Stunden Gesellschaft zu leisten. Da Bellecouleur herunter gestiegen war, so ließ sie den Pfarrer niedersetzen, und nahm ihre kleine Arbeit wieder vor. Willst du mich denn beständig leiden lassen, Bellecouleur, sagte der Pfarrer zu ihr? Und was thue ich euch denn, antwortete die Schöne? Ist das nicht genug, daß du mich verhinderst, das zu thun, was ich gern wollte, sagte der Pfarrer wieder? Pfui, pfui, fing Bellecouleur wieder an. Thun denn die Priester solche Sachen? Ja! fuhr er fort, und sie machen es besser als andere: weil sie es nicht so oft thun. Laß mich nur machen, es soll dir was gutes wiederfahren.

Und was sollte denn das seyn, sagte sie? Ihr seyd alle so geizig als die Teufel. Fordere, was du haben willst, sagte hierauf der Priester. Willst du Schuhe? ein Band? Was willst du? Von alle dem will ich nichts, sagte Bellecouleur: Wenn ihr mir aber wollet dreyßig Stüber geben, daß ich meine Sachen, die ich versetzet habe, wiederhohlen kan, so will ich alles thun, was ihr verlanget. Ich versichere dich, sagte der Pfarrer, daß ich sie nicht bey mir habe: Ich verspreche dir aber als ein ehrlicher Pfarrer, daß du sie morgen Abend haben sollst. Ihr könnet alle gut versprechen, antwortete die Schöne, aber an das Halten denket ihr nicht. Ihr sollet es mit mir nicht so machen, wie mit der Willhelmine, die ihr mit einem schönen neuen Nichts zurück schicktet. Wenn ihr sie nicht bey euch habet, so gehet hin und holet sie. Der Priester hatte gut bitten, ihm diese Mühe zu ersparen, und ihr vorzustellen, daß er bereit wäre, welches er bey seiner Wiederkunft vielleicht nicht seyn würde, und daß er vielleicht jemand bey ihr fände, der ihm in seinem Glücke hinderlich wäre, er konnte aber nichts von ihr erhalten. Da er also sahe, daß sie entschlossen war, nichts umsonst zu thun, wie ers verlangte, so both er ihr seinen Mantel zum Pfande. Gut, antwortete die Schöne: Und was ist denn euer Mantel werth? Mein Mantel, sagte der Pfarrer wieder, ist von feinem holländischen Tuche. Ich habe ihn vor acht Tagen auf dem Trödel vor 42. Stüber gekauft; und ein jeder, der ihn gesehen, hat mich versichert, daß ich ihn um einen

nen sehr wohlfeilen Preis hätte. Wenn dem so ist, sagte Bellecouleur hierauf, so gebet mir ihn her. Ich will ihn in meine Kiste legen. Da der Mantel verschlossen war, so gingen sie in die Scheure, und vergnügten sich nach Wunsche. Der Pfarrer war kaum wieder nach Hause, so that es ihm leid, daß er seinen Mantel zum Pfande gelassen hatte, und dachte auf Mittel, ihn wieder zu bekommen. Den Tag darauf schickte er den Sohn einer seiner Nachbarn zur Bellecouleur, und ließ sie bitten, daß sie ihm ihren Mörser leihen möchte, und wendete vor, daß er Gesellschaft erwartete. Der Mörser wurde ihm so gleich geschicket. Als nun einige Tage hernach Bientevienne wieder zurück gekommen war, so kam der Küster mit dem Mörser just zu der Zeit an, da der Mann und die Frau mit einander assen. Der Herr Pfarrer schicket euch euren Mörser wieder, Bellecouleur, sagte der Küster, da er hinein kam, und lässet euch bitten, ihm seinen Mantel wieder zu schicken. Bellecouleur runzelte die Stirn bey dem Worte Mantel, und war eben im Begriff, darauf zu antworten, als ihr Mann mit einer wilden Miene zu ihr sagte: Wie kömmt es, daß du Pfand von unserm Pfarrer nimmst? Ich dörfte dir bald Ohrfeigen geben. Schicke ihm sogleich den Mantel wieder, und gieb ihm alles, was er haben will, ohne Pfand, und wenn es auch unser Esel wäre. Bellecoleur ging und holete den Mantel, indem sie zwischen den Zähnen murmelte, und sagte zum Küster, da sie ihm solchen gab: versichert den Herrn Pfarrer von meinet wegen, daß

er in seinem Leben nicht wieder in meinem Mörser stossen soll. Der Küster ermangelte nicht es zu sagen, und der Pfarrer antwortete: Ich bin es zufrieden; aber saget ihr auch das erstemal, daß ihr sie sehet, von meinetwegen, daß wenn sie mir ihren Mörser nicht leihet, ich ihr auch meine Keule nicht leihen werde. Bellecouleur war lange auf den Pfarrer böse, die Weinlese aber machte alles wieder gut. Der Pfarrer that ihr ihren Schaden gut, und sie waren nachgehends gute Freunde.

Der



Der Probst der Kirche zu Fiesole, welcher eine Frau liebte, die ihn aber nicht liebte, glaubte bey ihr zu schlafen, und schlief bey ihrer Magd, wobey sein Bischof einen Augenzeugen abgab.

Vor diesem war zu Fiesole eine Wittwe, Nahmens Madam Picarde, welche, da sie nicht in allzu guten Umständen war, die meiste Zeit in einem kleinen Häusgen wohnete, welches sie daselbst mit ihren zwey Brüdern, die von jedermann geliebet wurden, hatte. Weil nun Madame Picarde noch Jugend, Schönheit und Annehmlichkeit genug besaß, und

und ordentlich in der grossen Kirche ihre Andacht zu halten pflegte, so wurde der Probst so heftig in sie verliebet, daß er nichts reitzenders fand, als diese Frau. Er verzog nicht lange, ihr die Gesinnungen, welche er vor sie hegete, zu eröfnen, und bath sie, seiner Liebe Gehör zu geben. Ob er gleich ziemlich alt war, so war er doch deswegen nicht klüger, noch weniger hochmüthig. Niemahls war ein Mensch mehr von sich eingenommen, als er, und niemahls brachte jemand seine Sachen schlechter vor, als er. Mit einem Worte, er war so ungeschickt und so wenig gesellig, daß ihn niemand liebte. Vor allen andern aber, war ihm Madame Picarde so gram als dem Tode. Weil sie Verstand und Tugend besaß, so antwortete sie ihm, daß sie sich seiner Freundschafft wegen glücklich schätzte, und daß sie ihm herzlich gern die ihrige verspräche, wenn er weiter nichts, als ehrliche Absichten zum Grunde hätte: welches sie auch ohne Mühe glaubte, da er ihr geistlicher Vater, ein Priester und überdieses schon bey Jahren wäre: Ursachen, welche ihn hätten bewegen sollen, die Enthaltung und die Keuschheit hoch zu achten; daß sie ihm, was sie beträffe, sagen müste, daß sie nicht mehr in dem Alter wäre, da sie diese kleinen Liebes-Händel mit einer anständigen Art treiben könnte, und daß sie überdieses der Wittwen-Stand nöthigte, sich von alle dem, was die Galanterie beträffe, zu entfernen: also bäthe sie ihn, daß er sie entschuldigen möchte, wenn sie ihn auf diese Art, wie sie merkte, daß er es verstünde, nicht lieben könnte, und daß er ihr ein grosses Vergnügen machen würde, wenn er sie auf diese

Art

Art auch nicht liebete. Eine solche Antwort würde einen jeden andern, als den Probst, abgeschrecket haben. Weil er aber hochmüthig und ungestüm war, so hielt er öfters, so wol durch Briefe, als Abgeschickte, ja sogar auch mündlich, wenn sie in der Kirche war, bey ihr an. Die Wittwe, welche endlich so vieles Ueberlaufens müde war, beschloß, sich seiner durch einen empfindlichen Possen zu entledigen, weil von Seiten der Ehrbarkeit nichts mit ihm anzufangen war. Vor allen Dingen aber hielte sie davor, daß sie nicht nur ihre Brüder von den Verfolgungen des Probsts, sondern auch von dem Streiche, welchen sie ihm zu spielen willens war, unterrichten müste. Da ihre Brüder ihren Vorsatz gebilliget hatten, so ging sie einige Tage darauf, ihrer Gewohnheit nach, in die Kirche. So bald sie der Probst sahe, so redete er sie an, und wurde ziemlich wohl von ihr aufgenommen. Da sie ein wenig bey Seite gegangen waren, so erneuerte der Probst sein demüthiges Bitten. Es hält sehr schwer, mein Herr, sagte die Wittwe, daß eine Festung, welche täglich neue Stürme auszustehen hat, sich nicht endlich ergeben sollte. Ihr habt es so gut anzustellen gewust, daß ihr meinen Entschluß überwunden habt, und ich will ganz und gar euer eigen seyn. Ich bin euch vor eure Gütigkeit verbunden, antwortee der Probst. Ihr habt ziemlich lange Widerstand gethan, und ich habe niemahls eine gefunden, die sich so lange gehalten hätte. Anjetzo ist also die Frage auszumachen, wenn und wo wir zusammen kommen können. Dieses kann geschehen, wenn

es euch gefällig seyn wird, sagte die Wittwe. Ich brauche mich vor keinem Manne zu fürchten; es wird aber sehr schwer halten, daß wir bey mir zusammen kommen können. Das Haus ist verschlossen, und überdies habe ich zwey junge Brüder, welche fast täglich Gesellschaft haben, und die beständig hin und her gehen. Sie kommen zwar nur selten in mein Zimmer: es ist aber so nahe an dem ihrigen, daß man in dem einen alles höret, was in dem andern geredet wird, man mag auch so heimlich reden, als man will. Schöner Vorwand, antwortete der Probst. Eine Nacht ist bald hingebracht, und bey dergleichen Gelegenheit ist die Zunge nicht dasjenige Theil, dessen man am meisten nöthig hat. Wir werden Zeit genug haben, auf Mittel zu denken, wie wir uns unsere Bequemlichkeit besser verschaffen. Die einzige Gefälligkeit, warum ich euch anjetzo bitte, Madame, ist diese, daß wir diesen Abend noch bey einander schlaffen. Gut, versetzte die Wittwe, vor allen Dingen aber müsset ihr verschwiegen seyn, Herr Probst. Darauf könnet ihr euch verlassen, Madame, sagte er zu ihr. Ich habe so viel dabey zu verliehren, als ihr. Man stellete endlich die Stunde feste, da der Probst an den bestimmten Ort kommen sollte, und gieng weg.

Die Wittwe hatte eine Magd, welche keine von den jüngsten, aber davor die heßlichste und ungestalteste, die man jemals gesehen hat, war. Man hätte sagen mögen, daß sich die Natur ein Vergnügen gemacht hätte, ein Monstrum der Heßlichkeit hervor zu bringen. Sie hatte eine platte Nase, krummes Maul, dicke Lippen, breite und lange Zähne, wie ein

altes

altes Pferd, und überdieses waren sie schwarz und stinkend: Sie hatte eine grüne und gelbe Haut; sie war ein wenig schielend, und hatte jederzeit so viel Wachs um die Augen, als man zu einem Lichte von einer ziemlichen Grösse nöthig hatte. Ueberdieses war sie auf einer Seite hinkend. Ihr Nahme war Chute. Ob sie schon so heßlich war, so war sie doch dabey boßhaftig genug. Wenn du mir einen Gefallen erweisen willst, sagte die Wittwe zu ihr, so will ich dir ein Hemde geben; dieser bestehet darinne, daß du diese Nacht bey einem Manne schlafen sollst, und daß du ihn in meinem Bette wohl aufnehmest. Vor ein Hemde, und um das Vergnügen zu haben, ihnen einen Gefallen zu erzeigen, will ich wohl bey zwanzig Männern schlafen, antwortete Chute. Ganz wohl, sagte die Schöne darauf; du must aber kein Wort reden, weil dich sonst meine Brüder hören möchten. Da es Nacht worden, und der Probst ganz sachte und ohne Licht in die Kammer der Wittwe gekommen war, so legte er sich abgeredeter massen ins Bette. Chute, welche ihre Frau wohl unterrichtet hatte, legte sich alsobald zu ihm. Der Probst freuete sich herzlich darüber, und glaubte im Ernst, die Vergnügungen zu schmecken, wornach er so lange Zeit Verlangen getragen hatte. Als die Wittwe ihre Person so wohl gespielet hatte, so war es nunmehro an den Brüdern, die ihrige auch zu spielen. Da sie ausgegangen waren, zu dem Bischof zu gehen, so trafen sie ihn auf dem Wege an, da er eben im Begrif war, den Abend bey ihnen zuzubringen, und ein Glaß Wein bey ihnen zu trinken. Sie

kamen

kamen also zusammen wieder zurück, und da sie eine Tafel in einem mit Fackeln wohl erleuchteten Hof hatten setzen lassen, so trunken sie, und sprachen mit einander, bis ziemlich späte in die Nacht. Als der Prälat im Begriff wegzugehen war, so sagte der älteste unter den Brüdern zu ihm: Weil ihr uns die Ehre angethan habt, mein Herr, uns diesen Abend zu besuchen, so wollen wir euch nicht eher weggehen lassen, ehe ihr nicht eine gewisse Sache gesehen habt, welche wir euch zu zeigen haben. Hierauf nahm der Bruder eine Fackel, und führete den Bischoff und sein Gefolge in die Kammer seiner Schwester, wo der Probst mit der Magd im Bette lag, mit welcher er schon verschiedene Touren gemacht hatte. Als der gute Mann, der von der gehabten Arbeit in Schlummer gerathen war, und ohnerachtet der damaligen Hitze, seinen Affen im Arme hatte, aufwachte, so bald als man die Vorhänge aufzog, und das Licht ihm in die Augen schiene, so war er sehr bestürzt, den Bischof und so viel andere Leute um sich zu sehen. Vor Schaam und Furcht steckte er den Kopf in das Bette. Der Bischoff gab ihm tausend Verweise, und sagte ihm, bey wem er geschlafen hätte. Er sahe hierauf, daß er zum Narren gemacht war, und daß er sich betrogen hatte, und war entsetzlich verdrüßlich darüber. Der Prälat ließ ihn ankleiden, und schickte ihn unter guter Wache nach Hause, wo man ihn vor seine begangene Sünde Busse thun ließ. Und als der Bischoff wissen wollte, wie sich dieses zugetragen hätte, so erzähleten ihm die zwey Brüder alles. Die Brüder und die Wittwe wurden

sehr

sehr gelobet, daß sie ihre Hände in dem Blute eines Priesters nicht hätten waschen wollen, und daß sie ihm so begegnet, wie er es verdienet hätte. Der Bischoff ließ ihn seinen Fehler vierzig Tage lang beweinen. Die Liebe und der Verdruß aber machten, daß er wohl zweymal vierzig Tage weinete. Er getrauete sich nicht aus seinem Hause zu gehen, ohne daß die Kinder mit Fingern auf ihn wiesen, und ruften, ey sehet doch da den, der bey der Chute geschlafen hat. Auf diese Art also, machte sich die Schöne von dem Ueberlaufen des Probstes frey, und Chute gewann ein neu Hemde, und hatte eine gute Nacht, welche sie vielleicht niemahls gehabt hatte.



Eine Wittwe, welche von einem Studenten geliebet wurde, und die in einen andern Menschen verliebt war, ließ den ersten eine ganze Nacht im Winter auf dem Schnee warten. Er fand ein Mittel, sich deßwegen zu rächen, und ließ sie einen Tag im Julio den Fliegen, Wespen und der Sonne ausgesetzet.

Vor diesem war zu Florenz eine junge Wittwe, Nahmens Helene, die edel von Geburth, und so wohl schön als reich war. Sie liebte die Unabhängigkeit, und da sie einen Liebsten hatte, der sie in ihrem Wittwenstande tröstete, so dachte sie nicht wie-

der

der ans Heyrathen. Ein junger florentinischer Edelmann, Nahmens Regnier, welcher lange Zeit zu Paris studiret hatte, kam damals nach Florenz zurück, woselbst er sich bald in Hochachtung setzte. Wie es sich aber oft zuträgt, daß die Liebe die Weisesten anfällt, so befand sich Regnier bey einem Feste, wo die Wittwe, die schwarz gekleidet war, wie unsere Wittwen sich zu kleiden pflegen, sich auch befand. Sie schien ihm die reitzendste Person zu seyn, die er jemals gesehen hatte, und hielt sie vor fähig genug, einen ehrlichen Mann zu vergnügen. Er sahe sie von Zeit zu Zeit an, und sagte beständig bey sich selbst, daß Sachen von hohem Werthe vieles zu erlangen kosteten, und beschloß also, alles mögliche zu thun, daß er ihr gefallen, sie verliebt machen, und einige Gunst von ihr erhalten möchte. Die Schöne, welche die Augen nicht beständig auf die Erde richtete, und unter ihrer Kappe hervor bald auf den einen, bald auf den andern sahe, begegnete den Augen des Regniers, und merkte sogleich, was in seinem Herzen vorgieng, und daß sie eine Taube gefangen hätte. Die Schöne, welche entweder glaubte, daß die Zahl der Seufzenden ihre Reitzungen erheben, und selbige so gar bey dem, welchem sie ihr Herze geschenket hatte, in grössern Werth setzen würde, oder daß es ihr ein Vergnügen war, den Regnier zu erhalten, sahe ihn von Zeit zu Zeit auf eine solche Art an, daß er merken konnte, daß sie seine erst entstehende Neigung mit Vergnügen wahrnähme. Regnier verließ also die Philosophie, um sich mit der Liebe zu beschäftigen, und erkundigte sich, wo die Wittwe wohnete,

und

und glaubte, ihr seine Aufwartung recht wohl zu machen, wenn er unter allerhand Vorwande vor ihrem Hause hin und wieder gienge, woraus sich die Schöne nach der gewöhnlichen Art der Löffel-Schwestern ein Vergnügen machte. Der Cavalier fand ein Mittel, mit ihrer Magd Bekanntschafft zu machen, er vertrauete ihr seine Liebe, und bath sie, ihm zu dienen, mit dem Versprechen, sie vor ihre guten Dienste als ein Galant Homme zu belohnen. Die Magd versprach alles, und redete noch selbigen Tag mit ihrer Frau. Die Schöne lachte den Regnier aus. Gelehrte, sagte sie, begehen Thorheiten, wie die andern. Er bedienet sich seines Verstandes, den er mit von Paris gebracht hat, nicht allzuwohl, man muß ihn ein wenig lassen ablaufen. Du must ihm sagen, wenn er wieder mit dir sprechen wird, daß ich vor seine Liebe erkänntlich sey: Daß ich aber die Ehre liebte, und daß ich eine ehrliche Frau bleiben wollte; und wenn er so klug ist, als man von ihm saget, so wird er mich deßwegen noch mehr lieben. Eine so günstige Antwort verursachte bey ihm eine herzliche Freude. Er verdoppelte sein Bitten, schrieb die verliebtesten Briefe von der Welt, und machte Geschenke. Alles dieses wurde wohl aufgenommen; aber mit sehr allgemeinen Antworten. Nachdem sie ihn nun eine lange Zeit auf diese Art herum geführet hatte, so gab sie ihrem Liebsten Nachricht davon, welcher deßwegen bestürzt wurde. Die Schöne, um ihm zu erkennen zu geben, daß er sie unrechtmäßiger weise in Verdacht hätte, ließ dem Regnier sagen, da sie, seitdem er ihr seine Liebe versichern lassen, nichts vor ihm habe

thun

thun können, so hoffe sie, daß sie auf künftiges Weyhnachts-Fest mit ihm zusammen kommen könne; und wenn er sich also die Nacht nach Weyhnachten in ihren Hof begeben wollte, so wollte sie zu ihm kommen, so bald es ihr würde möglich seyn. Der Student war der zufriedenste Mensch von der Welt, und unterließ nicht, sich an den bestimmten Ort zu begeben. Die Magd empfieng ihn, und schloß ihn in einen kleinen Hof, welcher allen Zufällen dieser Jahreszeit ausgesetzet war, ein. Die Schöne hatte ihren Liebsten kommen lassen, und da sie mit ihm gespeiset, und sich einander alles Vergnügen, was sie nur erdenken konnten, gemacht hatten, so sagte sie zu ihm, daß sie, um ihn aus dem Verdachte, welchen er gefasset hätte, zu reissen, ihn bey dem Possen zum Augenzeugen machen wollte, welchen sie seinem vermeintlichen Nebenbuhler zu spielen sich vorgesetzet hätte. Sie sagte ihm zu gleicher Zeit, daß er in dem Hofe eingeschlossen wäre, wo sie ihn die Nacht wollte zubringen lassen, damit seine Neigung ein wenig abgekühlet würde. Das Wetter war rauh und der Schnee sehr dicke, so daß Regnier kaum eine Stunde im Hofe gewesen war, als er fühlete, daß er ganz erfroren war. Die Hofnung aber, welche er hatte, sich seines Leidens wegen zu erholen, machte, daß er die Kälte mit Gedult ertrug. Da man ihn nun hatte lange genug warten lassen, so führete die Wittwe ihren Liebsten an ein Fenster, wo sie den Regnier beym Mondenscheine sehen konnte, ohne daß er sie sahe, und leß ihm zugleich durch ihre Magd sagen, daß es ihr leid thäte, daß sie ihn an einem so freyen

Orte müste warten lassen: daß aber ihr Bruder zu ihr zum Abendessen gekommen sey, daß er noch da wäre, und daß, so bald er würde weggegangen seyn, sie nicht ermangeln würde, zu ihm zu kommen; im übrigen liesse sie ihn bitten, daß er nicht ungedultig werden möchte. Regnier, der dieses vor wahr hielt, hat sie, der Madame zu sagen, daß sie sich keine Unruhe machen sollte, daß er seine Zeit erwarten wollte, und daß er sie nur bäthe, daß sie, so bald als möglich, zu ihm kommen möchte. Der Galan, der alles dieses wohl hörete, hatte eine ausserordentliche Freude darüber, und war versichert, daß, wenn seine Liebste den Regnier liebte, sie sich niemals entschliessen würde, ihn auf diese Art frieren zu lassen. Da die Magd wieder zurück kam, so legte sie sich nieder, und die Verliebten thaten desgleichen. Unterdessen wurde dem armen Regnier, welcher fror, die Zeit entsetzlich lang. Er gieng hin und her, um sich zu erwärmen, schimpfte auf der Wittwe ihren Bruder, verfluchte die strenge Kälte, und glaubte, alles das, was er hörete, sey die Schöne, welche käme, ihn von seiner Schildwache abzulösen. Als die Mitternacht vorbey war, so sagte die Schöne zu ihrem Liebsten: Was saget ihr von unserm Studenten? Meynet ihr nicht, daß seine Liebe, die er vor mich hat, zum wenigsten nicht eben so preißwürdig sey, als seine Weisheit? Die Kälte, welche er anjetzo leidet, wird das Feuer ohne Zweifel auslöschen, welches meine Reden letzthin in seinem Herzen entzündeten. Es wird zum wenigsten verlöschen, Madame, antwortete der Galan. Ich sehe hieraus, daß ihr mich aufrichtig liebet,

bet, solchergestalt will ich euch gleichfalls beständig lieben. Da diese beyderseitige angenehmen Reden neue verliebte Handlungen veranlasset hatten, so wollte man seine Augen noch an dem Leiden des Regniers weiden. Sie stunden also auf, giengen ans Fenster, und sahen wie dieser Unglückliche auf dem Schnee, nach dem Klappern seiner Zähne, welche ihm statt einer Violine dieneten, herum tanzete. Da sie ein wenig zurück gegangen waren, so sagte die Schöne: Sehet ihr wol, wie ich machen kann, daß die Leute ohne Sackpfeiffe tanzen müssen: Recht schöne, antwortete der Galan lächelnd. Wir wollen hinunter gehen, fieng die Schöne wieder an, damit die Comödie vollkommen werde. Ich will mit ihm reden, und wir wollen hören, was er sagen wird. Da sie nun ganz sachte an die Hofthüre gekommen waren, so rufte sie ihn mit leiser Stimme. Als sich Regnier rufen hörete, so glaubte er, daß dieses das Ende seines Leidens seyn würde, also näherte er sich, und da er die Schöne an ihrer Stimme erkannte, so sagte er zu ihr: machet auf, Madame, ich bitte euch recht sehr darum; ich bin ganz steif von Kälte. Ich kann nicht glauben, antwortete die Wittwe auf eine spöttische Art, daß ein so feuriger Liebster, als ihr mir zu seyn geschienen, über die Kälte so empfindlich sey. Die Jahreszeit ist nicht so strenge, als ihr glaubet. Es schneyet, es ist wahr: zu Paris aber schneyet es noch mehr. Ich kann euch so bald noch nicht aufmachen: mein Bruder ist noch da. Er wird nicht lange mehr da bleiben: Ihr sollet gar nicht lange mehr warten. Ich habe mich diesen kleinen Augenblick weg-

gestohlen, um euch zu trösten und zu bitten, daß ihr Gedult habet. Wenn ich nur zum wenigsten unter Dach wäre, Madam, so wollte ich hernach so lange warten, als es euch gefällig wäre, versetzte Regnier: denn der herabfallende Schnee bedecket mich ganz. Es ist mir unmöglich, euch aufzumachen, sagte die Wittwe, denn diese Thür macht einen entsetzlichen Lärmen. Ich will nur meinen Bruder weggehen lassen, und sogleich wiederkommen und euch aufmachen. So machet denn nur bald, ich bitte euch ums Himmels willen, antwortete der Patient. Ich bitte euch, machet ein groß Feuer, ich habe höchstnöthig mich zu wärmen, denn ich habe mich erkältet, daß ich gar nichts mehr fühle. Es ist kaum ein Augenblick, sagte die Schöne, daß ihr mir habet sagen lassen, daß ihr vor Liebe zu mir brennet, und anjetzo saget ihr, daß ihr erfroren seyd. Kann denn Hitze und Kälte in einem Gegenstande bestehen? Ich bin die Eurige: thut es nur willig und gern. Der Liebste, der alles dieses hörete, konnte sich des Lachens kaum enthalten; und da er mit der Schönen wieder ins Bette kam, so wurde der Rest der Nacht mit Vergnügen und Scherzen auf Unkosten des Unglückseligen zugebracht. Weil der arme Teufel niemand ihm zu Hülfe kommen hörete, so hatte er Zeit genug, mit den Zähnen zu klappern, und wie ein Storch, bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine zu stehen, indem er die strenge Kälte, die Bosheit der Wittwe, die Länge der Nacht und seine eigene Einfalt verfluchte. Da er nun hierauf nicht mehr zweifelte, daß man ihn zum Narren gemacht hätte, so

wollte

wolte er die Thür aufmachen, oder sehen, ob er etwa irgendwo hinaus kommen könnte: allein dieses war alles umsonst, er muste das Ende abwarten. Da es anfieng Tag zu werden, so kam die Magd, welche von ihrer Frau war unterrichtet worden, und brachte bey dem Regnier grosse Entschuldigungen vor, und versicherte ihn, daß er ein andermal das Vergnügen genüssen sollte, welches er diese Nacht nicht hätte haben können. Regnier, welcher ein Mensch war, der sich nicht zweymal betrügen ließ, und wol wuste, daß Drohungen eben so viel Waffen vor die bedrohete Person seyn, hatte so viel Gewalt über sich, daß er sich halten konnte, und begnügte sich blos mit einer schwachen Stimme zu antworten: daß er in seinem Leben keine schlimmere Nacht gehabt hätte; weil er aber überzeuget wäre, daß die Schuld nicht an seiner Liebste läge, so tröstete er sich mit der Hofnung, daß er ihr das, was sie vor gethan habe, vergelten werde. Unterdessen hätte er doch bald davon sterben müssen. Er war dermassen erfroren, daß die Medici alle Mühe von der Welt anwenden musten, die von der Kälte zusammengezogene Nerven wieder in Ordnung zu bringen. Seine Jugend aber, seine gute Leibesbeschaffenheit und der Fleiß der Medicorum brachten ihn doch endlich wieder zurechte. Er war kaum wieder auf den Füssen, so stellete er sich, wie gewöhnlich, in die Wittwe verliebt, die er doch eben so sehr hassete, als er sie zuvor geliebet hatte.

Die Zeit gab dem Regnier eine schöne Gelegenheit an die Hand, sich zu rächen. Der Liebste der Frau Helene, der von Natur unbeständig war, wurde die-

ser Schönen ganz überdrüßig, und ließ sich wo anders ein. Ueber diese Veränderung wollte sie in Verzweifelung fallen. Die Magd, welche nicht wuste, auf was Art sie ihre Frau trösten sollte, und alle Tage Gelegenheit hatte, mit dem Regnier zu sprechen, ließ sich einfallen, daß ein Gelehrter, wie er, das Geheimniß wissen müste, jemand verliebt zu machen, und glaubte, daß sie durch dieses Mittel den Galan der Frau Helene zurück bringen könnte. Sie hatte sagen hören, daß dieses durch die Necromantie geschehen könnte, und zweifelte nicht, daß Regnier, welcher im Rufe stünde, daß er alles wisse, diese Wissenschaft nicht auch wissen sollte. Sie eröfnete ihren Einfall der Frau Helene, welche, ohne in Erwegung zu ziehen, daß, wenn Regnier das Geheimniß gewußt hätte, jemand verliebt zu machen, er sich dessen selbst würde bedienet haben, dem Einfalle ihrer Magd Beyfall gab, und ihr auftrug, deswegen mit dem Regnier zu reden. Die Magd richtete ihren Befehl aus, und erhielt zur Antwort, daß sie ihre Frau nicht verunruhigen sollte, vielmehr selbige versichern möchte, daß, wenn auch ihr Liebster in Indien wäre, er dennoch wiederkommen, und sie seiner Veränderung wegen um Verzeihung bitten sollte. Die Art aber, wie die Sache müsse angefangen werden, wollte er ihr sagen, wenn sie es verlangte. Auf diese Versicherung ließ die Schöne den Regnier sagen, daß sie einander den und den Tag zu Sanct Lucas del Prato sprechen könnten; und da sie sich dahin begeben hatten, so sagte sie ihm, ohne sich zu erinnern, daß sie ihn an die Ufer des Grabes

gefüh-

geführet hatte, ihren Zustand frey heraus, und bath ihn, ihr zu helfen. Es ist wahr, Madame, antwortete Regnier, daß die Necromantie eine von den Wissenschaften ist, welche ich zu Paris gelernet habe, ich weiß selbige sogar aus dem Grunde: Weil man sich aber dabey versündiget, so hatte ich beschlossen, mich deren niemals zu bedienen. Aber kann ich euch wol etwas abschlagen? Jedoch muß ich euch sagen, daß ihr das von mir verlanget, was in der ganzen Kunst am schwersten ist. Diejenige Person, welche den, den sie liebet, will zurück kommen lassen, muß es selbst thun, und muß sich nicht fürchten: Denn alles muß des Nachts auf freyem Felde, und ohne Gesellschaft geschehen. Könnet ihr wol alles dieses thun? Die Schöne, welche mehr verliebt als klug war, antwortete, daß sie es thun wollte, dafern er ihr die Art sagen wollte. Regnier sagte also, daß er ein Bild von Zinn, im Namen desjenigen, welchen sie liebte, machen wollte: daß sie sich im abnehmenden Monde, und in der Stunde des ersten Schlafes, ganz nackend mit diesem Bilde in einem fliessenden Wasser baden, und dieses ganz alleine, und zwar siebenmal nach einander thun sollte: hierauf müste sie also nackend auf einen Baum oder Haus steigen, allwo sie die Worte, welche er ihr geschrieben geben wollte, siebenmal sagen müste. Wenn sie dieses gesaget hätte, so würden sich zwey Jungfern von einer besondern Schönheit ihr darstellen, und würden sie ganz ehrbar fragen, was sie verlange; welches sie ihnen sagen sollte, jedoch müste sie sich in acht nehmen, daß sie nicht eine Sache vor die andere nennete. Darnach dürfte sie nur wieder

herunter steigen, ihre Kleider nehmen, und wieder nach Hause gehen; und könnte versichert seyn, daß sie, ehe es Tag werden würde, ihren Liebsten, sie seines begangenen Fehlers wegen, um Verzeihung bittend, und ihr eine ewige Liebe versichernd, vor sich sehen würde. Weil man gemeiniglich gern glaubet, was man verlanget, so betrog sich die Wittwe gar entsetzlich, und glaubte ihren Liebsten schon bey sich zu haben. Alles dieses will ich gerne thun, antwortete sie, und es schicket sich alles recht schön. Ich habe in dem Thal von Arne ein Vorwerk, welches ziemlich nahe bey dem Flusse ist. Wir sind im Monath Julio, da das Bad sehr angenehm ist, daselbst, und nahe bey dem Flusse ist ein alter unbewohnter Thurm, worauf man nur mit einer Leiter steiget, welche die Schäfer gemacht haben, um sich nach ihren verirrten Schafen umzusehen. Regnier, welcher das Vorwerk und den Thurm wohl wuste, antwortete, daß er alles dieses nicht wüste: Wenn es aber so wäre, wie sie sagte, so könnte es nicht besser zutreffen. Regnier war erfreuet, daß er eine Gelegenheit fand, sich zu rächen, ließ das Bild machen, und schickte ihr solches nebst einem langen Mährgen, das er erdichtet hatte, welches ihr statt eines Gebets dienen sollte, und ließ ihr sagen, daß sie das bewuste die folgende Nacht ohnfehlbar thun sollte. Er reisete zu gleicher Zeit mit seinem Diener ab, einen von seinen Freunden, welcher nicht weit von dem Thurme wohnete, zu besuchen. Die Schöne begab sich gleichfalls ohne Gesellschaft, ausser ihrer Magd, auf ihr Vorwerk. Da es Nacht worden war, ließ sie ihre Magd niederlegen, stellete sich desgleichen zu thun,

ging

ging zu der bestimmten Stunde ganz sachte heraus an den Fluß Arne, so nahe bey dem Thurm, als es ihr nur möglich war. Da sie niemand weder hörete noch sahe, so kleidete sie sich aus, versteckte ihre Kleider in ein Gebüsche, badete sich mit gedachtem Bilde siebenmal, und stieg auf den Thurm. Regnier, welcher sich ganz nahe dabey mit seinem Knechte verstecket hatte, sahe alle Bewegungen der Schönen durch die Weiden mit an: Sie gieng sogar zwey Schritte weit bey ihm vorbey, da sie an den Thurm kam. Die Weisse ihres Leibes, welche die Dunkelheit der Nacht vertrieb; ihre Brüste, welche so zu sagen, wie gedrechselt waren, und alle übrige Theile, welche er ganz wohl beobachten konnte, verursachten bey ihm entsetzliche Versuchungen, und da er sich vorstellete, daß dieses alles nunmehro in kurzen sollte verändert werden, so fühlete er Mitleiden bey sich. Die Liebe rieth ihm aus dem Gebüsche hervor zu gehen, und sich an so vielen Schönheiten zu vergnügen, die nunmehro vergehen sollten, und es hätte bald wenig gefehlet, daß sein Zorn seiner Neigung, welche dieser Anblick wieder entzündet, nicht Platz gemacht hätte. Da er aber betrachtete, wie beissend der Streich, welchen sie ihm gespielet, gewesen wäre, so verjagte der Zorn das Mitleiden und die Liebe wieder, und machte ihn entschlossen, seine Rache zu verfolgen. So bald die Schöne auf dem Thurme war, so fing sie an die aufgeschriebenen Worte herzusagen. Da sich aber Regnier ganz sachte herzu gemachet hatte, so nahm er ganz stille die Leiter weg. Als die Wittwe das Gebet siebenmal gethan hatte, so wartete sie auf die zwey

Jungfern, und wartete so lange auf sie, bis der Tag anbrach, und empfand mehr Kälte, als sie verlangte. Nunmehro merkte sie erst, daß sich Regnier hätte rächen wollen. Sie tröstete sich doch einigermassen damit, daß sie weniger Kälte, und nicht so lange leiden würde, als sie ihn hätte leiden lassen. Sie fieng schon an, ihn einiger Ungeschicklichkeit zu beschuldigen, als sie fand, da sie herabsteigen wollte, daß man die Leiter weggenommen hätte. Niemals ist wol eine Bestürzung so groß gewesen, als die ihrige; der Muth entfiel ihr; sie fiel in Ohnmacht, und kam blos darum wieder zu sich selbst, daß sie Weinen und Klagen anstellen konnte, welche fähig waren, ein Herz, das nicht mit unversöhnlichem Zorn erfüllet war, zu erweichen. Sie zweifelte gar nicht mehr, daß dieses Regnier gethan, und reuete ihr, daß sie ihn beleidiget, noch mehr aber, daß sie ihm getrauet hatte. Sie suchte an einem andern Orte herab zu steigen, und da sie keinen fand, so fieng sie ihre Klagen von neuen an. Ich Unglückliche! sagte sie: was werden meine Brüder, meine Freunde und meine Nachbarn sagen? Was wird ganz Florenz sagen, wenn man erfahren wird, daß man mich nackend auf diesem Thurm gefunden habe? Meine Ehrbarkeit, die so berühmt war, wird für eine falsche Ehrbarkeit gehalten werden: Und wenn ich mich mit einer Lügen entschuldigen wollte, so wird Regnier, der alle meine Begebenheiten weiß, alles wieder vernichten, was ich sagen werde. Diese traurigen Ueberlegungen brachten sie so weit, daß sie sich oben von dem Thurme herunter stürzen wollte. Weil man aber allemal noch Zeit genug hat, sich

umzu-

umzubringen, so hielt sie davor, daß sie dieses nicht eher, als auf den äussersten Nothfall thun müste. Da die Sonne aufgegangen war, so warf sie die Augen von einer Seite zur andern, um zu sehen, ob sie nicht etwa einen Schäfer wahrnehmen möchte, der ihr ihre Magd ruffen könnte: Sie sahe aber niemanden, als den Regnier, welcher unter einem Busch eingeschlafen war, und als er eben in dem Augenblicke aufwachte, so fragte er sie mit einem spöttischen Tone, ob die Jungfern noch nicht gekommen wären. Die Schöne fieng von neuen an zu weinen, und bat ihn, daß er näher kommen möchte. Er gehorchte, und als sich die Wittwe auf den Bauch geleget hatte, und nur den Kopf sehen ließ, so sagte sie mit Thränen zu ihm: wenn ich euch beleidiget habe, Regnier, so habt ihr euch auch gerochen. Es reuet mich, was ich euch gethan habe. Dieses reuet mich aber noch mehr, daß ich so einfältig gewesen bin, und euch geglaubet habe. Es ist keine süssere Rache, als wenn man einen Feind verderben und auch erhalten kann; ich verdiene es ganz und gar nicht, ich gestehe es; ich hoffe aber, daß ihr aus Liebe gegen euch selbst, dasjenige thun werdet, was ihr nicht aus Liebe gegen mich thun müsset. Ein ehrlicher Mann ist genug gerochen, wenn er siehet, daß es blos von ihm abhanget, es zu seyn. Lasset mir also meine Kleider wiederbringen, ich beschwöre euch darum, und setzet die Leiter wieder her, damit ich mich von hier wegbegeben könne. Nehmet mir meine Ehre nicht, ihr könnet mir solche hernach nicht wiedergeben. Was wird es euch helfen, wenn ihr mich der schändlichsten Nach-

rede

rede aussetzet? Ich habe euch eine Nacht übel zubringen lassen. Ich will euch deren so viel vergnügte machen, als ihr haben wollet, um euch zu entschädigen. Begnüget euch damit, daß ihr mir habet sehen lassen, daß es blos von euch abhänge, die Rache so weit zu treiben, als ihr wollet. Der Adler hat von der Niederlage einer Taube keine Ehre, und ihr seyd ein zu galanter Mensch, als daß ihr alle eure Kräfte wider eine Frau anwenden solltet, an der ihr euch schon gerochen habt. Also beschwöre ich euch ums Himmels und um euer selbst willen, Mitleiden mit mir zu haben. Regnier fühlete bey diesem Gespräche Vergnügen und Schmerz. Vergnügen darüber, daß er sich gerochen sahe, und Schmerz über den traurigen Zustand der Schönen, welche ein Rest der Liebe und Menschlichkeit ihn mit Mitleiden betrachten ließ. Dennoch behielt das Verlangen sich zu rächen über alle andere Empfindungen die Oberhand, und der Student antwortete: Wenn mein Bitten, welches weder mit Thränen begleitet, noch so süsse war, als das eurige ist, in der Nacht, da ihr mich fast vor Kälte sterben liesset, einen Ort, da ich vor dem Schnee, der auf mich fiel, bedecket gewesen, hätte erhalten können, so wollte ich das, was ihr anjetzo von mir verlanget, willig thun. Erinnert euch aber, Madam, daß ich in eurem Hofe war und mit den Zähnen klapperte, da' ihr vielleicht unterdessen nackend in den Armen eures Liebsten laget. Wendet euch an ihn, Madame: Er wird vor eure Ehre Sorge tragen, worüber ihr so sehr bekümmert seyd, und welche zu verliehren, ihr euch doch eben nicht al-

lezeit

lezeit sehr gefürchtet habt. Wer sollte euch besser helfen, als er? Ruffet ihn, Madame: Ihr gehöret ihm ganz und gar zu, und er wird nicht ermangeln, euch zu Hülfe zu kommen. Sehet doch, ob die Liebe, die ihr vor ihn habet, und euer und sein Verstand zusammen, euch aus der Schlinge, worinnen euch der Narre, den ihr so hochmüthig verspottetet, gefangen hat, ziehen werde. Ihr seyd anjetzo sehr freygebig mit euren Gunstbezeugungen, die ich doch nicht mehr von euch verlange. Hebet eure angenehmen Nächte vor euren Liebsten auf. Ich schenke euch solche, und bin zufrieden, daß ich einmal euer Narre gewesen bin. Vor diesem war ich ein Narre, und anjetzo haltet ihr mich vor einen ehrbaren Menschen. Ich sehe die Ursache davon ein, Madam: dieses ist aber eine Ursache, welche euch nichts helfen wird. Diejenigen, welche kein Mitleiden haben, dürfen auch keines hoffen. Ich bin kein Adler, und ihr keine Taube. Ihr seyd vielmehr eine Schlange, welcher man ohne Mitleiden begegnen muß. Wenn man sich rächet, so thut man allezeit mehr übels, als einem ist angethan worden. Wenn ich mich also an euch rächen wollte, so könnte ich es nicht anders thun, als wenn ich euch das Leben nähme. Zu dem ist das, was ich euch anthue, blos eine Züchtigung, und keine Rache. Ich achte euch, ein wenig Schönheit ausgenommen, welche die Zeit und die Runzeln auslöschen werden, nicht höher, als die allergeringste Magd. Wenn ihr also davon sterben werdet, so wird die Welt eben nicht viel verlieren. Diese Züchtigung wird euch sehr nützlich seyn, und wird euch, indem sie euch

euch klüger machet, zum wenigsten lehren, daß es nicht wohl gethan sey, Leute zu verspotten, welche nicht unempfindlich sind. Stürzet euch herunter, wenn ihr so gerne herunter wollet. Euer Tod, indem er euch von dem Elend, worinne ihr zu seyn glaubet, befreyet, wird mir das größte Vergnügen von der Welt seyn. Ich habe ein Mittel gefunden, daß ihr auf diesen Thurm gestiegen, machet nunmehro auch eins ausfündig, wieder herunter zu kommen.

Da nun Regnier also geredet hatte, so konnte die Schöne, welche in Thränen schwomm, kaum das Kluchzen halten, und ihm sagen: Wenn die verfluchte Nacht, worüber ihr euch zu beklagen Ursache habt, euch so sehr am Herzen liegt: wenn euch mein Fehler so groß scheinet, daß euch weder meine Jugend, noch meine Schönheit, noch meine Thränen, noch mein Bitten erweichen können, so thut es doch des Vertrauens wegen, welches ich in euch gesetzt, und lasset euch dadurch bewegen, mir mit mehrerer Menschlichkeit zu begegnen. Ich beschwöre euch darum, und seyd versichert, daß ich eine ewige Erkenntlichkeit davor haben werde, welche mich von aller Welt loß machen wird, um euch ganz und gar mit meinem Herzen und Liebe anzuhangen. Meine Schönheit, welche ihr so wenig achtet, und welche ihr von so kurzer Dauer zu seyn glaubet, ist groß genug, einen jungen Menschen, wie ihr seyd, zum wenigsten auf einige Tage zu gefallen. So grausam ihr auch gegen mich seyd, so kann ich doch kaum glauben, daß ihr euch ein Vergnügen machen solltet, mich auf eine elende Art sterben zu sehen. Wenn man einmal geliebet hat, so kann man nachgehends

so

so sehr nicht hassen. Ich bitte euch also noch einmal; und da ihr mich die Nacht über Kälte habet ausstehen lassen, so lasset mich den Tag über nicht der Sonnenhitze ausgesetzet seyn, welche man schon an zu fühlen fängt. Ich bekümmere mich um das Vertrauen, welches ihr auf mich gesetzet habt, gar nicht, antwortete Regnier, welcher nur mit ihr redete, sich ein Vergnügen zu machen. Ich bin es eurem Vortheil und nicht eurer Liebe schuldig. Und ihr irret euch sehr, wenn ihr euch einbildet, daß dieses Vertrauen das einzige Mittel war, welches ich hatte, mich zu rächen. Ich hatte euch so viel Schlingen geleget, daß es unmöglich war, daß ihr nicht in eine hättet fallen sollen, und zu eurem Glück seyd ihr in die, welche am erträglichsten, und am wenigsten schädlich ist, gefallen. Machet euch von niemanden loß, Madame, um euch mir zu übergeben. Ich will und verlange dergleichen Opfer nicht. Die Buhlschwestern, wie ihr eine seyd, suchen nur das Vergnügen, und ihr würdet vielleicht bey mir nicht finden, womit ihr eurer Gierigkeit ein Genügen leisten könnet. Sie lassen sich durch den Schein blenden, ohne zu bedenken, daß der Schein oft betrüget. Wenn die Alten langsam gehen, so gehen sie zum wenigsten sicher und ordentlich. Die Jungen haben an einer Liebste nicht genug. Ihr Verlangen ist eben so groß, als ihre Augen; sie sind unbeständig und veränderlich, wie ihr aus eurer eignen Erfahrung wahrnehmen könnet, und bilden sich ein, daß die Schmeicheleyen, die man ihnen anthut, ein Tribut sey, welchen man ihnen schuldig ist. Sie suchen darinne Ruhm, daß sie die empfangenen Gunstbezeugungen offen-

offenbaren, an statt, daß die andern beständig, ehrbar, unterthänig und bescheiden sind. Erkennet euren Irrthum, wenn ihr euch einbildet, daß man eure Liebeshändel nicht wisse; Man redet zu Florenz von nichts anders: und man darf sich gar nicht wundern, daß, da ihr so vielen Antheil an der Sache habet, ihr die letzte seyd, sie zu erfahren. Wenn ihr euch herunter stürzen wollet, so will ich ohne Unruhe ansehen, wie ihr den Hals brechet; weil ich aber nicht glaube, daß ihr mir dieses Vergnügen machen werdet, so will ich mich begnügen euch zu sagen, daß, wenn die Sonne euch zu brennen anfänget, ihr euch der Kälte erinnern sollet, welche ihr mich habt leiden lassen, und wenn ihr selbige mit der Hitze zu vermischen wisset, so werden die Sonnenstrahlen davon gemäßiget werden. Eure Versprechungen und eure angenehmen Worte rühren mich gar nicht. Ihr habet mich verachtet, da ich euch liebete. Ich habe mich anderswo eingelassen, und ich habe eine andere Schönheit gefunden, die mich besser gekannt, und die mir mehr Gerechtigkeit hat wiederfahren lassen. Weil euch nichts bewegen kann, so lasset euch zum wenigsten um der Liebe willen, welche ihr zu der Schönen, die euch mehr Gerechtigkeit, als ich, hat wiederfahren lassen, erbitten, und ertheilet mir, in Betrachtung ihrer, fieng Madame Helene wieder an, die Gnade, um welche ich euch bitte. Im Namen dieser Schönen, antwortete Regnier lächelnd, kann ich nichts abschlagen. Saget mir, wo eure Kleider sind, so will ich sie holen; welches sie ganz gerne that. Da Regnier sahe, daß es schon spät war, so ließ er seinen Knecht auf der Schildwa-

che,

che, und befahl ihm, niemanden bis zu seiner Wiederkunft herbey zu lassen; hierauf ging er zu seinem Freunde zum Mittags-Essen, und schlief nachgehends daselbst nach Wunsche. Madame Helene, welche in ihrer äusersten Betrübniß ein wenig Hoffnung geschöpfet, und bald saß, bald stund, fand endlich einen Ort, da ein wenig Schatten war, und schlief, in ihrem Gemüthe mit wenig Hoffnung und vieler Furcht beschäftiget, ein. Da der Mittag heran kam, und die Sonne gerade auf ihre zarte Haut schien, so verbrannte sie nicht allein das Fleisch, sondern machte auch von einer Weite zur andern Ritzen, welche ihr so viel Schmerz verursachten, daß sie aufwachte, so gerne sie auch geschlafen hätte. Da sie sich nun so gebraten fühlete, und sich bewegen wollte, so schien es ihr, als wenn ihre Haut als ein verbranntes Pergament, wenn man es ausdehnen will, zerriß. Ueberdieses hatte sie so entsetzliche Kopf-Schmerzen, daß sie dachte, der Kopf würde in Stücken gehen. Und über das alles war das Pflaster des Thurms so heiß, daß sie sich genöthiget sahe, in beständiger Bewegung zu bleiben. Das ärgste aber dabey war, daß, weil damahls nicht der geringste Wind wehete, und eine entsetzliche Menge von Fliegen und Wespen da waren, welche, da sie das rohe Fleisch fanden, so entsetzlich stachen, daß es ihr jeden Augenblick schiene, als wenn sie mit tausend Pfriemen gestochen würde. In diesem traurigen Zustande, da sie ihr Leben, ihren Liebsten und den Regnier verfluchte, und von Hunger und Durst ermüdet war, stund sie auf, und sahe, ob nicht etwa jemand da herum wäre, und war entschlos-

 sen,

sen, ihn zu Hülfe zu ruffen; die entsetzliche Hitze aber hatte jedermann entfernet, so, daß sie nichts als Heuschrecken hörete, und nichts als den Fluß Arne sahe, dessen Wasser ihren Durst nur vermehrete. Die Bäume, die Häuser und der Schatten, die sie entdeckte, machten, daß sie neue Wünsche that, und dieneten ihr folglich zu weiter nichts, als sie nur noch unglücklicher zu machen.

Wir wollen aber zum Regnier zurück kehren, welchen wir schlafend verlassen haben. Es hatte schon dreye geschlagen, als er aufwachte, und zu dem Thurm zurück kehrete, um zu sehen, wie es der Unglückseligen ginge. Als ihn Helene hörete, da er seinem Knecht Essen schickte, welcher noch nicht gefrühstücket hatte, so legte sie sich wieder auf den Bauch, und sagte weinend zu ihm: Nun seyd ihr gerochen. Ich ließ euch frieren, ihr habt mich braten und über dieses fast vor Hunger und Durst verschmachten lassen. Der Tod würde mir angenehmer seyn, als das Leben, und ich leide so entsetzlich, daß ich es als eine Gunst ansehen würde, wenn ihr mich vollends umbrächtet. Wenn ihr mich dieser Gnade unwürdig achtet, so lasset mir zum wenigsten ein Glas Wasser geben. Regnier merkte wohl an ihrer Stimme, daß sie sehr schwach wäre. Er fühlete ein wenig Mitleiden, und dennoch antwortete er ihr: Wenn ihr sterben wollet, so sollet ihr von eurer und nicht von meiner Hand sterben. Was das Wasser anlanget, so will ich euch welches geben, so, wie ihr mir Feuer gabet. Um mich von meiner Erkältung zu heilen, habe ich mich müssen in den stinkenden Mist legen, und euren Brand

könnet

könnet ihr mit wohlriechenden Rosen-Wasser heilen. Ihr werdet die Haut verändern wie eine Schlange, und eure Farbe wird nur desto schöner werden. Was vor ein Glück würde es vor euch seyn, wenn ihr euer Herz so, wie eure Haut verändern köntet? O Barbar, antwortete Helene! müsset ihr der Grausamkeit noch Verspottung beyfügen? Würdet ihr mit mehrerer Unmenschlichkeit mit mir umgehen, wenn ich alle eure Freunde unter der Marter hätte sterben lassen? Würde man wohl den ärgsten Bösewicht, der eine ganze Stadt ermordet hätte, härter straffen? Ihr versaget mir ein Glas Wasser, welches man dem größten Missethäter unter dem Galgen nicht abschläget. Weil ihr demnach unerbittlich seyd, so will ich den Tod mit Geduld erwarten. Gott erbarme sich über meine Seele, und räche mich wegen eurer Grausamkeit, wovon er alleine Zeuge ist. Als sie das gesaget hatte, so kehrete sie sich mit vieler Mühe weg, und wünschte tausendmahl, daß der Tod kommen möchte, ihrer Qual ein Ende zu machen. Da es anfing Nacht zu werden, und Regnier meynete, daß er genug gerochen sey, so ließ er die Kleider der Helene einpacken, und trug sie zu ihrer Magd, welche er, ihrer Frau wegen, in grossen Sorgen antraf. Ich wolte, sagte er zu ihr, daß ich mich an dir eben so gerochen hätte, wie an der Helene. Du solst mir aber nicht entgehen, gehe deiner Frau zu helfen; du wirst sie in einem schönen Zustande antreffen. Als die Magd ihre Kleider erkannt hatte, und nicht zweifelte, daß er ihre Frau umgebracht hätte, so fürchtete sie sich ihrentwegen selber entsetzlich. So bald Regnier weggegan-

gen war, so machte sie ein entsetzliches Geschrey, und lief mit den Kleidern nach dem Thurme zu. Regnier war kaum tausend Schritte von dem Thurme, als der Helene ihr Bauer, welcher zwey Schweine, die er verlohren hatte, suchte, ganz nahe vorbey ging, und ängstliche Klagen hörete. Der Bauer fing aus vollem Halse an zu schreyen. Helene, welche ihren Bauer an seiner Stimme kannte, kroch so gut sie konnte, an den Rand des Thurms, und sagte zu ihm, daß er gehen und ihre Magd hohlen solte. Wer hat euch da hinauf steigen lassen, Madame, sagte er ganz erschrocken? Man hat euch den ganzen Tag gesuchet. Die Leiter war sehr alt, und hatte nicht können weggenommen werden, ohne daß sie in viele Stücken zerbrach. Der Bauer nahm alle Stücke zusammen, und band sie, so gut er konnte, zusammen. Er hatte kaum angefangen, so kam die Magd an, und fing mit einer entsetzlichen Stimme an zu schreyen. Gieb dich zufrieden, mein Kind, sagte Helene: Ich bin da, aber in grosser Unordnung. Bringe mir geschwinde Kleider. Sie sind schon da, Madame, antwortete die Magd weinend. Da die Leiter nun so übel und böse zusammen geflickt war, so stieg die Magd mit Hülfe des Bauers hinauf. Und als sie ihre Frau auf der Erde liegen und sie mehr einem gebrannten Klotze als einem menschlichen Körper ähnlich sahe, so fing sie an sich das Gesichte mit den Nägeln zu zerreissen und zu schreyen, gleich als wenn sie hätte sterben sollen: Aber Helene hieß sie still schweigen, und bath sie, sie anzukleiden. Sie tröstete sich ein wenig, als sie vernahm, daß niemand wüste, wo

sie

sie gewesen wäre, ausser denen, welche ihre Kleider gebracht hätten, und ihren Bauer, welchem sie das Stillschweigen empfohl. Da Helene endlich mit äuserster Mühe, des Beystandes ihres Bauers ohnerachtet, welcher sie auf seinen Armen trug, herunter gestiegen war, so trat die Magd, welche hinterher kam, ohne viel zu denken was sie that, mit dem Fusse darneben, fiel und brach ein Bein. Sie machte ein so entsetzliches Geschrey, daß der Bauer Helenen auf ein wenig Gras legte, um nach der Magd zu lauffen, und trug sie zu ihrer Frau. Dieses zweyte Uebel vermehrte ihren Schmerz gewaltig. Sie hoffete von ihrer Magd mehr, als von jemanden, und dennoch sahe sie selbige ausser Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Da sie nun über die massen betrübt war, so fing sie ihre Klagen so übermäßig wieder an, daß der Bauer sie nicht allein trösten konnte, sondern auch selbst mit ihr an zu weinen fing. Helene wolte sich nicht von der Nacht überfallen lassen, und ließ sich also in des Bauers Haus tragen, welcher mit seinen zwey Brüdern und seiner Frau wieder umkehrte, die Magd auch zu hohlen. Nachdem er der Helene zu trinken gegeben, und ihr allerhand gute Worte vorgesagt hatte, so trug er sie in seine Kammer. Seine Frau gab ihr zu essen, wüsch sie, kleidete sie aus, legte sie zu Bette, und ließ die folgende Nacht darauf die zwey Kranken nach Florenz schaffen. Die Schöne, welche gut lügen konnte, gab dieser doppelten Begebenheit ein Mäntelgen um, und überredete ihre Brüder und Freunde, daß sie die bösen Geister so gemißhandelt hätten. Man hoslete

lete Medicos, welche nach vielen Zufällen die Schöne endlich heileten, deren Haut oft an den Tüchern hängen blieb, und brachten die Magd nach einiger Zeit gleichfalls wieder zu rechte. Madame Helene dachte nicht mehr an ihren Liebsten, und vermied nachgehends weißlich, so wohl die Liebe als die Verspottung. Da Regnier erfahren, daß die Magd ein Bein gebrochen hatte, und sich im übrigen genug gerochen zu seyn glaubte, so sagte er kein Wort von dieser ganzen Begebenheit.



Spinelosse schläfet bey der Frau seines Freundes, welcher, da er es erfuhr, ein Mittel fand, ihn in einen Kasten zu verschliessen, und Repressalien zu gebrauchen.

Vor diesen waren zu Siena zwey junge ziemlich wohlhabende Bürger, deren einer sich Spinelosse und der andere Sepe nennete. Sie waren Nachbarn, sie besuchten einander stündlich und liebten sich so, daß man hätte sagen sollen, sie wären Brüder. Sie hatten alle beyde schöne Weiber. Spinelosse, der sehr oft zu dem Sepe ginge, er mochte da seyn oder nicht, verliebte sich in seine Frau, und schlief

endlich bey ihr. Dieses dauerte lange Zeit, ohne daß es Sepe merkte, da er aber eines Tages zu Hause geblieben war, und seine Frau es nicht wuste, so kam Spinelosse und fragte nach ihm, und da er von der Schönen vernommen, daß er abwesend wäre, so ging er ohne weitere Umstände hinein, und fing an sie zu umarmen. Sepe, der dieses sahe, sagte kein Wort, sondern hielt sich verborgen und wolte das Ende dieses Spiels abwarten. Kurz, er sahe, daß sich seine Frau mit dem Spinelosse also umarmet in ihr Zimmer einschloß, und war gar nicht damit zufrieden. Da er aber überlegte, daß durch Lärm seine Schande nicht verringert, sondern vielmehr vergrössert würde, so dachte er darauf, wie er sich ohne Lärm und durch Repressalien rächen möchte. Spinelosse war kaum hinaus gegangen, so trat Sepe hinein, und fand seine Frau ihren Kopf-Putz, welchen ihr Spinelosse bey dem Spiel in Unordnung gebracht hatte, wieder zu rechte machen. Was machet ihr da, meine Frau, sagte er zu ihr, indem er hinein kam? Sehet ihr es denn nicht, antwortete die Schöne? Ich sehe es wohl, sagte Sepe, und ich habe wohl andere Dinge gesehen, die ich nicht gerne möchte gesehen haben. Der Mann machte grossen Lärm, und da die Frau sahe, daß er alles wuste, so bekannte sie aus Furcht alles, was sie nicht wohl läugnen konnte, und bath ihn mit thränenden Augen um Verzeyhung. Sepe antwortete ihr, daß er ihr mit der Bedingung verzeihen wolte, daß sie den Spinelosse morgen um neun Uhr solte zu sich kommen lassen; daß wenn sie ihn alsdenn würde kommen hören, so solte sie ihn verstecken, und in

einen

einen grossen Kasten, welchen er ihr zeigete, verschliessen. Hierauf solte sie thun, was er ihr sagen würde, und versicherte sie übrigens, daß er dem Spinelosse nichts zu leide thun wolte. Die Frau versprach alles, um sich wieder in Gunst zu setzen. Da diese zwey Freunde des andern Tages beysammen waren, so hatte es kaum Neun geschlagen, als Spinelosse, der seiner Liebste versprochen hatte, um diese Zeit zu ihr zu kommen, zu dem Sepe sagte, daß er bey einem seiner Freunde speisen müste, welchen er nicht wolte warten lassen, er sähe sich also genöthiget, ihn zu verlassen. Sepe sagte zu ihm, daß er nichts versäumet hätte, und daß es noch nicht Zeit sey, zu Mittag zu essen. Spinelosse antwortete, daß er gern ein wenig bey Zeiten da seyn möchte, damit er Zeit hätte, sich mit ihm über eine gewisse Sache zu besprechen. Als er weggegangen war, so nahm er einen kleinen Umweg, und ging hernach sogleich zu des Sepe seiner Frau. Er war kaum hinein gegangen, als Sepe zurück kam. Da ihn seine Frau hörete und sich furchtsam anstellete, so verschloß sie ihren Liebsten in den Kasten, und ging heraus. So bald Sepe seine Frau sahe, so fragte er sie, ob es zu Mittag-Essen Zeit sey. Die Schöne antwortete, daß das Mittags-Essen fertig sey, und daß man nur auftragen dörffe, so sagte er zu ihr, ich komme eben von dem Spinelosse, er speiset in der Stadt bey einem seiner Freunde, gehet und bittet seine Frau, daß sie zu uns zum Mittags-Essen komme. Die Schöne, welche die Furcht gehorsam machte, that augenblicklich das, was ihr Mann verlangte, und ging, ihre

Nachbarin zu holen. Sepe empfing sie mit vielen Schmeicheleyen, gab seiner Frau ein Zeichen in die Küche zu gehen und führete seine Nachbarin bey der Hand in seine Stube, und schloß die Thür hinter sich zu. Da die Schöne sahe, daß sie eingeschlossen war, so sagte sie zu ihm: Habet ihr mich deswegen zum Mittags-Essen gebethen? Ist dieses die Freundschaft, welche ihr vor meinen Mann habt? Sepe antwortete hierauf, indem er sich dem Kasten näherte, und sie beständig bey der Hand hielt: ehe ich euch verdrießlich mache, Madame, so muß ich euch sagen, daß ich euren Mann als meinen Bruder liebe. Er hält mich vor unwissender als ich bin, und ohne Zweifel weiß er nicht, daß ich gar genau unterrichtet bin, daß er bey meiner Frau schläffet, wie bey euch. Er that es nur gestern noch: also verlange ich auch bey euch zu schlafen, und will mich weiter nicht rächen. Wenn ihr nicht wollet, so wird es mir nicht schwehr seyn, ihn zu überfallen, und ihm auf eine Art zu begegnen, welche euch beyden verdrüßlich seyn wird. Da die Schöne dieses von ihrem Mann nicht glauben konnte, so sagte ihr Sepe davon so viel besondere Sachen, daß sie zu ihm sagte, daß sie nicht mehr daran zweifelte: Weil ihr euch wegen eines andern Fehler an mir rächen wollet, so bin ichs zufrieden, jedoch mit der Bedingung, daß ihr mich mit eurer Frau aussöhnet: was mich anlanget, so will ich ihr das Unrecht, welches sie mir angethan hat, herzlich gern vergeben. Dieses will ich ganz gerne thun, antwortete Sepe, und über dieses will ich euch den schönsten Edelgestein geben, den ich habe. Hierauf

fing

fing er an sie zu careßiren, und stieß sie ganz sachte auf den Kasten, worauf sie so lange liegen blieben, als es ihnen gefiel. Spinelosse, der alles dieses gehöret hatte, war sehr zornig, und ob er schon eingeschlossen war, so hielt ihn doch nichts als die Furcht ab, seine Frau zu schelten. Da er aber endlich überlegte, daß er der Anfänger gewesen war, und daß Sepe gleiches mit gleichem vergolten, so beschloß er, seine Freundschaft deßwegen nicht aufzuheben. Als seine Frau den Edelgestein verlangte, den man ihr versprochen hatte, so ließ Sepe seine Frau herkommen, welche im Hineingehen zu ihrer Nachbarin sagte, daß sie ihr gleiches mit gleichem vergolten hätte. Ihr Mann ließ ihr den Kasten aufmachen, und sagte zur Nachbarin. Sehet da den Edelgestein, welchen ich euch versprochen habe. Es würde schwehr halten, wenn man sagen wolte, wer sich am meisten geschämet hätte. Da nun Spinelosse aus dem Kasten heraus gekrochen war, so sagte er zum Sepe: Mein Freund, nun sind wir quitt, und wenn ihr mir folgen wollet, so wollen wir gute Freunde bleiben wie zuvor: Und da wir nichts, als unsere Weiber zu theilen haben, so wäre mein Rath, daß wir sie auch gemein hätten. Sepe nahm den Vorschlag an, und sie speiseten alle viere als die besten Freunde von der Welt. Und wie nachgehends jede Frau zwey Männer hatte, so hatte auch jeder Mann zwey Weiber.





Eine Sicilianerin fand Gelegenheit, das Geld, welches ein Kaufmann zu Palermo hatte, auf eine listige Art zu stehlen. Und da der Kaufmann wieder nach Palermo zurück kam, so machte er es ihr wieder so.

Vor diesen war zu Palermo und andern See-Städten die Gewohnheit, daß die Kaufleute, welche mit Waaren dahin kamen, solche auf dem Pack-Hofe abluden, und den Aufsehern eine Liste von den Sachen und Preissen gaben. Die Aufseher des Pack-Hofes gaben hierauf den Kaufleuten Gewölber, um ihre Waaren zu verschliessen, und die gewöhnlichen Abgaben nach dem Register, welches man deßwegen gema-

gemachet hatte, zu bezahlen. Die Mäckler erkundigten sich nach der Beschaffenheit und dem Preisse der Waaren, ingleichen nach dem Nahmen der Kaufleute, welchen sie vor ein gewisses Geschenke ihre Waaren verkauffen halffen. Nun wurde vor einiger Zeit ein junger Florentiner, Nahmens Salabet, durch seine Herren mit einem Rest Tuch, den sie auf der Messe zu Salerno nicht hatten verkauffen können, und ohngefähr 5 oder 6 hundert Thaler gelten mochte, nach Palermo geschicket. Nachdem er seine Waaren in ein Gewölbe gebracht und den Aufsehern des Pack-Hofes eine Liste davon gegeben hatte, so belustigte er sich bald da bald dort in der Stadt, ohne viel Eifer spühren zu lassen, solche zu verkauffen. Palermo ist eine Stadt, wo ein Hauffen Frauenzimmer ist, welche auf Seiten ihrer Schönheit so preißwürdig, als sie es auf Seiten ihrer Tugend nicht sind, und welche doch von Leuten, die sie nicht kennen, vor sehr ehrbares Frauenzimmer gehalten werden. Sobald als diese Frauen einen fremden Kaufmann sehen, so erkundigen sie sich nach seinen Waaren und deren Preisse bey den Aufsehern des Pack-Hofes, und thun hierauf ihr möglichstes, sie durch ihre Schmeicheleyen an sich zu ziehen. Eine von diesen Weibern, Nahmens Frau Blanchefleur, die ein Auge auf unsern Florentiner geworfen hatte, der von Person nicht übel gebildet war, und dessen Umstände sie durch vorgesagte Mittel erfahren hatte, stellete es so an, daß sie von ihm bemerket wurde. Der Cavalier, da er von der Schöne, dem äusserlichen Ansehen nach, urtheilete, zweifelte nicht, daß es eine vornehme Person sey: Und weil er eine ziemlich

gute

gute Meinung von sich selbst hatte, so glaubte er, daß ihr sein gutes Ansehen gefallen, und entschloß sich, diesen Liebes-Handel ordentlich anzufangen. Indem er also vor der Thür dieser Schönen hin und her ging, so hatte er das Vergnügen, wahrzunehmen, daß man auf ihn Acht gegeben, und daß er das Glück gehabt hätte zu gefallen. Nachdem sie ihm einige Tage verliebte Blicke zugeworffen und ihm tausend kleine Zeichen der Liebe, die sie vor ihm hatte, gegeben, so schickte sie eine von ihren Weibern, welche in der Kunst Gelegenheiten zu machen, sehr geschickt war, an ihn. Nach allerhand Reden sagte die Gelegenheitsmacherin mit einer kläglichen Stellung zum Cavalier, daß seine gute Gestalt ihre Frau so eingenommen hätte, daß sie nicht ohne ihn leben könnte, und daß sie ihn von ihrentwegen bitten solte, in eine Badstube, welche sie ihm nennete, zu kommen, und daß er einen Ring annehmen möchte, welchen sie ihm zum Zeichen ihrer Freundschaft zu geben, Befehl erhalten. Salabet war der vergnügteste Mensch von der Welt. Er nahm den Ring, sahe ihn genau an, küssete ihn, steckte ihn am Finger, und antwortete, daß ihm Madame Blanchefleur viel Gunst erwiese, und daß er nicht unterlassen würde, sie auf den ersten Wink zu besuchen. Als die Schöne diese Antwort erhalten hatte, so schickte sie ihre Frau wieder zum Salabet, um ihm die Badstube zu sagen, wo er sie morgen nach der Vesper erwarten solte. Da die Stunde herbey kam, so begab er sich zu dem Bader, und fand, daß die Badstube vor Madame Blanchefleur aufgehoben war. Er hatte kaum eine Viertel-Stunde gewartet, als er

zwey

zwey Mägde kommen sahe, deren eine eine schöne grosse Barchet Matratze trug, und die andere einen grossen Korb voll allerhand kleinen Vorrath. Man legte diese Matratze auf ein Bette, welches in dem Zimmer des Bades war. Hierauf gingen die Mägde in das Bad, welches sie sorgfältig reinigten. Einen Augenblick hernach kam die Schöne mit zwey andern Mägden, und erzeigte dem Salabet tausend Liebkosungen. Da sie nun viel Seufzer heraus gestossen und ihn vielmahl umarmet hatte, so sagte sie zu ihm: Mein Herr, nur ihr habet machen können, daß ich hierher gekommen bin. Mein Herz hat sich gegen eure Annehmlichkeiten, allzuliebenswürdiger Toscanier, nicht vertheidigen können. Nach vielen andern verliebten Reden von dieser Art zogen sie sich ganz nackend aus, und gingen mit den zwey Mägden in das Bad. Die Schöne wolte sich erst mit wohlriechender Seiffe waschen, hernach aber ließ sie sich wohl waschen und reiben: Hierauf brachten die Mägde zwey sehr feine, und mit dem besten Räuchwerk durchräucherte Tücher, eines vor die Schöne, und das andere vor den Salabet, welche sie um sich wickelten, und sich in das vorhero zubereitete Bette legten. So bald der Schweiß vorbey war, so zog man die nassen Tücher weg, und ließ sie auf den andern liegen, da sie mit Rosen-Orangen-Blüth, Jasmin- und Pomeranzen-Wasser besprenget wurden, welches man in dem Korbe in kleinen sehr schönen silbernen Fläschgen hatte. Da alles dieses geschehen war, so bewirthete man sie mit Confect und sehr vortreflichen Weine. Salabet war über alles dieses so vergnügt, daß er im Paradiese zu seyn glaubte. Nichts

ver-

vergnügte ihn aber mehr, als die Schönheit der Madame Blanchefleur. Er wünschte herzlich, daß man alle diese Ceremonien weggelassen hätte, und daß ihn die Mägde in den Armen seiner Schönen gelassen hätten. Seine Wünsche wurden endlich erfüllet. Sie gingen auf Befehl der Schönen fort, und liessen einen angezündeten Wachsstock darinne. So bald die Verliebten allein waren, so umarmete die Schöne den Salabet, welcher glaubte, daß sie vor Liebe zu ihm sterben würde. Da sie nun eine ziemliche Zeit bey einander gewesen waren, so befand die Schöne vor gut, aufzustehen, ruffte ihre Mägde, ließ noch Wein und Confect auftragen, und ließ sich ankleiden. Ehe sie weggingen, so sagte die Schöne zum Salabet, daß er ihr ein Vergnügen machen würde, wenn er mit ihr zu Abend speisen, und bey ihr schlafen wolte. Da Salabet durch die List und Schönheit dieser Frau schon eingenommen war, und gar nicht zweifelte, daß er nicht aufrichtig von ihr geliebet würde, so antwortete er, daß sein gröstes Verlangen wäre, das zu thun, was ihr nicht nur bey Tage, sondern auch so gar ihre ganze Lebens-Zeit gefallen würde. Die Schöne ermangelte nicht, ihr Zimmer wohl auszieren zu lassen, und eine prächtige Abendmahlzeit zu haben. Salabet wurde auf die beste Art von der Welt empfangen, und speisete mit vielem Vergnügen. Die Pracht der Mahlzeit und die schönen Meubles brachten ihn auf die Gedanken, daß er mit einer Person vom ersten Range zu thun hätte. Ob er schon sehr nachtheilige Sachen von der Blanchefleur hatte sagen hören, so sahe er doch alles dieses als eine Würkung der Verläumdung

dung

dung an. Und gesetzt auch, daß sie einen betrogen hätte, so konnte er sich nicht einbilden, daß sie ihn betrügen wollte. Er brachte also die Nacht so vergnügt bey ihr zu, als er es nur verlangen konnte. Da es Morgen geworden war, so schickte sie ihn mit beträchtlichen Geschenken zurück, und versicherte ihn von neuen, daß, so wie ihre Person ihm zugehöre, also auch alles, was in ihrer Gewalt wäre, zu seinen Befehlen stünde. Salabet antwortete auf diese Höflichkeit durch neue Umarmungen und neue Versicherungen einer ewigen Ergebenheit, und kam nachgehends oft, sich bey ihr zu vergnügen, ohne daß es ihm was kostete. Einige Zeit hernach verkauffete er seine Tücher mit gutem Profit, welches die Schöne durch ihre ausgeschickten Leute augenblicklich erfuhr. Da nun Salabet eines Tages, bey ihr zu Abend zu speisen gekommen, so war keine Caresse, welche sie ihm nicht anthat, und stellete sich so verliebt, daß es schiene, als wenn sie in seinen Armen sterben wolte. So bald Salabet nur etwas lobte, so bath sie ihn, es anzunehmen. Sie wolte ihm zwey sehr schöne silberne Becher geben; weil er aber schon grosse Geschenke von ihr erhalten, und ihr noch nichts wieder gegeben hatte, so wolte er sie, so sehr sie ihn auch bath, nicht annehmen. Endlich aber, da sie glaubte, daß sie ihn genung eingenommen hätte, so kam eine Magd, welcher sie es schon befohlen, und ruffte sie, um ins geheim etwas mit ihr zu sprechen. Die Schöne ging hinaus und kam einige Zeit hernach mit weinenden Augen wieder hinein. Sie warf sich auf ihr Bette, und führete die traurigsten Klagen von der Welt.

Salabet, der über eine so geschwinde Veränderung verwundert war, nahm sie in seine Arme, und weinete zur Gesellschaft auch mit. Er bemühete sich heftig, die Ursache ihres Verdrusses zu erfahren, die Schöne aber wolte es ihm nicht sagen. Nach vielen Bitten endlich fuhr sie heraus, und sagte zu ihm, daß sie die unglücklichste Frau von der Welt wäre: Daß sie gleich jetzo Briefe von Meßina erhalten hätte, wobey unter andern einer von ihrem Bruder wäre, worinne er ihr zu wissen thäte, daß sie ihm in acht Tagen tausend Thaler schicken müste, wenn sie gleich alles, was sie hätte, verkaufen solte, und wenn sie es nicht thäte, so würde sie das Misvergnügen haben, zu vernehmen, daß er seinen Kopf auf einem Schaffot eingebüsset hätte. Ich bin ganz in Verzweifelung, setzte sie hinzu. Wo ist es wohl möglich, in so kurzer Zeit eine so grosse Summe aufzubringen. Wenn ich nur 14 Tage Zeit hätte, so wolte ich ein Stück Land verkaufen, oder so viel von meinen Gläubigern eintreiben: In acht Tagen aber, ist es mir unmöglich. Ich wolte lieber todt seyn, als das Misvergnügen haben, den Tod meines Bruders zu erfahren. Salabet, welcher klüger gewesen seyn würde, wenn er weniger verliebt gewesen wäre, glaubte sogleich, daß ihre Thränen aufrichtig wären, und daß das, was sie sagte, die Wahrheit selber sey, und fing an, diese ungestümen Bewegungen zu stillen. Ich kan euch anjetzo, Madame, sagte er zu ihr, die tausend Thaler nicht anbiethen. Ich biethe euch aber herzlich gern fünf hundert an, wenn ihr versichert seyd, mir solche in 14 Tagen wieder zu geben. Zum Glück habe ich gestern meine

Tücher

Tücher verkauft; und wenn eure Briefe eher gekommen wären, so hätte ich euch keinen Heller können anbiethen. Was, mein Herr, antwortete die Schöne, ihr habt es euch also an Geld fehlen lassen. Warum habt ihr mir keines abgefordert? Ob ich schon nicht tausend Thaler habe, so habe ich doch hundert und zwey hundert zu eurem Dienste, und demnach kann ich das, was ihr mir anjetzo anbiethet, nicht annehmen. Salabet, welchen diese Worte mehr, als alles, was man ihm jemahls gesaget und gethan hatte, vergnügten, bath sie, daß sie doch sein Anerbiethen annehmen und glauben möchte, daß, wenn er Geld nöthig gehabt hätte, so würde er, da er ihr Herz kennete, so wie er es kennete, ihrer Börse sich auch bedienet haben. Hieraus erkenne ich, mein Herr, antwortete die Schöne, daß ihr mich wahrhaftig liebet. Das ist viel Großmuth, mir in meiner Noth zu helfen. Ihr hattet dieses nicht nöthig, mich euch zu verbinden. Ihr waret schon der unumschränkte Herr meines Herzens. Ihr wollet aber, daß ich euch das Leben meines Bruders zu danken habe; und dieses ist ein Dienst, welchen ich niemahls vergessen werde. Ich nehme euer Geld ungern, weil ich weiß, daß die Kaufleute dessen niemahls genug haben. Weil mich aber die Noth darzu treibet, und ich versichert bin, euch solches bald wieder zu geben, so nehme ich euer Anerbiethen an, und daß dieses gewiß geschehe, so will ich alle diese Häuser, welche mir gehören, verpfänden, wenn ich kein geschwinder Mittel finde. Indem sie dieses sagte, fiel sie weinend auf Salabets Gesichte, welcher die Nacht bey ihr zubrachte, um sie in einer so

 grossen

grossen Betrübniß nicht alleine zu lassen, und ging und holete die 500. Thaler, welche sie mit lachendem Herzen und weinenden Augen annahm, und die er ihr ohne einige andere Versicherung als auf ihr blosses Wort gab. Sobald die Schöne das Geld hatte, so änderte sich das Wetter gleich, und Salabet, welcher sonst stündlich von ihr aufgenommen wurde, war glücklich genung, wenn er unter siebenmahlen einmahl aufgenommen wurde. Da nun ein Monath über die gesetzte Zeit der Bezahlung verstrichen war, so forderte Salabet sein Geld, erhielt aber weiter nichts als leere Worte. Nunmehro erkannte er erst die Bosheit dieser Frau und seinen eigenen Unverstand. Weil er aber weiter nichts, als ihr Wort, welches ihm doch sehr verdächtig seyn muste, vor sich hatte, so unterstund er sich auch nicht, es jemanden zu klagen, weil man ihn zuvor gewarnet, welches er sich aber nicht zu Nutze gemacht hatte. Was das Verdrüßlichste noch vor den Salabet war, so erhielt er von seinen Herren Befehl, ihnen die fünf hundert Thaler vermittelst der Banco zu schicken. Um nun seinen begangenen Fehler zu verheelen, so reisete er von Palermo nach Neapel, wo damahls einer, Nahmens Canigian, welcher Schatzmeister der Kayserin von Constantinopel, ein witziger Mann, von gutem Verstande und ein vertrauter Freund des Salabets war. Indem dieser sein Unglück beklagte, so erzählete er einige Tage hernach seinen Zufall, fragete ihn um Rath, und bath ihn, Mittel an die Hand zu geben, seines Lebens Unterhalt zu verdienen, weil er nach dem, was ihm widerfahren war, niemals wieder

der nach Florenz zurück zu kehren beschlossen hatte. Nachdem ihm Canigian seinen Unverstand gezeiget, welchen er schon selbst mehr als zu wohl einsahe, so rieth er ihm, nach Palermo zurück zu kehren. Salabet hatte noch etwas Geld, und Canigian lehnete ihm noch so viel, als er nöthig hatte. Er ließ viel Ballen machen, die wohl eingepacket und bezeichnet waren, und kaufte zwanzig Fässer, die er mit Wasser anfüllen ließ, ausgenommen ein Faß mit Oel, welches er oben auflegete. Dieses alles lud er in ein Schiff und reisete mit klugem Unterrichte von seinem Freunde versehen, wieder nach Palermo. So bald er da angekommen war, so gab er ein Verzeichnis und den Preis seiner Waaren auf den Packhof, welche er unter seinem Namen eintragen und in ein Gewölbe bringen ließ, und sagte, daß er sie nicht eher verkaufen wollte, als bis noch eine grössere Menge, welche er erwartete, angekommen wäre. Da Blanchefleur augenblicklich davon benachrichtiget wurde, und erfuhr, daß das, was er hergebracht hätte, ohngefehr zwey tausend Thaler wäre, ohne das, was er noch erwartete, so beschloß sie ihm, die fünf hundert Thaler wieder zu geben, in der Hoffnung, ihn um tausend und mehr Thaler, wenn es möglich wäre, zu betrügen. Sie ließ ihn hohlen, und bewirthete ihn wohl, ohne merken zu lassen, daß sie wüste, daß er neue Waaren hergebracht hätte. Salabet, welcher mit seinem Schaden klug geworden war, gieng zu ihr; Sie brachte sogleich grosse Entschuldigungen vor, daß sie ihm sein Geld nicht zur gesetzten Zeit wiedergegeben hätte, und sagte zu ihm, daß sie nicht zweifele,

er

er werde auf sie böse gewesen seyn. In Wahrheit, Madame, antwortete Salabet lachend, ich hatte damahls einige Händel, die mich ein wenig verdrüßlich machten, allein die Zeit und meine Freunde haben mir andere Mittel an die Hand gegeben. Ich bin so böse auf euch, Madame, und hasse euch so sehr, daß ich den größten Theil meiner Güter verkauft, und mich entschlossen habe, mich in dieser Stadt zu setzen. Ich habe schon vor mehr als vor zwey tausend Thaler Waaren hier, und ich erwarte deren noch von Ponant vor mehr als drey tausend. Ich liebe euch allzusehr, als daß ich von euch entfernet seyn solte, und ich kann ohnmöglich ohne euch vergnügt leben. Ich habe eine wahre Freude darüber, mein Herr, daß ihr entschlossen seyd hier zu bleiben. Ich liebe euch gleichfalls sehr, und hoffe viel vergnügte Stunden mit euch zuzubringen. Ich muß mich aber bey euch entschuldigen, daß, als ihr abreisen und bisweilen zu mir kommen woltet, ihr nicht allezeit wohl aufgenommen, oder nicht so, wie gewöhnlich, bewirthet wurdet, und daß ich euch eure fünf hundert Thaler nicht zu der Zeit, da ich es euch versprochen hatte, wieder gegeben habe. Ihr wisset aber, daß ich damahls sehr bestürzt war, und bey dergleichen Umständen ist es schwer, ein so munteres Gesichte zu machen, als man wol gerne wolte. Diejenigen, die mir Geld versprochen hatten, hielten mir ihr Wort nicht, und folglich konnte ich euch gleichfalls nicht einhalten. Wenige Tage nach eurer Abreise hatte ich die fünf hundert Thaler. Ich würde sie euch geschicket haben, wenn ich eure Adresse gehabt hätte: Weil ihr aber

nun-

nunmehro hier seyd, so könnet ihr sie selbst empfangen. Da sie dieses gesagt hatte, so zog sie eine Börse heraus, welche sie ihm mit den 500 Thalern gab. Wer war vergnügter als Salabet, der ihr antwortete, daß er das, was sie sage, sehr gerne glaube, und daß er so wohl mit ihr zufrieden wäre, daß sein ganzes Vermögen zu ihren Diensten stände. Ihr könnet euch davon überzeugen, wenn ihr etwas nöthig habt, Madame, setzte er hinzu, wenn ich erst meine Wirthschaft in der Stadt haben werde. Sie schienen alle beyde eines über das andere gleich zufrieden zu seyn. Salabet fuhr fort sie zu besuchen, und sie, dem Salabet alle mögliche Ehre zu erzeigen. Da Salabet, der beständig sann, sich wegen des ihm gespielten Streiches durch einen andern von gleicher Art zu rächen, einsmahls bey der Schönen zu speisen und zu schlafen gebethen worden war, so stellete er sich so traurig und so verdrüßlich, daß es schiene, als wenn er sterben wolte. Die Schöne verwieß ihm nach tausend Caressen seine Schwermüthigkeit, und fragte ihn um deren Ursache. Er ließ sich lange bitten, und sagte ihr endlich, daß er verloren wäre: Daß das Schiff, worauf man die Waaren, welche er erwartete, geladen, von den See-Räubern aufgebracht worden sey, welche zehen tausend Thaler zum Löse-Geld verlangten, wozu er auf seinen Theil tausend geben sollte: Daß er keinen Heller hätte, und daß er vor etlichen Tagen die fünf hundert Thaler, welche sie ihm wieder gegeben, nach Neapel geschicket hätte, Leinewand kaufen zu lassen. Wenn ich gleich, fuhr er fort, die Waaren, die ich hier habe, verkaufen wolte, so würde ich mehr als die Hälfte verlieren, und zum Unglück bin ich nicht be-

kannt genug, um diese wichtige Summe borgen zu können. Sehet, Madame, dieses ist die Ursache meines Verdrusses. Wenn ich nicht geschwind Geld finde, so werden meine Waaren nach Monego geschaffet, und alsdann ist keine Hülfe mehr. Die Schöne, welche glaubte, daß sie eben so viel dabey verlöhre, war würklich über diesen Zufall betrübt. Nachdem sie ihm zu erkennen gegeben, daß sie Theil an seinem Unglück nähme, so sagte sie zu ihm, daß es unnütze wäre, sich so sehr zu quälen, und versicherte ihn, daß, wenn sie die tausend Thaler hätte, so wolte sie ihm solche sogleich borgen. Da ihr mir die fünf hundert Thaler liehet, fuhr sie fort, so borgete ich andere 500 von einem gewissen Menschen, welcher 30 pro Cent nimmt, wenn ihr auf diesem Fuß borgen woltet, so wird er auf gutes Pfand alles borgen, was ihr verlanget. Alles, was ich vor euch thun kann, ist dieses, daß ich alles, was ich habe, ja mich selber verpfände, um die Summe aufzubringen, welche ihr nöthig habet. Was könnet ihr aber vor Sicherheit geben? Salabet merkte gleich die Ursache dieses Anerbiethens, und sahe wohl ein, daß sie selbst das Geld ausleihen wolte: Und weil er dieses nur verlangete, so dankte er ihr vor ihre Gütigkeit. Er sagte ihr auch zu gleicher Zeit, daß ihn die Noth zwänge, so übermäßig auch der Zins wäre, dieses Mittel zu ergreifen; und was die Sicherheit anbelangte, so könnte er keine bessere geben, als die Waaren, welche er auf dem Packhofe hätte: Daß er sie auf den Nahmen desjenigen, der das Geld geben würde, wollte schreiben lassen: Daß er sich aber die Schlüssel zum Gewöl-

Gewölbe vorbehalten wollte, um die Waaren so wol den Kaufleuten zeigen zu können, als auch versichert zu seyn, daß nichts angerühret oder verändert würde. Die Schöne fand die Sicherheit hinlänglich und nahm es auf sich, mit dem Manne zu reden. Den Morgen darauf schickte sie nach einem Mäckler von ihren Freunden, dem sie die Sache erzählete, und dem sie die Tausend Thaler gab, um sie dem Salabet zu überbringen, und die Waaren, welche er auf dem Packhofe hätte, auf seinen Nahmen schreiben zu lassen. Da dieses geschehen war, so war des Salabets gröste Bemühung, sich mit seinen 1500 Thalern weder nach Neapel zu seinem Freunde zu begeben. Er gab ihm das Geld wieder, welches er von ihm geborget hatte, bezahlete seine andere Schulden, schickte seinen Herren die 500 Thaler, und machte sich viele Tage lang auf Unkosten der Sicilianerin lustig. Weil er nun die Handlung verlassen wollte, so reisete er von Neapel ab, und begab sich zurück nach Florenz. Da Blanchefleur den Salabet nicht mehr zu Palermo sahe, so fing sie an zu vermuthen, daß er sie nunmehro betrogen hätte. Und als sie zwey Monathe gewartet hatte, ohne von ihm Nachricht zu erhalten, so lies sie das Gewölbe aufmachen, und fand, daß in den Fässern, welche man voll Oel zu seyn glaubte, nichts als Meer-Wasser, mit ein wenig Oel oben drauf war. In den Ballen war nichts als Werk, außer in zweyen, worinne Tücher waren. Kurz, alle diese Waaren, waren nicht zwey hundert Thaler werth. Weil sich Blanchefleur so betrogen sahe, so beweinete sie die wiedergegebenen 500 Thaler sehr, noch mehr aber die tausend, welche sie ihm geliehen hatte.



Zwey Cavaliers blieben in einem Wirths-Hause. Der eine schlief bey der Tochter des Wirths, und der andere bey seiner Frau. Da der Galan der Tochter in sein Bette zurück wollte, so verirret er sich, und legte sich zu dem Wirth ins Bette, welchem er sein Glück erzählete, weil er ihn vor seinen Freund hielt. Der Wirth machte einen grossen Lärm deßwegen, die Mutter, welche sich auch verirret hatte, legte sich zu ihrer Tochter ins Bette, und fand ein Mittel, alles wieder gut zu machen.

Vor diesen wohnte auf dem Wege von Rom nach Florenz, ein Mann, welcher Wirthschaft trieb, aber nur selten Leute, und auch nur solche bewirthete, welche

welche er kannte, weil er sich entweder nicht viel Unruhe machen wolte, oder, weil sein Haus sehr klein war. Dieser Mann hatte eine Frau von mittelmäßigem Alter, die nicht übel gestaltet, eine Tochter von 15. bis 16. Jahren, welche ganz und gar liebenswürdig war, und einen Jungen, welcher noch in der Wiege lag. Ein junger Florentiner von guter Familie, Nahmens Pinucio, welcher oft da vorbey reisete, konnte dieses artige Kind, ohne sich darein zu verlieben, nicht sehen. Colette (dieses ist der Schönen Nahme) machte sich aus dieser Eroberung ein Vergnügen. Und ob sie schon von vielen jungen Leuten aus der Nachbarschaft gesuchet wurde, so fand sie doch keinen nach ihrem Geschmack, und glaubete, daß ihre Schönheit mehr als einen Bauer verdienete. Sie war nicht weniger in den Pinucio verliebt, als er in sie. Sie waren beyde willig; weil ihnen aber beyderseits daran gelegen war, einander zu schonen, so wusten sie nicht, wie sie es anfangen solten, um einander ein Genüge zu leisten. Da die Schwürigkeiten ihre Begierden vermehrten, so glaubte Pinucio ein Mittel gefunden zu haben, einander genug zu thun. Er hatte seine Liebe einem seiner Freunde, Nahmens Hadrian, welchen er nöthig zu haben glaubte, vertrauet. Sie nahmen also zwey Miethe-Pferde, nebst zween Felleisen, machten einen grossen Umweg, und kamen mit einbrechender Nacht in der Ebene von Mugnon, und ritten nach der Herberge zu, als wenn sie von Romanien gekommen wären. Sie fragten, ob sie da über Nacht bleiben könnten. Der Wirth, der sie kannte, sagte zu ihnen: Ihr wisset, meine Herren,

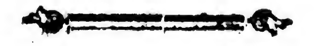
ren, daß mein Haus klein, und gar nicht solche Leute, wie ihr seyd, zu beherbergen bequem ist. Ihr würdet besser thun, wenn ihr bis nach Florenz rittet. Es ist uns unmöglich, antwortete Pinucio. Unsere Pferde sind hungerig. Wir sind sehr müde, und die Nacht ist finster. Ich habe nur drey Betten, meine Herren, antwortete der Wirth wieder: Und wir haben zwey inne. Wenn ihr beysammen schlafen wollet, so will ich euch beherbergen, so gut als ich kann. Herzlich gern, sagte hierauf Pinucio. Ich bitte euch, lasset uns was zum Abendessen machen, so bald als möglich ist, und esset mit uns. In dem ganzen Hause war nur eine Stube, und die war auch so klein, daß die drey Betten nicht den geringsten Raum übrig liessen. Des Wirths seines stund an der Thür, der Gäste ihres stund gegen über, und Coletten ihres machte den Triangel. Die Wiege des Kindes stund bey dem ersten. Als Pinucio alles wohl beobachtet hatte, und glaubte, daß jederman schliefe, so stund er sachte auf, legte sich zu der Colette, welche nicht schlief, und ihn willig aufnahm. Colette erfuhr damals etwas, das sie schon längst zu wissen wünschte. Es ging den Verliebten alles nach Wunsch, bis Hadrian aufstund, und da er hinaus gehen wolte, fand er die Wiege, welche ihn hinderte, die Thür aufzumachen. Er nahm sie, sezte sie näher an sein Bette, verrichtete seine Sache, und legte sich ohne Geräusche wieder nieder. Kaum war er in sein Bette, als die Katze machte, daß etwas fiel, welches so viel Lärm verursachte, daß die Wirthin aufwachte. Sie stund so gleich auf, und ging ohne Licht an den Ort, da sie

das Geräusche gehöret hatte Weil sie nichts gefunden hatte, so verjagte sie nur die Katze, und ging wieder nach ihrem Bette zu. Sie suchte die Wiege mit Händen und Füssen, und da sie sie nicht fand, so dachte sie bey sich selbst: Ich solte was schönes gemacht haben. Da sie die Wiege zwey Schritte davon gefunden hatte, so legte sie sich in Hadrians Bette, welches sie vor ihres Maunes seines hielte. Es hätte wenig gefehlet, sagte sie im Hineinsteigen, daß ich der Fremden ihr Bette vor das unsrige gehalten hätte, und ohne die Wiege, die mich zu rechter Zeit noch zu rechte gewiesen, hätte ich diese Dummheit begangen. Hadrian, welcher noch nicht eingeschlafen war, machte sich die Gelegenheit zu nutze, that als der Mann, ohne ein Wort zu sagen, und machte es so gut, daß die Frau einiger massen darüber verwundert war. Colette, welche einen ohngefähren Zufall befürchtete, schickte ihren Liebsten wieder fort, welcher da er die Wiege fühlete, glaubte, daß er sich in des Wirths Bette legte, er ging also in das, welches gegen über stund, und mit vielem Geräusche, daß er, indem er sich niederlegte, den Wirth aufweckte, welchen er vor seinen Freund hielt. Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt, ich habe niemahls so viel Vergnügen genossen. Nichts ist annehmlicher als Collette. Ich habe mich sechsmahl vergnügt, seitdem ich euch verlassen habe. Der Wirth wurde über ein solches Gespräch bestürzt, fing an mit den Zähnen zu knirschen, und wuste nicht, was er machen solte. Da die Wirthin diesen Lärm hörete, so sagte sie zum Hadrian ganz sachte, welchen sie beständig vor ihren Mann hielte:

te: Höret ihr wohl diese Schwärmer? Beherberget dergleichen Leute nicht mehr. Hierauf sagte der Wirth, welcher mehr zornig als klug war, zu dem Pinucio: Das ist wohl schlecht gehandelt, mir dergleichen Bosheit angethan zu haben. Kommt es blos darauf an, Familien zu verunehren? Ich habe gewiß vor euch Colletten nicht auferzogen? Ich werde mich deßwegen rächen, und ihr sollet nicht so wohlfeil davon kommen, als ihr wohl denket. Wer war bestürzter als Pinucio? Weil er aber nicht der geschickteste war, und seine begangene Dummheit ihn so betäubet hatte, so suchte er sie nicht einmal zu verbessern. Die Frau aber machte es anders: Denn da sie durch die Stimme ihres Mannes aus dem Irrthume war gebracht worden, so ging sie, legte sich zu ihrer Tochter, setzte die Wiege neben ihr Bette, und fragte ihren Mann, was er mit dem Pinucio vor einen Streit hätte. Hörest du denn nicht, antwortete er, was er saget, und was er der Collette diese Nacht gethan hat? Er lüget wie ein Teufel, antwortete die Frau: Ich habe die ganze Nacht bey ihr gelegen, und sie hat es nicht schlimmer gehabt als ich, und du bist ein grosser Narre, seine Einbildung zu glauben. Des Abends sauffet ihr euch den Kopf dumm, und setzet euch hernach des Nachts tausend Hirngespinste hinein. Hadrian, welcher geschickter als Pinucio war, fand, daß dies Mittel wohl ausgedacht wäre, und ruffte aus seinem Bette: Ich habe es euch hundertmahl gesagt, Pinucio, daß euch der Wein in Unglück bringen würde. Es sind euch deswegen schon so viel Zufälle begegnet, daß ihr wohl thun würdet, wenn ihr ihn lies-

set.

set. Ihr wisset, daß ihr niemahls trinket, ohne daß ihr hierauf des Nachts hunderterley Mährgen erzählet, und da und dort hin lauffet. Kommet und leget euch wieder nieder, und seyd inskünftige klüger. Der Wirth, welcher im Ernst glaubte, daß das, was Pinucio gesagt hatte, ein blosser Traum sey, weckte ihn auf, gleich als wenn er eingeschlafen gewesen wäre, und sagte zu ihm, daß er wieder in sein Bette gehen solte. Pinucio bedienete sich der List weiter, und fing an wie ein halb schlafender Mensch zu murmeln, und ich weiß nicht wie viel Mährgen zu erzählen, als er, da der Wirth fort fuhr, immer mehr zu stossen, und Hadrian zu ruffen, gleichsam im Schlafe auffuhr, und sagte: Ist es Tag, Hadrian? Warum ruffet ihr mich? Ja es ist Tag, antwortete Hadrian. Kommet nur her. Pinucio stund hierauf auf und legte sich wieder in sein Bette. Als den Morgen darauf ein jedes aufgestanden war, so lachte man über die Einbildung des Pinucio, welcher nicht Ursache hatte, darüber böse zu seyn. Ein jedes lachte vor sich, und ein jedes hatte seine Ursachen. Jederman war verschwiegen, und da die zwey Florentiner wieder zu Pferde gestiegen waren, so kehreten sie vergnügt nach Florenz zurück.



Herr



Herr Johannes will auf Bitten seines Gevatters Peters eine Zauberey vornehmen, und dadurch seine Frau zu einem Pferde machen: Da es aber bis dahin kam, daß der Schwanz solte angemachet werden, so schrie Peter, daß er es nicht haben wolte, und verderbte alles.

Herr Johannes, der Pfarrer zu Barlette, war ein lustiger Mann, und liebete den Wein eben so sehr als das schöne Geschlechte. Er wuste es so gut zu machen, daß er von den Männern so wohl als von den Weibern hochgeachtet wurde, vor deren Gewissen er grosse Sorge trug, vornehmlich wenn sie ein wenig schön waren. Er schlich sich überall ein, und sagte, daß

daß ein guter Hirte seine Schaafe nicht genug kennen könnte, und daß er, um sie zu kennen, mit ihnen umgehen müste. Einer von denen, welche er am meisten besuchte, war der, mit Namen Peter, welchen er aus Freundschaft seinen Gevatter nennete. Peter war ein armer Mann, welcher weiter nichts hatte, seines Lebens Unterhalt zu gewinnen, als einen Esel, und seine und seiner Frauen Arme, welche jung und vor eine Bäuerinn, welche die Sonne ein wenig verbrannt hatte, schön genug war. Weil aber Herr Johannes eben nicht so eckel war, so war die Gevatter Hansen recht nach seinem Geschmack, und er sahe sie beständig über die Seite an, und machte tausenderley Stellungen, welche seine Begierden anzeigten. Johanna, welche ein wenig einfältig war, verstund alles dieses nicht, und machte sich aus seinen Schmeicheleyen und verliebten Blicken so wenig, als aus seinen Geschenken und Bemühungen. Etwas galantes war vor sie eine Sprache, die sie nicht verstund. Herr Johannes erdachte also ein lustiges Mittel. Peter war ein guter Narre, und einer von denen, welche klug genug sind, wenn sie wissen, daß sie nicht mit dem Kopfe wider die Mauer lauffen; wenn man sie aber etwas mehr fraget, so würde die Mühe verlohren seyn. Gevatter Peter, sagte Herr Johannes eines Tages zu ihm, du arbeitest wie ein Hund, und verdienest doch kaum die Hälfte, was zu deines Lebens Unterhalt gehöret. Was willst du mir geben, wenn ich dir ein Geheimniß lerne, welches dich in guten Stand setzen würde, daß du so vergnügt, als ein

kleiner König, leben könntest. Ich habe anjetzo nicht viel, euch zu geben, antwortete Peter: wenn ihr aber das bewerkstelligen könnet, was ihr saget, und ich im Stande wäre, euch reich zu machen, so wollte ich es herzlich gerne thun. Meine Hände und mein Esel stehen euch zu Dienste, und dieses ist es alles, was ich euch anjetzo anbiethen kann. Nein, antwortete Herr Johannes, ich verlange keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dir einen Dienst zu erweisen. Ich will machen, daß deine Frau bey Tage ein Pferd, und bey Nacht wieder zur Frau werde. Dieser Vortheil wird sehr groß vor dich seyn. Dein Esel gehet zu langsam, und kommt erst auf den Markt, wenn er vorbey ist. Daher kömmts, daß du deine Kräuter und Getrände übel anbringest. Deine Frau aber, wenn sie ein Pferd, und ein geschicktes Pferd seyn wird, wird viel geschwinder gehen, und wird dir weiter nichts, als ein wenig Gras sie zu ernähren kosten. Wer Teufel hat euch denn dieses Geheimniß gelernet, sagte Peter hierauf. Siehest du wol, wie schön es ist, gelehrt zu seyn. Ey, lernt mir es doch. Und wenn auch gleich ein wenig Teufeley dabey ist, es schadet nichts? Was thut man nicht, um sich aus dem Elend zu reissen? Aber könnet ihr mir es wol lernen; denn ich habe einen sehr harten Kopf. Die Worte will ich dir sagen, fuhr Herr Johannes fort, und was die Art und Weise anbelanget, so darfst du nur auf mich Acht geben. Vor allen Dingen must du dich in Acht nehmen, daß du nicht redest. Das geringste Wort würde alles verderben, und es würde

nicht

nicht möglich seyn, von neuem anzufangen. Aus deiner Frau ein Pferd zu machen, wird gar keiner Mühe brauchen; aber das schwehrste wird seyn, den Schwanz daran zu machen. Damit aber die Hexerey nach Wunsche ausschlage, so sage ich dir, daß deine Frau nackend seyn muß. Ich verspreche euch, nicht ein Wort zu reden, antwortete Peter: und was meine Frau anbelanget, so wird sie es machen, wie ihr es haben wollet. Die Sache wurde der Frau vorgetragen, und bis auf den andern Morgen aufgeschoben. Gevatter Peter und seine Frau waren so ungedultig, daß sie, als es kaum anfieng Tag zu werden, schon zum Pfarrer lieffen, ihn aufzuwecken, welcher auf ein wenig Stroh schlief. Da sie alle drey beysammen waren, so empfahl Herr Johannes seinem Gevatter Peter das Stillschweigen nochmals von neuen, welcher letztere befahl, daß sich seine Frau auskleiden solte. Sie zog ganz gerne ihr Corset und Röcke aus; da es aber an das Hemde kam, so machte sie Schwürigkeiten, solches auszuziehen. Was, sagte sie, so nackend vor die Leute herzutreten? Ich will lieber kein Pferd seyn. Das ist ein schöner Vorwand, sagte Peter hierauf, Herr Johannes ist unser Freund. Wissen wir beyde denn etwa nicht, wie die Weiber beschaffen sind? Ihr seyd nicht allezeit so gewissenhaft gewesen. Machet nicht, daß wir die Zeit versäumen, ohne eure verzweifelten Ceremonien würde die Sache schon geschehen seyn. Und indem er dieses sagte, ging er zu ihr, und riß ihr das Hemde herunter. Das ist recht, fieng Herr Johannes an. Nimm dieses

 Licht,

Licht, sagte er zu Petern, und siehe, wie ich es ma-
che, daß du es nachgehends alleine machen kannst. Er
ließ hierauf die Frau, den Bauch oben, nieder legen,
und indem er ihr das Gesichte berührete, so sagte er:
dieses werde ein schöner Pferdekopf. Er kam zu den
Haaren, und sagte, dieses werden schöne Pferdehaa-
re: bey den Armen, dieses werden schöne Pferdefüs-
se: bey dem Nabel, dieses werde eine schöne Pfer-
debrust. So machte er es mit allen Gliedmassen,
und sagte allezeit, dieses werde das und das; und die
Ceremonie währete so lange, daß Peter anfieng ver-
drüßlich zu werden. Es lag nunmehro nur noch an
dem Schwanz, welcher schon fertig war, anzumachen.
Er fieng es also an: aber er war kaum halb angema-
chet, als Peter, welcher mit der Verwandelung nicht
allzuwohl zufrieden war, an zu schreyen fieng: halt,
Herr Johannes: ich verlange keinen Schwanz: ihr
machet ihn auch zu weit unten an. Als nun Herr
Johannes nichts unvollkommen lassen, und nicht ab-
setzen wollte, so lief Peter zu, und zog ihm beym Prie-
sterrock. Du tummer Tölpel, sagte Herr Johannes
voller Verdruß zu ihm. Habe ich dir nicht gesagt,
daß du nicht reden solltest? Die Sache war fast fertig,
aber dein Geplauder hat alles verdorben, und nun
ist es nicht möglich, dir zu helfen. Aber, Herr Jo-
hannes, noch einmal, sagte der Gevatter, ich wollte
keinen Schwanz; oder, wenn unumgänglich einer
wäre nöthig gewesen, so hättet ihr mir es sagen sollen,
und ich hätte ihn schon selbst wollen anmachen. Die
Frau, welche fühlete, daß dieses das artigste bey der

ganzen

ganzen Ceremonie war, stund auf, und sagte ihrem Manne tausend Scheltworte. Du wirst wol in deinem ganzen Leben ein Bettler bleiben. Hättest du noch einen Augenblick Gedult gehabt, so wäre alles geschehen gewesen, und du würdest dich aus deinem Elende gerissen haben. Er verdienet die Gütigkeit nicht, Herr Pfarre, fuhr sie weiter fort, welche ihr vor ihn habet. Sehet nur einmal den Tölpel an: Und wo hast du denn wol, sage mirs doch, jemals ein Pferd ohne Schwanz gesehen? Lasset den tummen Kerl. Kommet des Morgens zu mir, wenn dieser Pinsel auf seine Arbeit ist, so werden wir sein verzweifeltes Reden nicht zu befürchten haben, und ihr könnet mit Muse ein Pferd aus mir machen. Es ist nicht nöthig, Johanne, fieng Peter wieder an, daß sich unser Gevatter so sehr beschwehre. Auf diese Art verlange ich kein Pferd, und will viel lieber meinen Esel behalten.



Als Gentil von Carissendi, von Modena zurück kam, so zog er eine Frau aus dem Grabe, welche er liebte, und die man begraben, weil man sie vor todt gehalten hatte. Diese Frau kam wieder zu sich selbst, gebahr einen Sohn, und beyde wurden dem Manne wieder zugestellet.

Zu Bologna war ein durch seine Tugend berühmter Cavalier, Namens Gentil Carissendi, welcher sich in eine vornehme Frau, die Catharine hieß, und die des Nicolas Cassennemi Gemahlin, und eine der voll-

vollkommensten Personen ihrer Zeit war, verliebte. Da die Schöne der Liebe des Cavaliers kein Gehör gab, so wurde er verdrüßlich, und begab sich nach Modena, wohin er zum Landvoigt berufen worden war. Da der Mann nicht in der Stadt war, und die Schöne sich auf ein Landhaus, anderthalbe Meile von der Stadt begeben hatte, weil sie schwanger war, und ihre Wochen daselbst zu halten beschlossen hatte, so geschahe es, daß sie auf einmal von einem so heftigen Zufalle angegriffen wurde, daß man kein einziges Zeichen des Lebens bey ihr wahrnahm, und die Medici selbst, selbige vor todt hielten. Weil nun ihre nächsten Freunde von ihr hatten sagen hören, daß sie seit etlichen Monaten schwanger wäre, so ließ man sie ohne einige andere Untersuchung in die benachbarte Kirche begraben. Der Cavalier erhielt so gleich von einem Freunde Nachricht davon, und war sehr betrübt darüber, ob sie ihn schon jederzeit mit der grösten Gleichgültigkeit begegnet hatte. Ich habe diese liebenswürdige Grausame allzusehr geliebet, sagte er bey sich selbst, als daß ich sie nicht auch nach ihrem Tode lieben sollte. Bey ihrem Leben hat sie mir nicht einmal einen günstigen Blick gegeben: Anjetzo, da sie todt ist, und da sie sich nicht mehr wehren kann, so muß ich ihr Küsse rauben. Nachdem er die nöthigen Befehle gegeben, daß man seine Abreise nicht erfahren sollte, so stieg er bey einbrechender Nacht von einem einzigen Diener begleitet zu Pferde, und kam, ohne sich aufzuhalten, gerade an den Ort, da die Schöne begraben war. Er

öffnete das Grab, gieng hinein, legte sich neben sie, und küssete sie, unter Vergiessung vieler Thränen, verschiedenemal. Weil man aber niemals zufrieden ist, und die Liebhaber es noch weniger sind, als andere Leute, so ließ er sich einfallen, ihr an die Brust zu greiffen. Er hielt sie lange genug, und glaubte, noch einige Bewegung zu fühlen. Er legte die Hand aufs Herze, und fühlete würklich, daß noch ein wenig Leben in ihr wäre. Er zog sie mit Hülfe seines Knechtes aus dem Grabe, und trug sie nach Bologna zu seiner Mutter, so heimlich, als es ihm möglich war. Da die gute Frau, welche Verstand und Tugend besaß, von der Sache durch ihren Sohn war unterrichtet worden, so wurde sie recht sehr darüber gerühret, und machte, daß sie vermittelst des Feuers und der Bäder, die fast verloschene Wärme wieder herstellete, ohne daß jemand das geringste erfuhr. Es erforderte Zeit, die Schöne wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich aber kam sie wieder zu sich, und fragte, wo sie wäre: die gute Frau ermahnete sie Muth zu schöpfen, und sagte zu ihr, daß sie an einem guten Orte sey. Da endlich die Schöne gänzlich wieder zu sich selbst gekommen war, so sahe sie sich überall um, und wuste noch nicht, wo sie war: da sie aber den Gentil wahrgenommen hatte, so bat sie seine Mutter, daß sie ihr doch sagen möchte, auf was Art sie hierher gekommen wäre. Gentil erzählete es ihr ganz aufrichtig. Die Schöne beklagte sich anfänglich darüber,

über, da sie es aber ein wenig besser überleget hatte, so stattete sie ihm grossen Dank davor ab, und bath ihn um der Freundschaft willen, welche er jederzeit vor sie geheget hätte, ihr in seinem Hause auf eine solche Art zu begegnen, welche weder ihre noch ihres Mannes Ehre verletze, und daß er ihr, so bald es Tag seyn würde, nach Hause zurück zu gehen, erlauben möchte. Ob ich schon vor diesem etwas von euch verlanget habe, so versichere ich euch doch, Madame, antwortete Gentil, daß ich anjetzo weder bey mir, noch anderswo, etwas von euch verlange, und weil mir der Himmel die Gnade erzeiget hat, daß ihr durch die Freundschaft, welche ich vor euch gehabt habe, vom Tode zum Leben wieder gekommen seyd, so bin ich mehr als zufrieden, und ich will euch nicht anders als meine eigene Schwester halten. Weil aber das, was ich vor euch gethan habe, einige Belohnung verdienet, so bitte ich euch, daß ihr mir die Gewogenheit, warum ich euch bitten will, nicht abschlaget. Ich kann euch nichts versagen, antwortete die Schöne, daferne die Sache ehrbar, und in meiner Gewalt ist. Alle eure Freunde, Madame, und ganz Bologna, halten euch vor todt; also thut mir den Gefallen, und bleibet bis zu meiner Rückkunft von Modena, welches bald geschehen wird, bey meiner Mutter incognito. Das, was mich verbindet, euch darum zu bitten, ist der Vorsatz, welchen ich habe, euch in Gegenwart der Vornehmsten der Stadt, eurem Manne wieder zu geben, und ihn

 zu

zu nöthigen, daß ich ihm ein schönes und kostbares Geschenk mache. Die Schöne empfand, daß sie dem Cavalier allzusehr verbunden, die Bitte allzu ehrbar sey, als daß sie solche abschlagen sollte. So bald sie es versprochen hatte, so fühlete sie die Geburthsschmerzen, und kam wirklich kurz darauf mit einem schönen Knaben nieder. Der Cavalier gab Befehl, daß ihr an nichts mangelte, und daß man eben so sorgfältig mit ihr umgienge, als wenn es seine eigene Frau gewesen wäre. Hierauf überließ er alles der Vorsorge seiner Mutter, und kehrete eben so heimlich wieder nach Modena zurück, als er hergekommen war. Da die Zeit seines Amtes verflossen war, so kam er nach Bologna zurück, bath verschiedene ansehnliche Personen der Stadt zu Gaste, und unter andern den Nicolaus Cassennemi. Er hatte so gute Maasregeln ergriffen, und so gute Befehle ertheilet, daß alles bey seiner Ankunft fertig und die Gesellschaft schon an dem bestimmten Orte war, so, daß man sich nach den gewöhnlichen Complimenten nur zu Tische zu setzen brauchte. Man that es aber so geschwinde nicht, daß er nicht hätte Zeit übrig haben sollen, die Schöne und ihr Kind zu besuchen, um mit ihr die nöthigen Maasregeln abzureden, um sowol ihren Mann, als die Gesellschaft auf eine angenehme Art zu überfallen. Die Mahlzeit war eine der köstlichsten und herrlichsten. Alles war dabey im Ueberflusse, und die Weine waren von einem vortreflichen Geschmack. Da man an zu

reden

reden fieng, so redete man von verschiedenen Sachen, und lobte die Pracht des Gentils, welcher alsobald zur Gesellschaft sagte: Ich erinnere mich, meine Herren, vor diesen gehöret zu haben, daß die Perser eine Gewohnheit haben, welche mir jederzeit wohl gefallen hat, diese bestehet darinne, daß wenn jemand seinem Freunde eine Ehre erzeigen will, so bittet er ihn zu sich, und zeiget ihm das, was er am liebsten hat, es sey nun entweder Frau, Liebste, oder Tochter und so weiter, und versichert ihn, daß er, gleichwie er ihm dieses zeiget, ihm auch sein Herze zeigen würde, wenn es möglich wäre. Ich habe mir vorgenommen, diese Gewohnheit hier auszuüben. Ihr habt mir die Ehre erzeiget, und seyd zu meiner Mahlzeit gekommen: ich will euch auf Persische Art bewirthen, und euch dasjenige, was ich auf der Welt am liebsten habe, zeigen. Vor allen Dingen aber bitte ich euch, mir eure Meynung über eine gewisse Sache, welche ich euch vortragen will, zu sagen. Ein gewisser Mensch hatte einen guten und getreuen Bedienten in seinem Hause, welcher krank wurde. Dieser Mensch, ohne den Tod dieses treuen Dieners abzuwarten, ließ ihn auf die Strasse tragen, und bekümmerte sich nicht mehr um ihn. Ein Fremder, der von Mitleiden gerühret wurde, kam, trug den Kranken in sein Hauß, und brachte ihn durch viele Mühe und Unkosten wieder zurechte. Ich frage euch also, ob der erste Herr berechtiget ist, sich über den andern zu beklagen, im Fall sich dieser

ser weigert, ihm seinen Bedienten wieder zu geben? Da die Sache untersuchet worden war, so wurde einmüthig beschlossen, daß Cassennemi, welcher recht und billig urtheilete, vor allen andern antworten sollte. Cassennemi fieng mit dem Lobe der Persischen Gewohnheit an, und endigte damit, daß er glaubte, der erste Herr habe kein Recht mehr an seinem Bedienten, weil er ihn nicht allein in der Noth verlassen, sondern so gar auf die Strasse geworffen, und daß im Gegentheil der andere, da er den Bedienten, durch die ihm geleisteten guten Dienste erlanget hätte, jenem gar nicht Unrecht thäte, wenn er ihn in seinem Dienste behielte. Die ganze Gesellschaft fand, daß Cassennemi klug geurtheilet hätte, und ein jeder versicherte, daß er eben derselben Meynung wäre. Der Cavalier war mit dieser Antwort zufrieden, noch zufriedener aber, daß solche Cassennemi gegeben hatte, und sagte, daß er gleicher Meynung wäre. Weil aber die Frage entschieden ist, fuhr er fort, so ist es Zeit, daß ich euch die Ehre erzeige, welche ich euch nach Art der Perser anzuthun versprochen habe. Als er das gesagt hatte, so gab er zweyen von seinen Leuten Befehl, zu der Schönen, welche sich prächtig geputzet hatte, zu gehen, und sie in seinem Namen zu bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Schöne nahm ihr Kind auf den Arm, kam in den Saal von zweyen ihrer Mägde begleitet, und setzte sich auf Bitte des Cavaliers bey einem sehr ehrbaren Menschen. Sehet, meine Herren, sagte

sagte er hierauf, diese ist es, welche ich auf der Welt am meisten liebe, und lieben muß. Was meynet ihr, habe ich nicht Recht? Ein jeder lobte seine Wahl, und ein jeder fieng an die Schöne zu betrachten. Viele würden sie vor die, welche sie würklich war, erkannt haben, wenn sie nicht geglaubet hätten, daß sie gestorben wäre. Cassennemi war einer von denen, welche sie mit der grösten Aufmerksamkeit betrachteten. Er war sehr begierig zu wissen, wer sie wäre: und da er sahe, daß sich der Cavalier ein wenig entfernet hatte, so konnte er sich nicht enthalten diese Schöne zu fragen, ob sie von Bologna, oder eine Fremde wäre. Da die Schöne sahe, daß sie von ihrem Manne gefraget wurde, so konnte sie sich kaum enthalten, zu antworten; jedoch enthielt sie sich noch, um das, was verabredet war, vollends zu beendigen. Ein anderer fragte sie, ob dieses Kind ihre gehöre, und noch ein anderer, ob sie die Frau oder eine Anverwandte des Gentils sey: Auf alles dieses aber gab sie keine Antwort. Da Gentil zurück gekommen war, so sagte einer von der Gesellschaft zu ihm: Mein Herr, diese Dame ist würklich eine schöne Person: Es scheinet aber, daß sie stumm sey. Ist sie es denn würklich? Ihr Stillschweigen, meine Herren, antwortete Gentil, ist keine kleine Probe ihrer Tugend. Ey saget uns doch, wer sie ist, fuhr man fort? Ganz gerne, antwor-

antwortete Gentil, mit der Bedingung, daß niemand von seinem Platze aufstehe, bis ich ausgeredet habe. Als dieses jederman versprochen hatte, so sagte Gentil: Meine Herren, diese Dame ist der getreue Bediente, wovon ich euch gesaget habe. Ich habe sie von der Strasse aufgehoben, wohin sie ihre Freunde, als eine Sache, welche sie zu nichts mehr gut zu seyn glaubten, geworfen hatten. Meine Bemühungen haben sie aus den Klauen des Todes gerissen. Und Gott hat meine Bemühungen dergestalt gesegnet, daß er aus einer abscheulichen Person diese Schönheit gemachet hat, welche ihr hier vor euch sehet. Um aber deutlicher mit euch zu reden, so will ich euch mit kurzen Worten erzählen, wie sich die Sache zugetragen hat. Hierauf fieng er von der Zeit an, da er sich in sie verliebet hatte, und erzählete zum grösten Erstaunen aller Zuhörer seine Begebenheiten vom Anfange bis zum Ende. Also, meine Herren, gehöret mir nach eurer, und vornemlich des Herrn Cassennemi Meynung, diese Frau mit Recht zu, ohne daß jemand ein Recht habe, solche wieder zu fordern. Hierauf antwortete niemand ein Wort, ja man wartete so gar, daß er es dabey nicht würde bewenden lassen. Unterdessen weinete die Schöne, Cassennemi und die übrigen vor Mitleiden. Als aber Gentil aufgestanden war, so nahm er das Kind auf seine Arme und

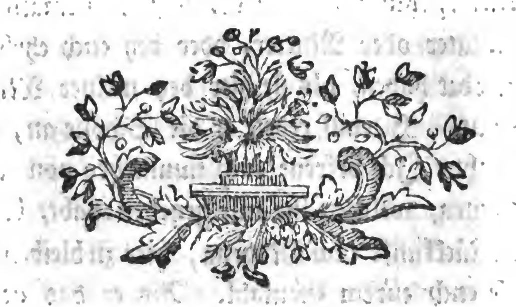
die

die Schöne bey der Hand, ging zu dem Cassennemi, und sagte zu ihm: Gevatter, ich gebe euch eure Frau, welche ihre und eure Freunde auf die Strasse geworfen hatten, nicht wieder, sondern ich mache euch mit dieser Dame, meiner Gevatterin, und mit diesem Kinde, welches wirklich euer ist, ein Geschenk. Ich bin Taufzeuge dabey gewesen, und habe es Gentil genennet. Liebet sie deswegen nicht weniger, ich beschwöre euch darum, weil sie ohngefähr drey Monathe bey mir gewohnet hat. Denn ich versichere euch bey der Liebe, welche ich vor sie gehabt habe, und welche, wenn man so sagen darf, die Ursache ihrer Auferstehung gewesen ist, daß sie niemals bey ihrem Vater oder Mutter, oder bey euch ehrbarer kann gelebet haben, als sie hier bey meiner Mutter gethan hat. Hierauf redete er die Schöne an, und sagte zu ihr: Ich befreye euch nunmehro von eurem Versprechen, welches ihr mir gegeben habt, bis zu meiner Rückkunft von Modena, hier zu bleiben und überlasse euch eurem Gemahl. Als er das gesagt hatte, so setzte er sich wieder an seinem Ort. Cassennemi empfieng die Mutter und das Kind mit so viel grösserer Freude, je weniger er solche wieder zu erlangen erwartet hatte. Er dankete dem Gentil so gut er konnte, und nicht allein die Anwesenden lobten diese That sehr, sondern auch alle diejenigen, die davon reden höreten. Die Schöne

wurde

wurde zu Hause mit ausserordentlicher Freude empfangen, und von ganz Bologna lange Zeit als eine Person betrachtet, welche auf eine wunderbare Art wieder auferwecket worden war. Was den Gentil anlangete, so wurde er sowol von dem Cassennemi, als auch von seinen und der Schönen Anverwandten jederzeit geliebet und hochgeachtet.

Ende des zweyten Theils.



Kern der lustigen und scherzhaften Erzählungen des Bocaz

aus

dem Italiänischen übersetzt

mit Kupfern.

Dritter und letzter Theil.

1772.







Ein Mönch, welcher eine grosse Sünde gethan hatte, befreyete sich von der wohlverdienten Strafe dadurch, daß er seinem Abte eben diese Sünde auf eine manierliche Art vorwarf.

Vor Zeiten war ein gewisses Closter, worinne die Mönche heiliger lebten, als sie anjetzo gemeiniglich zu thun pflegen. Es war unter andern auch ein junger Mönch darinnen, dessen Fasten und Kasteyen sein Fleisch nicht bändigen konnten. Als dieser eines Tages, ohngefähr um den Mittag, nemlich zu der

Zeit, da die andern schliefen, ausgegangen war, und um die Kirche, welche an einem einsamen Orte stund, herum spazirte, so begegnete ihm von ohngefähr ein junges, ziemlich artiges Mädgen, deren Vater vielleicht ein Bauer aus der Nachbarschaft war, und sie, gewisse Kräuter zu suchen, ausgeschicket hatte. So bald er sie sahe, so fühlte er eine Versuchung, sie näher kennen zu lernen. Er ging zu ihr, redete sie an, und wurde mit ihr eins, führete sie auch sogleich in seine Zelle, ohne daß es jemand inne wurde. Während daß er sich mit ihr voller Freude ohne viele Vorsicht vergnügte, so war der Abt aufgestanden, und da er ganz sachte vor den Schlafzimmern herum ging, so ging er auch vor der Zelle dieses Verliebten vorbey, und weil er Lärm darinne hörete, so näherte er sich derselben ganz leise, um die Stimmen desto besser zu unterscheiden. Er hatte kaum das Ohr hingehalten, als er deutlich hören konnte, daß eine Frauensperson darinne war. Er war willens, sich aufmachen zu lassen, hernach aber hielt er vor besser, ohne Lärm zu machen, wieder fort zu gehen, bis der Mönch würde ausgegangen seyn. Ob nun dieser schon mit dem Mädgen sehr beschäftiget war, so befürchtete er dennoch einen Zufall. In diesen Gedanken glaubte er, daß er auf dem Schlafhause habe gehen hören, und als er durch ein kleines Loch sahe, so sahe er ganz deutlich, daß es der Abt wäre, welcher horchte, und zweifelte nicht, daß er seine Liebste gesehen habe. Weil nun der Mönch wuste, daß er garstig davor würde bezahlet werden, so war er über diesem Zufalle höchst mißvergnügt, dahero suchte er, ohne dem Mädgen

was

was davon merken zu lassen, ein gutes Mittel, sich aus diesem Handel zu wickeln; und da nichts sinnreicher als Noth und Liebe ist, so dachte er nicht lange nach, eine neue List zu erfinden, welche ihm auch nach Wunsche glückte. Er stellete sich demnach, als wenn er nicht länger bey diesem Mädgen bleiben könnte, und sagte zu ihr, indem er sie verließ, ich will gehen, um zu sehen, wie ich es anfange, daß du ohne gesehen zu werden wieder hinaus gehen kannst. Warte also hier, bis ich wieder komme. Der Mönch ging fort, schloß seine Thür zu, ging gerade in die Zelle des Abts, übergab ihm seinen Schlüssel, wie diejenigen, welche aus dem Kloster gehen, es gewohnt waren, und sagte mit lachendem Gesichte zu ihm: Ich habe diesen Morgen nicht alle das Holz herschaffen lassen können, welches ihr habt machen lassen, ich will aber, mein ehrwürdiger Vater, anjetzo gleich, wenn ihr es erlaubet, das übrige herbringen lassen.

Der junge Mönch versteckte sich, an statt ins Holz zu gehen, an einen Ort, da er leichte hören konnte, wenn man in seine Zelle ginge. Der Abt aber war einigermassen erschrocken. Anfänglich war er willens, die Mönche mit zu nehmen, und ihnen das eingeschlossene Mädgen zu zeigen: Da er aber überlegte, daß sie vielleicht ehrlichen Leuten angehörete, und daß dieses ohne Aergernis vor die Alten, und ohne Versuchung vor die Jungen nicht geschehen konnte, so entschloß er sich, sie alleine zu besuchen, um zu erfahren, was vor Mittel der Mönch, sie zu verführen, angewendet hätte, und zugleich zu überlegen, wie er den Schuldigen nachgehends züchtigen sollte. Er ging also ganz leise

an die Zelle, machte die Thür auf und schloß sie hinter sich wieder zu. Da ihn das Mädgen sahe, so erschrack sie und fing an zu weinen.

Der junge Mönch, welcher horchete, schöpfete aus diesem Anfange gute Hofnung und entschloß sich, noch einige Zeit an diesem Orte zu warten, um zu sehen, wie sich der Abt die Zeit über, da er in der Zelle wäre, aufführen würde.

Es ist doch eine wunderbare Sache um die Gelegenheit, und es ist viel schwerer ihr zu widerstehen, als man denket. Denn ob schon dieses Mädgen nicht schön, und sogar ein wenig von der Sonne verbrannt war, so hatte sie doch dieses grosse jugendliche Ansehen, welches eines der schönsten Eigenthümer des schönen Geschlechts ist, und überdieses hatte sie das Etwas, welches einnimmt und gefällt. Dieses war schon mehr als genug, wenn sie nicht noch mehr gehabt hätte. Wer weiß über dieses nicht, daß die Thränen die härtesten Herzen zu erweichen fähig sind? Dieser gute Abt hatte niemahls unter diese Zahl in Absicht auf das Frauenzimmer gehöret; so daß er sich, ob er schon beynahe sechzig Jahr alt war, blos durch den Gegenstand der Versuchung, mehr als halb überwunden fand. Anstatt dieses grausamen Ansehens, welches er im Hineingehen angenommen hatte, fing er an das junge Mädchen zu trösten, und sagte zu ihr, daß er mehr als zu wohl einsähe, daß sie verführet worden wäre, versicherte sie auch zugleich, daß ihr nichts widriges widerfahren sollte, ja daß die Strafe davor nicht einmahl auf sie fallen würde. Hierauf fragte er sie nach ihrem und ihrer Eltern Nahmen,

und

und that über das, was sie seit der Zeit, da sie angefangen hatte sich zu fühlen und zu kennen, gethan hätte, so viele Fragen an sie, daß sich das arme Mädchen in der Beichte zu seyn einbildete. Endlich kam er darauf, was den jungen Mönch angieng, und fragte sie nach so viel Umständen, und mit einem so ernsthaften Gesichte, daß sie wohl einsahe, daß sie dereinst eine bessere Absolution nöthig haben möchte, als diese, die er ihr geben würde. Man kan leicht urtheilen, daß, da sie weder von Eisen noch von Diamant war, nicht lange widerstehen konnte. Unterdessen machte sie eine doppelte Schaam, sowohl über das, was sie gethan hatte, als auch über das, was sie merkte, das man noch von ihr verlangte, so bestürzt, daß sie sich kaum unterstund die Augen aufzuschlagen. Der gute Abt, welcher sie dreiste machen wollte, legte sich zuerst auf des jungen Mönchs Bette, und stellte sich, als wenn ihm eine Art von Verwirrung zugestossen wäre, rufte dahero das Mädgen, als wenn er einiger Hülfe nöthig hätte, nahm sie bey der Hand, und zog sie auf eine schmeichelhafte Art zu sich, setzte sie auch zugleich im Stand, eine Mühe über sich zu nehmen, welche andere gern selbst übernommen haben würden.

Als der junge Mönch, welcher sich versteckt hatte, an dem, was in seiner Zelle vorging, nicht mehr zweifeln konnte, so sahe er durch ein kleines Loch, welches niemand, als er wuste, um sich desto besser davon zu überzeugen. Er sahe das junge Mädgen mit dem Abte auf eine solche Art scherzen, daß er leicht begreifen konnte, daß sie es nicht gezwungen that, son-

dern sich aus Gehorsam in diese Stellung gesetzet hatte. Er begab sich vollkommen vergnügt weg, und ging nach dem Holze, welches er sollte herbringen lassen.

Der gute Abt hielt davor, nachdem er ziemlich lange in der Zelle gewesen war, daß er sich wegbegeben müsse; doch befahl er dem Mädgen zuvor, daß sie verschwiegen seyn sollte. Er versprach ihr, so gleich wieder zurück zu kommen, und sie aus dem Kloster gehen zu lassen. Da er aber wieder auf seine Zelle gekommen war, so dachte er auf eine ziemlich grausame und ungerechte Sache. Diese bestund darinne, den jungen Mönch ins Gefängnis werfen zu lassen, um das gute Glück, welches er gehabt hatte, alleine zu geniessen. Da er vernommen, daß der junge Mönch wieder gekommen war, so ließ er ihn ruffen, und nachdem er jedermann hatte fortgehen heissen, so sagte er zu ihm: Bösewicht, ihr wisset die Schandthat, welche ihr auf eurer Zelle begangen habt. Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wollte, so würde ich euch so gleich ins Capitel kommen lassen, daselbst die Strafe zu empfangen, welche euer Verbrechen verdienet: Um aber unser Kloster nicht zu ärgern, so will ich euch blos einen Monath Gefängnis auflegen, und dieses ist noch eine ausserordentliche Gütigkeit von mir. Der Mönch antwortete ihm ganz unerschrocken: Mein ehrwürdiger Vater, ich bin so kurze Zeit in dem Orden des heiligen Benedicts, daß es kein Wunder ist, wenn ich die Regeln nicht vollkommen inne habe. Ihr habet mir wohl die Fasten und Betstunden gelehret, ihr habt mir aber noch nicht gesaget, daß die

Mön-

Mönche den Weibern den Vorzug lassen, und sich unter sie demüthigen müsten. Anjetzo aber, da mir Ew. Ehrwürden mit diesem Exempel vorgegangen sind, so verspreche ich es niemahls zu unterlassen; und in Betrachtung dessen beschwöre ich euch, mir diesen ersten Fehler zu verzeihen. Der Abt konnte sich nicht enthalten hierbey zu lächeln; und als sie einander hierauf das, was sie nicht mehr läugnen konnten, bekannt hatten, so beschlossen sie zweyerley, welches ihrer grossen Klugheit würdig war: erstlich, das Mädgen heute noch aus dem Kloster zu schaffen, nachgehends, wie sie es anfangen wollten, daß das Mädchen inskünftige so heimlich als nur immer möglich wäre, wiederkommen möchte, weil dieses einen grossen Theil dieser Art Begebenheiten ausmachte.



Als Reinhold von Ast beraubet worden war, so kam er nach Schloß Wilhelm, und logirte bey einer Dame, welche ihn, wegen seines Verlusts, schadlos hielte.

Der Aberglaube ist zu allen Zeiten und in allen Ländern gewesen. Tausend Leute würden sich umbringen lassen, die Kraft gewisser Gebethe und Worte zu behaupten, da unterdessen tausend andere sind, welche über einen solchen Misbrauch lachen. Dem ohngeachtet will ich hier eine Historie erzählen, da das Gebet des heiligen Julius dem Reinhold von Ast

Ast sehr viel half. Dieses war ein reicher Kaufmann, welchen seine Geschäfte einmahls nach Bologna ruften. So bald er damit fertig war, so nahm er den Rückweg wieder nach Hause. Als er von Ferrara ausgereiset war, und sich auf die Seite nach Verona zuwendete, so begegneten ihm drey Cavaliers, welche er vor Kaufleute hielt, und welche Strassen-Räuber waren. Diese Leute redeten ihn an, grüßten ihn auf das höflichste, und bathen ihn um die Ehre seiner Gesellschaft, sagten auch zugleich, je mehr ihrer beysammen wären, je sicherer man reisen könnte. Reinhold begegnete ihrer Höflichkeit durch eine andere, und nahm ihre Gesellschaft an. Indem sie nun von verschiedenen Sachen redeten, so fiel endlich das Gespräch auf die Kraft der Gebethe. Unterdessen da die drey Strassen-Räuber Wunder-Dinge von dieser Materie erzählten, und Reinhold fleißig zuhörete, so sagte einer von den dreyen zu ihm, und ihr, mein Herr, was vor ein Gebet pfleget ihr zu beten, wenn ihr auf der Strasse seyd. Reinhold antwortete, in dieser Art von Dingen bin ich ziemlich ungeschickt. Ich lebe nach der alten Art, und suche keinen Ruhm, viel Gebethe zu wissen. Ich werde euch unterdessen doch sagen, daß ich, wenn ich auf der Reise bin, ehe ich aus dem Wirths-Hause gehe, ein Pater noster und ein Ave Maria vor die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julius zu beten pflege. Hierauf bitte ich Gott und den heiligen Julius, mir die künftige Nacht ein gutes Nachtlager zu geben, und ich habe mich jederzeit wohl dabey befunden. Habt ihr denn auch diesen Morgen diese Gebete gebetet,

fragte

fragte ihn einer von diesen dreyen lachend? Freylich, antwortete Reinhold. Nu! erwiederte der andere, wollet ihr wetten, daß mein Quartier diesen Abend, eures Gebets ungeachtet, besser seyn werde als das eurige. Es war damahls heftig kalt, die Nacht kam herbey, und das Nachtlager war noch ziemlich weit entfernet. Vielleicht bedienet ihr euch, antwortete Reinhold, auf der Reise eben dieses Gebets, wie ich. Ganz und gar nicht, sagte der Räuber. Ich schwöre euch zu, daß ich eben kein grosser Heiliger bin: Wenn ich aber Schaden leide, so werde ich inskünftige eurer Art folgen. Auf diese Bedingungen wollte ich mein Leben verwetten, fing Reinhold wieder an, wenn ihr anders in einem Wirthshause bleibet, denn ich habe hier gar keine Bekanntschaft. Gut, erwiederte der Räuber. Ich wette um euer Kleid, euer Pferd, ja so gar um eure Börse, wenn ihr wollet. Reinhold merkte nun wohl, daß es nicht alzu gut mit ihm aussahe. Aber wo war ein Mittel, herauszukommen? Man reisete weiter, bis endlich die Räuber, die sich die Nacht und einen Fluß zu Nutze machten, über den Reinhold herfielen, ihm sein Pferd nahmen, bis aufs Hemde beraubten und ihn so verliessen. Ihr werdet sehen, mein Herr, sagten sie im Weggehen zu ihm, ob euch euer heiliger Julius diese Nacht ein gutes Quartier geben wird; denn allem Ansehen nach, wird das unsrige gut seyn. Die drey Räuber gingen über den Fluß und liessen den armen Reinhold in diesem traurigen Aufzuge stehen. Er hatte keine Hofnung weiter, als auf seinen Knecht, welcher sein Felleisen hatte, wovon er sich noch einige kleine Hülfe ver=

versprach. Er war zurück geblieben, und hatte sein Pferd beschlagen lassen. Da er aber von weiten sahe, auf was Art man seinem Herrn begegnete, so wandte er sich vom Wege ab, und ritte in vollem Gallopp nach dem Schloß Willhelm zu, und logirte sich im besten Wirths-Hause ein, allwo er, ohne sich weiter um seinen Herrn zu bekümmern, nichts vergaß, sich von seinen Beschwerlichkeiten zu erholen. Unterdessen verfluchte der arme Reinhold, welcher allem Ungemach der Jahrszeit ausgesetzet, voller Koth bis an die Ohren, vom Winde durchdrungen, und mit Schnee bedeckt war, sein trauriges Schicksaal und fing an mit Recht zu fürchten, daß sein Gebet nicht die gewöhnliche Wirkung haben werde. Nach vielen Leiden und Beschwerlichkeiten, kam er endlich an das Schlos Wilhelm, und fand die Thore der Stadt verschlossen. Ueber dieses zwote Unglück wäre er fast verzweifelt. Gleichwie aber die Verzweifelung ein schlechtes Mittel ist, so machte er einen Versuch, und suchte einen Ort, wo er vor dem schlimmen Wetter gedeckt seyn, und den Rest der Nacht vollends zubringen könte. Zu seinem Glück stieß er auf ein Haus, welches auf dem Walle stund, und fand ein kleines Dach, welches ein wenig heraus stund, und welches daselbst einen Eingang hatte. Reinhold schlich sich hinein, ohne sich nöthigen zu lassen. Was das beste war, so fand er daselbst ein wenig Stroh, wovon er sich ein Bette machte, so gut er konnte. Da das Wetter unterdessen immer schlimmer wurde, und Reinhard sich nicht mehr halten konnte, so überließ er sich der Verzweifelung: Er fror, zitterte, beweinte sein Elend

und klapperte so sehr mit den Zähnen, daß es eine Magd hörete. Diese war die Magd einer jungen und liebenswürdigen Wittwe, welche in diesem Hause wohnete, und welche eben so verliebt als schön war. Der Gouverneur des Orts unterhielt mit ihr einen verliebten Umgang; und hatte sie, um weder gesehen noch gehindert zu werden, in dieses Haus gesetzet, wo er denn durch die Oeffnung hinein ging, wo Reinhold hinein gekommen war, ohne daß es jemand, auch nicht einmahl seine Leute, merkten.

Der Gouverneur hatte den vorigen Tag beschlossen, seine Liebste zu besuchen, und die Nacht bey ihr zuzubringen. Man hatte auch schon eine prächtige Mahlzeit, woran nichts war gesparet worden, bereiten lassen. Alles war bereit ihn zu empfangen, ohne das Bad zu vergessen, welches der Liebhaber heimlich hatte zubereiten lassen. Da er aber Geschäfte erhalten hatte, welche ihn nöthigten, sogleich zu Pferde zu sitzen, so ließ er seiner Schöne sagen, daß er sie nicht besuchen könnte. Weil nun das Frauenzimmer Raison annimmt, so tröstete sie sich über diesen Zufall, speisete und wollte, ehe sie sich noch zu Bette legte, sich des Bads, welches vor ihren Liebsten war zurechte gemacht worden, bedienen. Weil das Bad nicht weit von dem Orte war, wo der arme Reinhold seine Zuflucht genommen hatte, so hörete die Dame das Wehklagen dieses Unglückseligen. Was ist das, sagte sie zu ihrer Magd? Es ist ein armer Teufel, antwortete sie, welcher unten klaget. Die Kälte ist gros: Er kann sterben. Seyd ihr es zufrieden, Madam, daß ich ihn herein kommen lasse? Ganz wohl, antwor-

tete

tete die Schöne. Wir haben Platz genug, ihn zu beherbergen und ihm zu essen zu geben. Die Magd, welche vielleicht eben so viel Menschenliebe besaß, als ihre Frau, ging den Augenblick hinunter, ließ Reinholden herein kommen, welcher ihr davor dankte so gut er konnte, und versicherte sie, daß er ihr das Leben zu danken habe. Er erzählete seiner Wohlthäterin seinen Zufall mit kurzen Worten, welche ihn, da sie von seinem traurigen Zustande gerühret wurde, in das Bad gehen ließ, woraus ihre Frau eben gekommen war. Er machte um so viel weniger Ceremonien, je mehr er dieser Erhohlung nöthig hatte. Währenddaß er sich in dem Bade wieder erquickte, so erzählete die Magd ihrer Frau diesen Zufall, und in was für einem Aufzuge sich Reinhold befände. Die Dame, welche recht sehr liebreich war, befahl ihrer Magd, ein Kleid von ihrem Manne, welcher seit kurzen erst gestorben war, zu suchen, und es diesem guten Menschen zu geben. Dieses Kleid stund ihm so gut, daß man hätte sagen sollen, daß es vor ihn gemacht worden wäre. Als er sich nun in einem anständigen Zustande befand, so erwartete er die Befehle der Dame geduldig, und dankte Gott und dem heiligen Julius, daß er ihm eine viel bessere Nacht als er sich eingebildet, gegeben, und in ein Quartier gebracht hätte, welches anfing ihm zu gefallen. Als die Dame ein wenig ausgeruhet, und ein grosses Feuer hatte machen lassen, so fragte sie nach diesem guten Menschen. Die Magd antwortete: Er ist angekleidet, Madam, er ist wohl gewachsen, und siehet aus wie ein Galant Homme. Laß ihn herauf kommen,

men, fing die Dame wieder an: er mag sich wärmen, und essen: Denn ich glaube, daß er beydes nöthig hat. Reinhold kam und machte sein Compliment, als ein Mensch, der zu leben wuste. Er sahe die Schöne von Zeit zu Zeit an, und sie gefiel ihm. Sie, auf ihrer Seite, fand auch an seinem Ansehen, und an seinen Gesprächen, daß er so beschaffen wäre, wie ihn ihr ihre Magd abgemahlet hatte. Sie erwies ihm viele Höflichkeit, und befahl ihm, sich neben sie zu setzen, um das Feuer auch mit zu geniessen. Als das Abendessen aufgetragen war, so erhielt Reinhold Befehl, sich zu Tische zu setzen. Er gehorchte, und aß mit rechtem guten Appetite, wie man sich leicht einbilden kann. Die Dame wurde sehr angefochten, entweder, weil das Erwarten des Gouverneurs ihre Einbildung schon erhitzet hatte, oder weil sie das gute Ansehen, die Jugend, und der Umgang des Neuangekommenen reizte. Sie dachte also bey sich, wenn ich mir die Gelegenheit zu Nutze mache, und mich an dem Gouverneur, der mich verachtet hat, räche, wer wird es denn erfahren? Reinhold war nicht so unerfahren, daß er ihre Verwirrung nicht hätte merken, und zu hoffen anfangen sollen, daß das Gebet zum heiligen Julius, seine Würkung nicht thun würde. Die Dame, welche auch nicht unerfahren war, vermuthete dieses, und fing an, und sagte zu ihm: Woher kömmts, daß ihr so traurig seyd? Seyd ihr vielleicht über euren erlittenen Verlust betrübt? Tröstet euch: ihr seyd bey guten Freunden; und ich unterstehe mir, euch zu sagen, daß ich euch, ohne mich an meinen seligen Mann zu erinnern, nicht ansehen kann. Ihr habt alle Gesichtszüge von ihm, und

und da ich euch sehe, so dünkt mich, daß ich ihn sehe. Ihr erweiset mir viel Ehre, Madam, erwiederte Reinhold, und das, was ihr mir saget, ist sehr höflich. Ich würde viel Mühe haben, Madam, euch jemanden zu vergleichen. Ihr besitzet Reizungen, welche euch eigenthümlich sind, und eure Schönheit verdringet alle andere. Aber, Madam, wie grausam würde mein Schicksal seyn, wenn ihr nicht Mittleiden mit mir hättet. Einem Uebel bin ich entgangen und falle in ein anderes. Ihr habt mir das Leben gerettet, Madam, wollet ihr mir es wohl wieder rauben? Die Schöne unterbrach den Reinhold, und machte nicht viel aus sich, damit er Gelegenheit hätte, ihr zu widersprechen. Da Reinhold also fortfuhr, seine Wohlthäterin zu loben, so untersuchte er die Sache weiter, und lobte ihre sichtbaren Schönheiten. Aber, setzte er endlich, da er aufhörete, hinzu, um alles das, was lobenswürdiges an euch ist, zu loben, ist eine Nacht nicht genug, die wir nützlicher anwenden könten. Ueber diese letzten Worte fing sie an zu lächeln. Als dieses Reinhold merkte, so glaubte er, daß es nun Zeit wäre, von Worten zur That zu kommen. Reinhold that es, und fuhr wohl dabey. Man that ihm nicht mehr Widerstand, als des Wohlstands wegen zu thun nöthig war. Die Küsse wurden nicht gesparet. Und, mit einem Worte, die Vorspiele der Liebe waren so schöne, als man sich nur wünschen konnte. Um endlich die Comödie zu endigen, so ließ ihn die Dame zu sich ins Bette legen. Da es anfieng Tag zu werden, so gab die Dame den Reinhold, weil sie ein

Aufsehen befürchtete, alte Kleider, nebst so viel Gelde, als er seine Reise vollends zu thun nöthig zu haben glaubte, und ließ ihn eben so heimlich wieder hinaus, als er herein gekommen war. Als er in die Stadt gekommen war, so ging er gerade in das Wirthshaus, wo sein Bedienter war, und zog die Kleider, welche er in seinem Felleisen hatte, an. Er war aber im Begrif zu Pferde zu steigen, als er erfuhr, daß seine Räuber eines andern Verbrechens wegen gefangen worden wären, und daß man sie in die Gefängnisse der Stadt bringen würde. Er ging zum Richter und beklagte sich über seinen erlittenen Raub, die Räuber wurden hergebracht, und bekannten, daß sie ihn beraubet hätten. Alles, was er verlohren hatte, ward ihm wieder zugestellet, ausgenommen ein paar Kniebänder, welche verlohren gegangen waren, und wenig Zeit darnach wurden die Strassen-Räuber gehangen.

Als



Als Landolf Rufullo arm worden war, so wurde er ein See-Räuber. Er erwarb dadurch viel Reichthümer, wurde aber, da er sich wieder nach Hause begeben wollte, von den Genuesern gefangen und beraubet. Das genuesische Schiff litte Schiffbruch; Landolf rettete sich auf einem Kästgen voller Edelgesteine, und wurde an die Küste der Insul Corfu geworfen, wo ihm eine Frau zu Hülfe kam, von da er sich nachgehends viel reicher als zuvor nach Hause begab.

Es ist eine allgemeine Meynung, daß die Nachbarschaft des Meers Rega, die angenehmste Gegend von Italien ist. Ziemlich nahe bey Salermo ist ei-

ne Küste, welche die Einwohner die Küste von Malfi nennen, welche voll kleiner Städte, Gärten, Spring-Brunnen und reicher Leute ist, welche so fleißige Handlung treibende Leute sind, als man nur welche finden mag. Unter andern Städten war auch eine, die Ravel hieß, wo noch heut zu Tage reiche Kaufleute wohnen. Daselbst war vor Zeiten ein sehr Reicher, welcher Landolf hieß. Und je mehr man hat, je mehr man haben will, also glaubte auch Landolf, so reich er auch war, daß er nicht genug hätte: er wollte seine Reichthümer vermehren, und hätte beynahe alles, auch so gar sein Leben, darüber verlohren. Als dieser Mann demnach seine Sachen, wie die Kaufleute zu thun pflegen, in Ordnung gebracht hatte, so kaufte er ein grosses Schiff, und nachdem er es für seine Rechnung beladen hatte, so seegelte er damit nach der Insul Cypern. Zu seinem Unglück trug sichs zu, daß so viele Schiffe, mit dergleichen Waaren beladen, daselbst angekommen waren, daß er sich genöthiget sahe, die seinigen mit grossem Verlust zu verkauffen, und sie, um sie nur loß zu werden, fast umsonst weg zu geben. Ueber diesen beträchtlichen Verlust war er äusserst bestürzt, weil er ihn, so reich er sonst war, in kurzer Zeit fast arm gemacht hatte, daher entschloß er sich, entweder zu sterben, oder sich an andern seines Verlusts wegen zu erholen. Zu dem Ende verkaufte er sein grosses Schiff, und kaufte von dem Gelde, und von dem wenigen, was er aus seinen Waaren gelöset hatte, eine leichte Fregatte, und entschloß sich, ein Seeräuber zu werden. Er rüstete seine Fregatte mit allem nöthigen aus, that verschiedene Farthen, da er alles wegnahm,

und

und viele türkische Schiffe verfolgte, wovon er die meisten wegnahm. Das Glück war ihm endlich so günstig, daß er in weniger als einem Jahre reicher war, als er niemahls gewesen war. Da er also glaubte, daß er reich genug wäre, vergnügt leben zu können, ohne was wagen zu dürffen, so entschloß er sich, mit seiner Beute nach Hause zu gehen, ohne sich ins künftige mit einiger Handelschaft zu vermengen. Er war kaum in den Archipelagum, als er von einem erschrecklichen Sturme überfallen wurde. Der Wind war ihm contrair: das Merr war so hoch wie Berge, und sein kleines Schiff fing an, sehr beschädiget zu werden. In dieser Noth hatte er das Glück, eine kleine Insul zu erreichen, und in den Hafen einzulauffen, um daselbst einen günstigen, und wenig stürmischen Wind zu erwarten. Landolf war kaum in den Hafen eingelaufen, als zwey grosse genuesische Schiffe, die von Constantinopel kamen, daselbst eintraffen. Als die Genueser das kleine Schiff gesehen hatten, so legten sie sich dergestalt vor Anker, daß sie dem kleinen Schiffe den Ausgang versperreten. Sie erfuhren gar bald, wem das Schiff gehörete, und da sie schon wusten, daß es reich beladen sey, so beschlossen sie als Geldgierige und Raubliebende Leute so gleich, sich Meister davon zu machen. Zu dem Ende setzten sie einen Theil von ihren Leuten ans Land, und stelleten sie an einen solchen Ort, wo sie alles, was aus dem kleinen Schiffe ging, tödten konten. Als sich die übrigen in ihre Schaluppen gesetzet hatten, so kamen sie durch Hülfe des Ruderns, und vermittelst des Stroms, welcher ihnen günstig war, zu der Fre-

 gatte

gatte des Landolfs. Sie bemächtigten sich derselben ganz leichte, ohne einen einzigen Mann zu verliehren. Den Landolf brachten sie auf eines von ihren Schiffen und nahmen alles, was auf dem seinigen war. Dieser Unglückseelige wurde in den Schiffs-Raum gebracht, und hatte von allen seinen Sachen nichts, als ein schlechtes Wammes behalten. Als sich den andern Tag der Wind geändert hatte, so seegelten die Genueser wieder fort. Sie hatten den ganzen Tag schön Wetter: Mit einbrechender Nacht aber entstund ein Sturm, welcher ihre Schiffe trennete. Das, worauf Landolf war, stieß, nachdem es von dem Sturm war hingerissen worden, auf eine Sand-Bank über der Insul Cefalonien, und ging in Stücken wie ein Glas. Der Schiffbruch geschahe so geschwind, und die Gefahr war so groß, daß man nicht Zeit hatte, grosse Wehklagen darüber anzustellen. In einem Augenblicke war das Meer mit Waaren, Kasten und Bretern bedeckt. Diejenigen, welche schwimmen konten, schwammen, und ein jeder ergriff das, was ihm am ersten in die Hände fiel, um sich zu retten. Der unglückliche Landolf, der den vorigen Tag wegen Verlust seines Schiffes den Tod gewünschet hatte, fürchtete sich davor, als er ihn in der Nähe sahe. Zu seinem Glück traff er ein Bret an, dessen er sich bemächtigte, in der Hoffnung, daß ihm Gott einige Hülfe leisten würde, wenn er warten könnte. Da ihn nun das Meer und der Wind von einer Seite zur andern warf, so erhielt er sich auf seinem Brete, so gut er konnte, bis es Tag wurde. Als es Tag worden war, so sahe er sich auf allen Seiten um,

um, und sahe nichts als Meer, Wolken, und ein Kästgen, welches, indem es auf dem Wasser schwamm, sich ihm bisweilen so sehr näherte, daß er befürchtete, davon getödtet zu werden. Ob nun schon seine Kräfte sehr erschöpft waren, so hatte er doch noch welche, sich vor dem Kasten zu verwahren, welchen er mit der Hand fort stieß, wenn er ihm zu nahe kam. Da aber ein Wirbelwind entstund, so stoß der Kasten, der von einer Welle hergeworfen wurde, so sehr an das Bret, daß er es mit fort nahm, und machte, daß der arme Landolf untertauchte. Als er endlich wieder über das Wasser gekommen war, so war er sehr weit von seinem Brete entfernt, desto näher aber bey dem Kasten. Weil er befürchtete, daß er nicht Kräfte genug hätte, sein Bret wieder zu bekommen, so bemächtigte er sich des Kästgens, und klammerte sich so gut daran, als er immer konnte, da er denn von einer Zeit zur andern mehr trank, als ihm lieb war. Diese traurige Schiffarth dauerte noch einen Tag und eine Nacht. Endlich aber wurde er entweder durch Gottes Vorsehung, oder durch die Gewalt des Windes an die Küste der Insel Corfu geworfen. Es war von ohngefähr eine arme Frau da, welche, da sie den Landolf von weiten sahe, und nichts menschliches an ihm wahrnahm, sich vor ihm fürchtete, und schreyend zurück lief. Landolf, welcher keine Kraft zu reden hatte, und fast gar nichts sehen konnte, nahm weder die Frau, noch die Bewegung, die sie gemacht hatte, wahr. Da ihn aber das Meer immer mehr nach dem Lande zutrieb, so erkannte die Frau den Kasten eher, als den Menschen. Als sie hernach ge-

nau Achtung gab, so sahe sie Arme, welche über den Kasten ausgespannet waren, hierauf entdeckte sie ein Gesichte, und endlich sahe sie, daß es ein Mensch war. Aus Mitleiden wadete die gute Frau in das Meer, welches nunmehro stille worden war, und nachdem sie Landolf bey den Haaren ergriffen hatte, so zog sie ihn mit seinem Kasten aus Land. Sie hatte viel Mühe, ehe sie die Hände von dem Kasten los brachte, welchen sie durch ihre Tochter wegtragen ließ. Hierauf nahm sie Landolfen auf den Rücken, und trug ihn, als wenn er ein klein Kind gewesen wäre, in die Stadt. Sie brachte ihn in eine Stube, und durch vieles reiben und waschen mit warmen Wasser dahin, daß er seine natürliche Wärme und verlohrnen Kräfte wieder bekam. Sie gab ihm guten Wein und Confect, und bewirthete ihn, mit einem Worte, so gut, daß er in seinen vorigen Stand kam, und wuste wo er war. Sie gab ihm hierauf seinen Kasten wieder, und sagte ihm zu gleicher Zeit, daß er sich hinbegeben könte, wohin er wollte. Ob er schon nichts von dem Kasten wuste, so nahm er ihn dennoch, weil er glaubte, daß er sich, er möchte auch so wenig werth seyn als er wollte, einige Tage darvon erhalten könnte: Da er aber fand, daß er sehr leicht war, so setzte er wenig Hoffnung darauf. Weil er nun ungeduldig war, zu wissen, was in seinem Kasten wäre, so machte er sich die Abwesenheit der Frau zu Nutze, machte ihn auf, und fand darinne viel kostbare eingefaßte und uneingefaßte Steine. Da er ein Kenner von Edelgesteinen war, so sahe er sogleich, daß das Kästgen von grossem Werthe wäre, lobete Gott, daß er

ihn

ihn nicht verlassen hätte, und tröstete sich über sein Unglück. Da er aber den Eigensinn und die Strenge des Glücks schon zweymahl erfahren hatte, so fürchtete er einen dritten Zufall, und hielt davor, daß er sich einer List bedienen müste, seine Edelgesteine glücklich nach Hause zu bringen. Er wickelte sie in alte Lumpen, und sagte zu der guten Frau, daß er den Kasten nicht nöthig hätte, und daß sie ihn behalten könte, wenn sie ihm nur einen Sack davor gäbe: welches sie gerne that. Landolf dankte ihr vor ihre guten Dienste, so gut er konnte, nahm seinen Sack und ging fort. Er begab sich zu Schiffe nach Brindisi, von da er ganz langsam nach Trani reisete, wo er Seidenhändler aus seiner Stadt antraf, welche ihn umsonst kleideten, nachdem er ihnen seine Begebenheiten erzählet hatte. Nur von dem Kasten sagte er ihnen nicht ein Wort. Sie liehen ihm ein Pferd, und liessen ihn nach Ravel bringen, wohin er, wie er sagte, reisen wolte. Da er nun endlich an einem sichern Orte war, so untersuchte er seinen Sack mit mehrerer Muse, als er bey seiner Alten gethan hatte, und fand darinne so viel Edelgesteine, daß, ob er sie schon unter ihrem wahren Werthe verkauft hatte, er dennoch um die Hälfte reicher war, als er jemahls gewesen war. Als er sie verkauft hatte, so ließ er der Frau, welche ihn aus dem Meere gezogen, und so wohl bewirthet hatte, eine ansehnliche Summe zustellen; ein gleiches that er denenjenigen, welche ihn zu Trani gekleidet hatten, und brauchte das übrige vor sich zu leben: welches er auf eine ehrbare Art und als ein ehrlicher Mann that.





Pagamin von Monego entführete die Frau des Richard de Quinzica, und erboth sich, ihm solche auf sein Bitten wieder zu geben, wenn sie wieder zu ihm wollte. Die Schöne schlug es aber ab, und verheyrathete sich nach Richard ihres Mannes Tode mit dem Pagamin.

Die Heyrath ist eine der wichtigsten Handlungen unsers Lebens; Vielleicht ist es aber auch diejenige, deren Gleichheit man am wenigsten untersuchet. Man machet sich eine Pflicht, ja so gar eine Schuldigkeit daraus, eine wohl eingerichtete Wirthschaft zu haben, worinne ein Stück mit dem andern vollkom-

men

men passet. Man hält es vor einen Fehler, zwey Kutsch-Pferde von verschiedenen Haaren und von verschiedenem Alter zu haben. Wenn man sich aber verheyrathen will, so hat man blos das Interesse zum Augenmerk. Die Partheyen mögen in Ansehung des Alters oder der Gemüths-Beschaffenheit so sehr unterschieden seyn, als sie nur immer wollen, und wenn nur Vortheile dabey sind, so verlangt man nicht mehr. Zu Pisa war ein gewisser Richter, Nahmens Richard de Quinzica. Er war alt, hatte Verdienste, und Reichthümer; im Gegentheil aber eine schlechte Leibes-Beschaffenheit. Dennoch wollte er, seines Alters und seiner Schwachheit ohngeachtet, heyrathen, und nahm eine junge und schöne Frau, die Bartholomäa hieß, eine Tochter des Galandi von Pisa, der mit allem, was in dieser Stadt angesehen war, verwandt war. Wenn der Richter sich selbst eben so guten Rath hätte geben können, als andern Leuten, so würde er niemahls eine Frau genommen haben, deren Alter mit dem seinigen so wenig übereinkam. Wie es aber sehr gemein ist, daß man anderer Leute Sachen besser einsiehet, als seine eigene, so folgte auch Quinzica seinem Schicksale, und heyrathete die Schöne mit ausserordentlicher Pracht. Die Erfüllung der Ehe selbsten aber kam mit dieser Pracht gar nicht überein, sondern es ging alles sehr klein zu. Der Richter, der seine Kräfte nicht wohl untersuchet, und vielleicht geglaubet hatte, daß eine junge Frau sich schone, wie seine Bücher, fing gar bald an nach der Ruhe zu seufzen, und seiner Frau vorzustellen, daß gewisse Tage im Jahre wären, da man ordent-

ordentlicher Weise nicht beysammen schlafen dürfte. Er machte das Verzeichniß dieser verbothenen Tage entsetzlich gros. Er hatte einen Calender, der ihm täglich einen neuen Heiligen zeigete. Die Quatember, heilige Abende, Fasten, waren alles Zeiten mit schlimmen Zeichen. Der Freytag und Sonnabend waren Andachts-Tage, und der Sonntag war ein Ruhe-Tag. Der Montag war kein Tag, mit dem man die Woche anfangen dürfte. Mit einem Worte, er hatte auf alle Tage in der Woche Entschuldigungen, und kaum, daß er im ganzen Monathe einen finden konnte, da er ohne Gewissens-Scrupel bey der Frau schlafen konnte: Und wenn es ja geschahe, so musten alle Regeln der Geometrie dabey beobachtet werden. Sonst fehlte der Schönen, dieses ausgenommen, nichts, und man hatte vor sie alle Hochachtung, die sie nur wünschen konnte.

Das Vergnügen, welches sich Quinzica machte, bestund darinne, daß er oft bey angenehmen Wetter in einem Lust-Hause, welches er an dem Ufer des Meers hatte, ausruhete. Einsmahls, da er dahin gegangen war, frische Luft zu schöpfen, und sich vorgenommen hatte, länger als gewöhnlich da zu bleiben, so wollte er seiner Frau mit dem Fischfang ein Vergnügen machen. Um das Vergnügen vollkommen zu machen, so setzte er sich mit einigen Freunden in ein Schiffgen, und sie mit einigen Freundinnen in ein anderes. Das Vergnügen der Unterredungen und des Fischfanges war so groß, daß sie unvermerkt verschiedene Meilen vom Lande gekommen waren, ehe sie es gemerkt hatten. Ein berüchtigter Seeräu-

ber

der zu dieser Zeit, Nahmens Pagamin von Monego, kam geschwinde, ihr unschuldiges Vergnügen zu unterbrechen. Sie nahmen ihn nicht eher wahr, als bis es nicht mehr Zeit zu entfliehen war. Der Seeräuber kam mit vollen Seegeln auf das Schiff der Weiber, welches am weitesten vom Lande war, los. So bald er seine Augen auf die Bartholomäa geworfen hatte, so entschloß er sich, weiter nichts als sie zu nehmen: Er ließ sie auch würklich auf sein Schiff bringen, und da er sich nicht unterstund den Quinzica zu verfolgen, weil er sich befürchtete, er möchte zu nahe als Land kommen, so machte er sich geschwind auf das hohe Meer. Die Schöne leistete ihrer Pflicht ein Genüge, daß sie weinete, und Pagamin der seinigen, daß er sie tröstete; der kräftigste Trost aber war der, welchen die Schöne des Nachts bekam, welcher auch machte, daß sie sich in die Gedult fassete. Kein Calender, kein Fest, kein heiliger Abend; Alle Tage waren gut, und die Schöne fand diese Veränderung so angenehm, daß sie, ehe sie noch zu Monego angekommen war, den Richter und die Legende seiner Heiligen vergessen hatte. Als Quinzica, der über die Entführung seiner Frau, welche er selbsten mit angesehen hatte, ziemlich verdrüßlich war, erfahren hatte, daß sie in den Händen des Pagamins wäre, so ließ er ihn um Sicherheit bitten, damit er, ihrer Ranzion wegen, mit ihm handeln könte, und erhielt alles, was er verlangete. Als er zu Monego angekommen war, so ging er zum Pagamin und sagte zu ihm, daß er zur Ranzion vor seine Frau bezahlen wollte, was er verlangte, er möchte nur so gut seyn und sie

ihm

ihm wieder geben. Es sollte mir leid seyn, antwortete Pagamin, wenn jemand grosmüthiger wäre als ich. Wenn ich eure Frau habe, so will ich sie euch wiedergeben, ohne daß es euch das geringste kosten soll. Ihr werdet mir aber erlauben, euch zu sagen, daß es, da ich euch nicht kenne, der Ordnung und Gerechtigkeit gemäs ist, daß ihr mich überzeuget, ob ich eure Frau habe oder nicht. Es ist wahr, daß ich eine junge Frau bey mir habe; aber ich weiß nicht ob es eure ist. Alles, was ich euch zu dienen thun kann, ist dieses, daß ich sie euch zeige. Wenn sie euch vor euren Mann erkennet, und mit euch gehen will, so will ich sie euch herzlich gerne geben. Richard erwiederte, daß man nicht gütiger seyn könnte und stattete seinen schuldigen Dank davor ab: Endlich aber fügte er noch hinzu, es muß ein jeder von seiner Handthierung leben, also werdet ihr mir einen Gefallen erzeigen, wenn ihr meinen Beutel eben so wenig als anderer Leute ihren schonet. Was aber die Frau anbetrift, von der ihr saget, so ist es gewis, daß sie meine ist. Ihr werdet davon augenblicklich durch die Liebkosungen, welche sie mir erzeigen wird, überführet werden, so bald sie mich sehen wird. Wir werden es so gleich sehen, erwiederte Pagamin; folget mir! Als er nach Hause gekommen war, so empfing er Richarden in einem Saale, und ließ die Frau ruffen. Sie kam vollkommen angekleidet, und machte sich aus Richarden eben so wenig, als aus einem Menschen, den sie niemahls gesehen hätte; Richard, welcher über ein so verdrüßliches Stillschweigen erstaunete, und dieses um so viel mehr, da er vermuthet hatte,

hatte, daß sie ihn sogleich, sobald sie ihn nur zu Gesichte bekäme, umfassen würde, tröstete sich darüber einiger Maassen, und glaubte, daß ihn die Betrübnis, welche er über den Verlust seiner Frau gehabt hätte, so verstellet hätte, und daß dieses vielleicht die Ursache sey, welche sie hinderte, daß sie ihn nicht erkennen könnte. In diesen Gedanken ging er zu ihr und sagte: Es ist mir theuer zu stehen gekommen, Madam, daß ich euch auf den Fischfang geführet habe. Niemahls habe ich einen so grossen Schmerz empfunden, als seit dem ich euch verlohren habe. Woher kömmt diese Gleichgültigkeit, Madam? Kennet ihr mich nicht? Ich bin Richard de Quinzica, euer Ehemann, welcher euch loszukaufen kommt, und sollte es ihm sein ganzes Vermögen kosten. Redet ihr mit mir, mein Herr, antwortete Bartholomäa? Ihr haltet mich ohne Zweifel vor eine andere: Denn ich kann mich nicht erinnern, euch jemahls als jetzo gesehen zu haben, noch weniger aber eure Frau gewesen zu seyn. Sehet mich wohl an, Madam, fing Richard wieder an; besinnet euch, und ihr werdet euch ohne Mühe erinnern, daß ich derjenige bin, vor den ich mich ausgebe. Je mehr ich euch ansehe, mein Herr, erwiederte die Schöne mit einer verächtlichen Mine, je mehr bin ich überzeugt, daß ich euch niemahls gesehen habe. Da sich Richard einbildete, daß sie sich in Gegenwart des Paganins, weil sie sich vielleicht vor ihm fürchtete, unwissend stellete, so bath er ihn, ihm zu erlauben, daß er allein mit ihr reden dürfte, worein der Corsar sehr gerne willigte, ging dahero weg, und ließ sie beyde alleine. Was ist denn das, mein Herz, fing Richard wieder an?

an? Kennet ihr euren Mann nicht, der euch mehr als sein Leben liebet? Betrachtet mich doch: Ist es möglich, daß ich mich in so kurzer Zeit so sehr sollte verändert haben, daß gar nichts übrig bleibt, woran ihr mich erkennen könntet? Ich habe euch niemahls etwas weder in Ansehung eurer Vergnügungen, noch in Ansehung eurer Kleider abgeschlagen, und es war keine prächtigere Frau in Pisa als ihr. Ich weiß wohl, antwortete sie kaltsinnig, daß ihr Richard de Quinzica mein Mann seyd. Ich weiß auch, daß ihr viel Gefälligkeit vor mich gehabt habt, und daß ihr mir, was die Vergnügungen und Kleider anbelanget, nichts abgeschlagen habt: Braucht aber eine junge Frau weiter nichts als Kleider. Denket ihr wohl an das, was ihr saget. Madam, fing Richard ganz erstaunend wieder an: Wollet ihr lieber die Sclavin eines Seeräubers, als die Frau eines Rathsherrns von Pisa seyn? Er wird euch fortjagen, wenn er euch überdrüßig seyn wird, und ich, ich würde euch lieben, so lange ich lebe. Und rechnet ihr überdieses eure und eurer Eltern Ehre vor nichts? Nun ist es nicht mehr Zeit, davor zu sorgen, antwortete Bartholomäa hitzig, und meine Eltern, welche mich euch zu heyrathen gezwungen haben, haben sich selber nicht viel daraus gemacht. Sie haben sich eingebildet, daß zu einer guten Heyrath weiter nichts als viel Reichthum gehöre, und wenn ihr vor euch eben so klug gewesen wäret, als ihr vor andere seyd, so würdet ihr eingesehen haben, daß ein alter Mann und eine junge Frau sich gar nicht zusammen schicken. Und, mit einem Worte, redet mir nicht mehr

vom

vom zurückkehren; Ich habe meinen Entschlus gefasset; Pagamin gehet gut mit mir um; ich lerne bey ihm in einer Stunde mehr, als ich bey euch in eurem ganzem Leben nicht würde gelernet haben. Und da er nicht so gelehrt ist als ihr, so ist er auch nicht so gewissenhaft als ihr. Alle Tage sind bey ihm gleich, und man weiß da von keinen Festen, noch Heiligen Abenden, noch Fasten. Uebrigens, wenn mich Pagamin fortjagen sollte, so seyd versichert, daß ich niemahls wieder zu euch kommen werde. Richard, der ganz betäubt war, sahe nunmehro wohl ein, was vor einen Fehler er begangen hätte, er kehrete dahero ganz bestürzt wieder nach Pisa zurück, wo er kurz darauf vor Betrübnis starb. Als dieses Pagamin erfahren hatte, so heyrathete er die Wittwe; und da sie einander schon kannten, so waren sie jederzeit mit einander zufrieden.





Richard Minutolo liebte die Frau des Philipp Tighinolfi, weil er aber nichts von ihr erhalten konte, so gab er ihr auf eine geschickte Art zu verstehen, daß ihr Mann mit seiner Liebste eine Zusammenkunft verabredet hätte. Philippen seine Frau, welche eyfersichtig war, fand sich an diesem Orte ein, und schlief bey dem Minutolo, in der Meynung, bey ihrem Manne zu schlafen.

Neapel ist eine sehr alte Stadt, und vielleicht eine der angenehmsten und galantesten in Italien. Ehemals war ein vornehmer und reicher Mann da, Nahmens Richard Minutolo. Ob er nun schon selbst eine sehr schöne Frau hatte, so verliebte er sich doch in

in eine andre, welche vor die schönste in Neapel gehalten wurde, und die Madame Catelle hieß. Sie war an einen vornehmen Mann verheyrathet, der unter dem Nahmen Philipp Tighinolfi bekannt war, und den sie sehr liebte. Richard wendete bey Madam Catellen alles mögliche an, Gegenliebe zu erlangen, seine Bemühung war aber umsonst. Aus Verzweifelung, daß er sich bey einer Unbarmherzigen so lange aufhalten sollte, that er alles, um aus der Noth eine Tugend zu machen; es war ihm aber unmöglich, es so weit zu bringen. Seine Liebe verzehrete ihn, und das Leben war ihm zur Last; dem ohngeachtet konnte er keines von beyden los werden. Da seine Verwandten sahen, daß er täglich mehr abnahm, so lagen sie ihm an, nicht mehr an Madam Catellen zu gedenken, und stelleten ihm vor, daß wenn er ihr auch sein ganzes Leben über aufwartete, so würde er am Ende doch weiter nichts haben, als das kleine Vergnügen, einer Undankbaren aufgewartet zu haben, weil er überzeugt wäre, daß sie niemanden als ihren Mann liebte und hochschätzte. Er sahe dieses so wohl ein, wie sie; es war ihm aber nicht eben so leichte, einen Entschluß zu fassen, als jenen zu widersprechen. Ich weiß nicht, ob die Eyfersucht jederzeit das Kennzeichen einer grossen Liebe ist: Dem sey aber wie ihm wolle, Madam Catelle war die eyfersüchtigste Frau von der Welt. Sie trieb diesen Affect allzuweit, als daß ihn Richard nicht hätte merken sollen. Er entschloß sich also, sie auf dieser Seite anzugreiffen, und stellete sich, als wenn er seine Neigung hätte fahren lassen, ging nicht mehr zur Madam Catelle, und er-

klärte sich vor eine andere Schöne. Er that vor seine neue Liebste alles, was man thun muste, die Welt zu überreden, daß er würklich in sie verliebt sey. Madam Catelle machte sich keine Sorge darüber, und begegnete ihm höflich, wie sie zu thun gewohnt war.

Da es wieder Sommer geworden war, so trug es sich zu, daß allerhand Lustbarkeiten angestellet wurden, wobey sich Richard mit seiner Liebste befand. Wie nun bey dergleichen Gelegenheiten einer gehet, der andere kömmt, und also Richard mit Catellen allein war, so ließ er im vorbeygehen von der Liebes-Geschichte eines gewissen Cavaliers ein Wort fahren, und sagte so viel davon, als nöthig war, der Madam Catelle begreiflich zu machen, daß ihr Mann darunter gemeinet sey. Weil sie von der Seite her sehr empfindlich war, so entrüstete sie sich würklich darüber und bath Richarden, ihr zu sagen, von wem er redte. Er entschuldigte sich so viel als nöthig war, sie noch neugieriger zu machen. Da sie ihn endlich allzusehr bath, so sagte er zu ihr, daß sie zu viel Gewalt über ihn gehabt hätte, als daß er ihr etwas abschlagen könte; er würde ihr aber nicht anders als unter der Bedingung willfahren, daß sie weder ihrem Manne noch sonst jemanden etwas davon sagen wolte, ehe sie nicht durch den Ausgang die Gewisheit davon erfahren hätte, und daß er ihr Mittel an die Hand geben wollte, sich davon zu überzeugen. Die Schöne versprach alles, was man von ihr verlangte. Und hierauf sagte Richard, wenn ich euch so wie vormahls liebte, Madam, so würde ich mich wohl hüten, euch eine so unangenehme Neuigkeit zu hinterbringen,

dergleis

dergleichen Nachrichten sind allezeit verdächtig, wenn sie von einem Liebhaber hergekommen, und man glaubt leicht, daß sie eine Wirkung des Eigennutzes sind. Anjetzo aber, da ich nicht befürchte, daß ihr so von mir urtheilet, so mache ich mir kein Bedenken, euch zu sagen, daß euer Mann nicht so gewissenhaft ist, als ihr. Er hat eine Liebste, mit welcher er morgen früh um 10 Uhr bey Johannen dem Bader zusammen kommen will. Die Dame hat ein Zimmer verlanget, da die Thüren und Fenster zugemacht seyn sollen. Johann hat es versprochen, und also wollen sie einander da sprechen. Wüßtet ihr wohl, was ich thäte, wenn ich an eurer Stelle wäre? Ich würde ein wenig vor der bestimmten Zeit zu dem Bader gehen, und mich in das Bette legen, welches vor euren Mann und seine Liebste zurechte gemacht worden ist. Johann wird die Sache nicht untersuchen, und ich bin versichert, daß ihr ohne Schwürigkeit hineingehen könnet. Alsdann werdet ihr von der Untreue eures Mannes vollkommen überzeuget werden, und ihr werdet berechtiget seyn, ihn so sehr herunter zu machen, als ihr wollet, ohne daß er zu seiner Entschuldigung etwas wird vorbringen können. Madam Catelle, welche durch ihre grosse Eyfersucht verblendet war, ließ sich ohne weitere Untersuchung fangen, und versprach Richarden, seinem Rathe zu folgen, indem sie sich schon zum voraus freuete, wie sie ihren Mann ausmachen wollte, wenn er sich an dem bestimmten Orte einfinden würde.

Richard, der über die gute Hoffnung, die er sich von seiner List versprach, vergnügt war, ging bey gu-

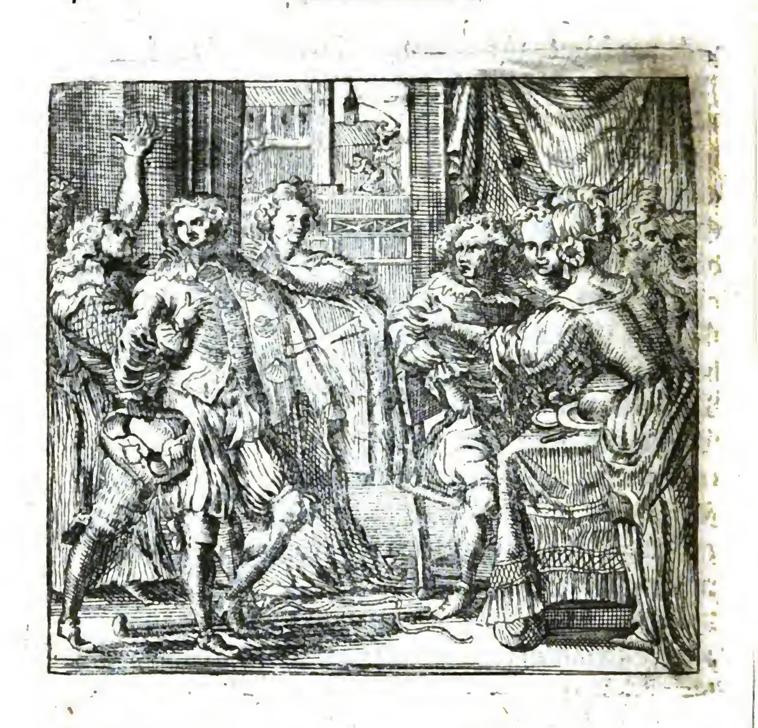
ter Zeit weg, und redete mit dem Bader, welcher vermittelst Geldes alles that, was man von ihm verlangte. Er unterrichtete ihn, was er thun sollte, und ließ sich von ihm versprechen, daß er seinen Anordnungen genau nachkommen wollte. Madam Catelle ging ganz mißvergnügt nach Hause, und fand ihren Mann fast eben so. Weil man scharfsinnig ist, sich zu quälen, und alles auf die Seite der herrschenden Neigung lenket, so betrachtete Madam Catelle das verdrüßliche Wesen ihres Mannes als eine Bestärkung der Nachricht, welche sie von dem Richard bekommen hatte. Da nun fast die bestimmte Stunde zur Versammlung gekommen war, so stellete sich Madam Catelle, weil sie glaubte, daß ihre Gegenwart ihrem Manne beschwerlich fiele, als wollte sie ein Stündgen zu einer Nachbarin gehen, und ging zum Bader, welcher sie in die finstere Stube gehen ließ. Sie legte sich augenblicklich nieder, und war kaum ins Bette, als Richard hinein kam, und sich neben sie legte. Was vor ein Vergnügen war das nicht vor Richarden, bey einer Person, welche er so heftig liebte, diese Gunst zu genüssen? Um wie viel grösser war das Vergnügen aber nicht, eine Unbarmherzige, die ihn so lange hatte schmachten lassen, auf eine so angenehme Art zu betrügen? Ob nun schon Catelle einige Ursache sich zu trösten hatte; so ließ sie doch nunmehro, da sie noch nichts gesaget, und alles geduldig gelitten hatte, ihren Zorn, den sie nicht mehr zurück halten konte, ausbrechen, weil nichts unerträglicher als die Verachtung ist. Mit wem glaubst du zu thun zu haben, du Treuloser, sagte sie zu ihm? Ich

bin

bin Catelle, und nicht die Frau, die du wohl denkest. Ist das der Lohn, du Bösewicht, vor die Liebe und Treue, die ich jederzeit vor dich gehabt habe? Nun wundere ich mich nicht mehr über dein verdrüßliches Wesen gestern Abend. Du spartest dich also vor deine Liebste. Bin ich nicht eben so schön als sie, du Ehebrecher, daß du so niederträchtig mit mir umgehest? Bey mir bist du wie Eis, wenn du aber glaubst eine andere zu haben, so bist du voller Feuer. Hast du nichts zu sagen, du Gottloser? Bist du stumm worden, da ich dir deinen Irrthum gezeiget habe? Wenn ich meiner Pflicht gemäs handeln wollte, so würde ich dir die Augen auskratzen. Richard muste alle mögliche Mühe anwenden, sich des Lachens zu enthalten, und wollte sie stillschweigend careßiren: Sie riß sich aber geschwind weg, und sagte: Hältst du mich vor ein Kind, du Bösewicht, und bildest du dir ein, daß es weiter nichts brauche, mich wieder gut zu machen, als ein bißgen careßiren? Es reuet mich, daß ich dir zu treu gewesen bin: Ich werde Mittel finden, mich zu rächen. Was hält mich ab, daß ich nicht sogleich Richarden, der so viel Liebe vor mich gehabt hat, kommen lasse, und mich vor deinen Augen, deiner Untreue wegen, durch Repressalien räche. Und da sie dieses sagte, so wollte sie aus dem Bette steigen; Richard aber hielt sie zurück: Und weil er glaubte, daß es allzu viele Folgen haben möchte, wenn er sie in ihrem Irrthume ließ, so entschloß er sich, sie daraus zu reissen. Tröstet euch, Madam, sagte er zu ihr. Ich bin Richard, und nicht euer Mann. Ich habe durch List diejenige Gunst erhalten, welche ihr meiner

Liebe niemahls habt bewilligen wollen. Catelle, die ihn an seiner Stimme sehr wohl kante, erschrack so darüber, daß sie nicht reden konnte. Nachdem sie aber ein wenig wieder zu sich gekommen war, so fing sie ihre Klagen von neuen an, und beklagte sich nunmehro über die Bosheit ihres Liebhabers so sehr, als sie sich über die Untreue ihres Mannes beklaget hatte. Richard mochte ihr vorstellen, wie er wollte, daß sie ganz und gar nicht strafbar wäre, da er blos unter dem Nahmen ihres Mannes dieses Vergnügen gekostet hätte; daß sie von seiner Verschwiegenheit versichert seyn könte, und daß die List, deren er sich bedienet hätte, blos eine Würkung seiner Hochachtung und Liebe, die er vor sie hätte, wäre. Sie war aber mit alle dem nicht zufrieden. Sie weinte recht herzlich; und da Richard durch ihr Entsetzen beweget wurde, so nahm er sie bey der Hand. Sie sagte aber zu ihm, lasset mich gehen, Grausamer, oder ich werde um Hülfe ruffen, thut das nicht, antwortete Richard. Das gröste Uebel würde auf euch zurückfallen, und wie die Leute zu urtheilen pflegen, so würde man niemahls sagen, daß ihr durch Betrug hieher gelocket worden wäret. Man würde vielmehr glauben, daß ihr Geldes halber gekommen seyd, und daß ihr böse geworden, da man euch nicht so viel hätte geben wollen, und diesen Lärm darum angefangen hättet. Wenn es über dieses euer Mann erfahren sollte, so würde er sich lediglich an euch rächen; denn ich wollte mich schon heraus reden, und wollte ihm zum wenigsten eben so viel Uebels zufügen, als er mir anthun würde. Nichts destoweniger schwamm Madam Catelle

telle vor Verdruß in Thränen; weil sie aber, so böse sie auch war, dennoch einsahe, daß Richard wahr redte, so fing sie wieder an. Lasset mich nur gehen, und haltet mich nicht, ich will nicht schreyen, ich werde aber niemahls wieder Vergnügen auf der Welt haben, ehe ich mich nicht wegen des entsetzlichen Streiches, den ihr mir gespielet habt, gerochen habe. Ihr habet erhalten, was ihr wünschet, und ich bin das Opfer meiner Einfalt und meiner Eyfersucht. Warum habet ihr mich denn noch? : : Keine Feindschaft, Madam, erwiederte Richard. Wir wollen uns versöhnen, ich beschwöre euch darum, und erlaubet mir, euch nochmahls Proben meiner Liebe zu geben. Dieses ist das erstemahl, daß ihr meinem Eyfer und meiner Beständigkeit, Gerechtigkeit wiederfahren lasset, und wolltet ihr es denn nur halb thun? Nichts als der Anfang ist schwer. Durch diese und verschiedene andere Ursachen brachte es Richard endlich dahin, daß die Schöne ihren Zorn fahren ließ. Die Liebe mischte sich in ihre Versöhnung, und es wurde alles auf die beste Art von der Welt beygelegt. Ueberdieses sagt man, daß Catelle, als sie den Unterschied zwischen dem Liebhaber und dem Manne damahls eingesehen, nachmahls so viel Liebe vor Richarden, als sie vormahls Kaltsinn und Gleichgültigkeit gehabt habe.



Als Thedald nicht mehr wie gewöhnlich von seiner Liebste caresiret wurde, so verließ er aus Verdrus Florenz, und kam einige Jahre hernach in einem Pilgrims-Habite wieder dahin zurück. Er fand Mittel, sich mit seiner Liebsten auszusöhnen, und rettete ihren Mann, der eben zum Tode verdammt werden sollte, weil er war überführet worden, daß er den Thedald umgebracht hätte.

Ein gewisser junger Florentiner von Stande, Nahmens Thedald, hatte sich in Madam Hermeline, des Aldebrandin Palermini Frau verliebt, und hatte das Glück, diejenige Gunst von ihr zu erhalten, die er verdienete.

nete. Gleichwie aber die Damen eigensinnig sind, und das Glück veränderlich ist, so änderte sich Madam Hermeline auf einmahl, und wolte ihrem Liebsten nichts mehr erlauben, auch nicht einmahl die Freyheit, sie zu besuchen, oder ihr zu schreiben, oder sonsten was sagen zu lassen. Er unterließ nichts, die Gunst seiner Schönen, welche er ohne sein Verschulden verlohren hatte, wieder zu gewinnen; da er es aber nicht so weit bringen konnte, so beschlos er, sich zu entfernen, und seiner unbarmherzigen Schöne das grausame Vergnügen, welches sie sich machte, ihn leiden zu sehen, zu entziehen. Da er sein Vorhaben niemanden, als einem seiner Freunde, vor welchem er nichts verborgen hielt, entdecket hatte, so reisete er nach Ancona, wo er den Nahmen Sandelecio annahm: Daselbst begab er sich bey einem Kaufmann in Dienste, und reisete mit ihm nach der Insel Cypern. Dieser Kaufmann fand ihn so gut nach seinem Geschmack, daß er ihm nicht allein viel Gehalt gab, sondern auch einige Zeit hernach mit ihm in Gesellschaft trat, und ihm den grösten Theil seiner Handlung anvertrauete. Er schickte sich so gut darein, und hatte viel Glück dabey, daß er sich in kurzer Zeit viel Vermögen und viel Credit erwarb. Ob er gleich weder seine Liebste, noch seine Liebe vergessen hatte, und oft Regungen empfand, die ihn Florenz wieder zu sehen, wünschen liessen, so vergingen doch sieben Jahre, ehe er den Schlus fassete, dahin zurück zu kehren. Ein ohngefährer Zufall aber brachte es endlich so weit: Denn als er eines Tages ganz tiefsinnig herum spazierte, und ein Lied, welches er ehemahls bey Gelegenheit seiner

Liebe

Liebe gemacht hatte, singen hörte, so stellten sich seiner Einbildung auf einmahl die Vorzüge der Hermeline, das Vergnügen, welches er gehabt hatte, ihr aufzuwarten, und die Vergnügungen, die er bey ihr genossen hatte, dermassen wieder vor, daß er sich augenblicklich entschloß, wieder nach Florenz zu gehen. Er ging ohne Zeitverlust zu Schiffe, und kam zu Ancona an. Von da schickte er seine Sachen nach Florenz an einen Correspondenten seines Compagnons voraus, und reisete den Tag darauf, nachdem er zuvor ein Pilgrims-Kleid angezogen hatte, nach. Er logirte sich in ein Wirthshaus, welches zwey Brüder neben der Hermeline ihrem Hause hielten, ein. Seine erste Bemühung war, vor diesem Hause hin und her zu gehen, in Hoffnung, seine Liebste zu sehen; da er aber Thüren und Fenster verschlossen fand, so glaubte er, daß sie entweder gestorben wäre, oder nicht mehr da wohnete. Er ging hierauf ganz verdrüßlich vor dem Hause seiner Brüder vorbey, und sahe sie in Trauerkleidern gehen. Ein anderer Gegenstand seines Entsetzens. Er ging dahero zu einem benachbarten Schuster, stellete sich, als wenn er was aus seiner Bude brauchte, und fragte ihn nach einem kurzen Gespräche, warum diese Leute trauerten? Der Schuster antwortete, sie trauern um ihren Bruder Thedald, welcher, nachdem er, nach einer ziemlich langen Abwesenheit, wieder hieher gekommen war, vor vierzehen Tagen ist umgebracht worden. Es deucht mich auch gehöret zu haben, setzte der Schuster hinzu, daß sie einen, Nahmens Aldobrandin Palermini, der deswegen im Gefängniß sitzt, überwiesen haben.

haben. Thedald war, wie man saget, in die Frau des Aldobrandins verliebt, und wurde von ihm, da er sich verkleidet hatte, und bey seiner Frau schlafen wollte, überfallen. Thedald war über das unglückliche Schicksal des Aldobrandins sehr betrübt, zugleich aber auch vergnügt, weil er dadurch erfahren hatte, daß seine Liebste noch lebte, und gieng, den Kopf mit tausend verschiedenen Ideen erfüllet, nach Hause, und brachte fast die ganze Nacht ohne Schlaf zu. Er wohnete im dem obersten Stockwerke, und hörete um Mitternacht aus dem Hause gehen, und sahe auch ein Licht, welches ihm von oben herunter zu kommen schien. Er stund auf, und da er ganz sachte ein kleines Gitterfenster aufgemachet hatte, so sahe er zwey Männer, welche zu einer ziemlich artigen Frau, die mit einem Lichte in der Hand da stund, ganz sachte sagten, daß Aldobrandin von dem Tode des Thedalds durch sein eigen Bekänntnis überführet worden wäre, und daß sie nichts mehr zu befürchten hätten, wenn sie nur schweigen könnten. Thedald hielt sie gleich anfangs vor seine beyden Wirthe, und zweifelte gar nicht mehr daran, als er sie ihre Stube öffnen, und hinein gehen sahe. Thedald beklagte die Ausschweifungen, denen der menschliche Verstand unterworfen ist, und hatte Mühe, zu begreifen, wie seine Brüder einen Fremden vor ihn hätten ansehen können. Er stellete sich vor, wie vielen Gefahren die Unwissenheit und das Vorurtheil die Allerunschuldigsten blos stellete, und wie verwerflich die blinde Strenge der Gesetze wäre, welche unter dem Schein, die Wahrheit an den Tag zu bringen, und

die

die Schuldigen zu bestrafen, oft machte, daß Unwahrheiten durch die Gewalt der Tortur bekennet, und die Unschuldigen unterdrückt werden. Nach diesen Ueberlegungen brachte er die Nacht vollends damit zu, daß er auf Mittel dachte, den Aldobrandin zu retten, und er glaubte welche gefunden zu haben. Da er nun meynete, daß es Zeit wäre, die Hand ans Werk zu legen, so ging er vor dem Hause der Hermeline vorbey, und da er die Thür offen fand, so ging er in einen kleinen niedrigen Saal, wo seine Liebste ganz betrübt und weinend saß. Quälet euch nicht, Madam, sagte er zu ihr, da er hinein trat. Ihr werdet bald wieder Ursache vergnügt zu seyn haben. Ihr guter Mensch, ihr seyd ein Fremder, woher wollet ihr wissen, worüber ich betrübt bin, und was mich vergnügt machen kann. Ich bin vor einem Augenblicke erstlich hier angekommen, Madam, erwiederte der Pilgrim, weil mich Gott von Constantinopel hergeschicket hat, euch zu trösten, und euren Mann aus der Gefahr, worinne er ist, zu reissen. Die Dame, welche den Leuten, die mit Offenbahrungen umgiengen, nicht trauete, antwortete ihm: Woher wisset ihr denn, da ihr so weit herkommt, wer wir sind? Urtheilet darüber aus dem, was ich euch sagen werde: Und hierauf erzählete er ihr die ganze Begebenheit ihres Mannes, sagte ihr, wer sie wäre, wie lange sie verheyrathet wäre, und verschiedene andere besondere Umstände, welche machten, daß sie ihn vor einen Mann Gottes hielt. Hermeline warf sich also zu seinen Füssen und sagte zu ihm, daß keine Zeit zu verliehren wäre, wenn er gekommen wäre, ihren Mann

zu

zu befreyen. Der Pilgrim hub sie auf, und sagte zu ihr: Gebet wohl Achtung auf das, was ich euch sagen werde, Madam, ihr dürfet aber niemahls etwas davon sagen. Gott hat mir offenbahret, daß eine Sünde, die ihr ehemahls begangen habt, euch dieses traurige Schicksal zugezogen habe, und wenn ihr es nicht wieder gut macht, so werdet ihr nicht so bald aus diesem verdrüßlichen Handel heraus seyn, als ihr wieder in einen andern fallen werdet. Ich habe viel Sünden begangen, erwiederte die Dame, aber, heiliger Mann, saget mir doch diejenige, von der ihr redet, ich werde alles thun, was mir möglich ist, sie auszubüssen. Habet ihr nicht etwa einen Liebsten gehabt, sagte hierauf der Pilgrim? Die Dame wunderte sich über diese Frage um so viel mehr, weil sie nicht glaubte, daß es jemand wüste, ob schon der Freund des Thedalds, der einzig und allein davon wuste, den Abend, da der falsche Thedald war umgebracht worden, unvorsichtiger Weise einige Worte davon hatte fahren lassen. Sie seufzete also und sagte: Ich sehe wohl, daß euch GOtt alle Geheimnisse offenbaret, dahero würde es zu nichts dienen, wenn man euch etwas verheelen wollte. Ich habe den unglücklichen Thedald geliebet, den mein Mann umgebracht haben soll; Ich beweine seinen Tod täglich, und ich gestehe euch, daß, ohngeachtet der Grausamkeit, mit welcher ich ihm zum Schein begegnete, weder seine lange Abwesenheit, noch sein trauriger Tod ihn mir aus meiner Seele nicht haben reissen können. Thedald, den euer Mann umgebracht haben soll, erwiederte der Pilgrim, ist nicht der Thedald, den ihr geliebet habt: Aber saget

mir

mir doch, Madam, wenn ihr wollet so gut seyn, was euch euer Liebster gethan hatte, daß ihr ihm so grausam begegnetet? Ganz und gar nichts, antwortete die Schöne; da ich aber einsmahls bey einem verfluchten Mönche beichtete, dem ich die Liebe, die ich zu Thedalden hatte, und die Gunst, welche ich ihm bezeigte, sagen muste, so versicherte er mich, wenn ich nicht so gleich diesen Umgang unterlassen würde, daß ich ewig davor in den greulichen Flammen der Hölle würde brennen müssen; dieses erschreckte mich dermassen, daß ich auf einmahl mit Thedalden brach. Er gerieth darüber in einen so traurigen Zustand, daß mein Entschlus, wenn er ausgehalten hätte, seiner Liebe niemahls würde haben widerstehen können; Er überließ sich aber seiner Verzweiffelung, und ging fort. Dieses ist die Sünde, Madam, fing der Pilgrim wieder an, welche die Ursache eurer jetzigen Betrübnis ist. Ich weiß zuverläßig, daß euch Thedald keine Gewalt anthat. Ihr fandet, daß er liebenswürdig war, und ihr liebtet ihn aufrichtig. Ihr ginget so gut mit ihm um, daß ihr ihn nöthigtet, euch tausendmahl mehr zu lieben, als er zuvor gethan hatte. Dennoch brachet ihr auf einmahl mit ihm eines Gewissenszweifels wegen, welchen ihr zuvor hättet betrachten sollen. Ihr hattet ihm euer Herz geschenket; er betrachtete es als einen Schatz, der ihm zugehörete, und dem ohngeachtet nahmet ihr es ihm wieder. Dieses ist eine Art eines Raubes. Was nun euren Beichtvater anbetrift, so bin ich selbst ein Mönch, und kenne diese Herren besser, als ihr sie bisher gekannt habt. Die Zeit verderbet die besten

Sachen,

Sachen, und je vortreflicher eine Sache ist, je schlimmer sie wird, wenn sie verdirbet. Vor diesem waren die Mönche heilige Leute; heut zu Tage aber haben die meisten nichts heiliges an sich als ihre Kleider, und dennoch sind sie von denen, welche sie Anfangs hatten, sehr unterschieden. Jene waren grobe Säcke, sehr enge, diese aber sind von feinen Tuche und sehr weit. Vor Alters liessen sich die Mönche nichts so sehr angelegen seyn als die Seeligkeit der Menschen, die jetzigen aber stellen nur den Weibern und den Reichthümern nach. Sie haben tausend Mittel erfunden, die Unwissenden zu erschrecken, und den Heuchlern weiß zu machen, daß man Vergebung der Sünden durch Allmosen und Messen, die man ihnen bezahlen muß, erhalten könne. Auf diese Art haben sie Mittel gefunden, sich auf Unkosten des gemeinen Wesens zu bereichern; und weil sie wissen, daß ihr Ueberflus dadurch erhalten werde, wenn die Privatleute arm sind, so ist nichts; was sie nicht thun und sagen, sie von den Reichthümern loszumachen, damit sie alleine Besitzer davon bleiben. Wenn man ihnen vorwirft, daß sie das, was sie predigen, selbst nicht thun, so glauben sie sich genug verantwortet zu haben, wenn sie sagen, thut das, was wir sagen, und nicht was wir thun; dieses heisset: Füllet unsere Beutel, vertrauet uns eure Geheimnisse, seyd keusch, geduldig, vergebet die Beleidigungen, redet von niemand Uebels. Was ist aber nach eurer Meynung der Zweck dieser Ermahnung? Dieser ist es, daß sie alleine die Laster, welche den Tugenden, wovon wir jetzt geredt haben, entgegen gesetzt sind, begehen können, welches aber

so leichte und so sicher nicht geschehen könnte, wenn sich Privatpersonen darein mengten. Wer siehet nicht ein, daß die Mönche ohne Geld nicht lange boshaft seyn würden? Und wie könnten sie welches haben, wenn es die Weltlichen in Wollüsten durchbrächten. Alsdenn müste man arbeiten, und die Faulheit, welchem Laster die Mönche doch sehr ergeben sind, verbannen. Wenn Privatleute sich an die Weiber hängen, so müssen sich die Mönche davon los reissen. Wenn jene nicht geduldig sind, und die angethanen Beleidigungen vergeben, so werden sich diese nicht unterstehen, ihre Familien zu entehren. Wenn die Mönche so heilig sind, als sie scheinen wollen, warum folgen sie nicht dem Exempel JEsu Christi, welcher mit der Ausübung anfing, und hernach lehrete? Diejenigen, welche auf der Canzel am heftigsten wider die Hurerey eyfern, sind die ersten, welche, ich will nicht sagen die weltlichen, sondern so gar die Nonnen verführen, und ich kenne ihrer tausend von diesem Charakter, wenn es eine Sünde ist, einem Liebhaber zu willfahren, so ist es eine noch viel grössere, ihn umzubringen. Die erste ist eine Erbsünde, die andere aber ist eine Sünde, welche aus einem bösen Herzen herkomt. Wenn ihr euren Liebhaber auch schon nicht umgebracht habt, so habt ihr doch alles gethan, was den Tod verursachen könnte, und weil ihr folglich die Ursache seines Todes oder seines Elendes gewesen seyd, so seyd ihr eben so strafbar, als wenn ihr ihn selbst getödtet oder ins Elend verwiesen hättet, wir wollen aber weiter gehen. Verdiente denn Thedald, daß ihr ihm so begegnetet?

gnetet? Hättet ihr ihn nicht, da er euch als sein Leben liebte, zum wenigsten ein bißchen lieben sollen? Er besaß Verdienste, war von guten Eltern, höflich, jung und sahe wohl aus; dennoch hatte euch ein Scheinheiliger, wider einen galanten Menschen, dessen Stelle er vielleicht einnehmen wolte, kaum was vorgebracht, als ihr so gleich ohne Ursache mit ihm brachet. Ihr seyd daher bestraft worden. Ihr habet Thedalden ohne Ursache wollen sterben lassen, und euer Mann ist in Gefahr, unschuldig das Leben, Thedalden wegen zu verliehren. Wenn ihr also euren Mann retten wollet, so müsset ihr das Unrecht, welches ihr eurem Liebhaber angethan habt, verbessern. Ihr müsset ihm, wenn er wieder kommt, eure Gunst wieder schenken, und müsset ihn lieben so, wie ihr vormahls gethan habt. Ich erkenne mein Unrecht, antwortete Hermeline, und ich wolte wünschen, daß ich im Stande wäre, es verbessern zu können: Aber Thedald ist todt. Thedald ist nicht todt, antwortete der Pilgrim, und ihr werdet ihn sogleich lebendig wieder sehen, so bald ihr ihm eurer Herz wieder schenken werdet. Ihr irret euch, ehrwürdiger Vater; ich habe Thedalden, mit vielen Stichen verwundet, in meinen Armen gehabt. Ich habe sein Gesichte mit meinen Thränen benetzet, und dieses hat mir so gar einige Schmachreden zugezogen. Wolte Gott, er lebte! Seine Gegenwart würde mir nicht weniger Freude als die Freyheit meines Mannes verursachen. Nunmehro glaubte Thedald, daß es Zeit wäre, sich zu erkennen zu gegen; er überreichte ihr also einen Ring, welchen sie ihm zu der Zeit, da er noch in ihrer Gunst gestanden,

 gegeben

gegeben hatte, und fragte sie, ob sie diesen Ring kennte. Ich kenne ihn sehr wohl, erwiederte sie seufzend. Dieses ist ein Ring, welchen ich Thedalden gegeben habe. Es ist Thedald selbsten, der ihn euch überreichet, Madam. Kennet ihr ihn nicht mehr? Und indem er dieses sagte, so warf er seine Pilgrimskleider von sich. Hermeline glaubte einen Menschen aus der andern Welt vor sich zu sehen, und wolte fliehen; aber Thedald hielt sie zurück und sprach ihr ein Herz ein. Die Schöne war einige Zeit in Unruhe; endlich aber glaubte sie seine Stimme zu kennen, und da sie seine Gesichtsbildung wohl untersuchet hatte, so zweifelte sie nicht mehr, daß es Thedald sey. Es würde schwer fallen, die beyderseitigen Liebesbezeugungen auszudrücken: Und da die ersten Empfindungen vorbey waren, so verschob Thedald das übrige auf eine andere Zeit, weil wegen der Freyheit des Aldobrandins keine Zeit zu verliehren war, welchen er mehr mit Todes-Gedanken als Hofnung zum Leben erfüllet fand. So bald ihn der Gefangene sahe, so glaubte er, daß es sein Beichtvater wäre, welchen man ihm schickte. Ich habe Mitleiden mit eurer Unschuld gehabt, Aldobrandin, sagte Thedald zu ihm, und bin hergekommen, euch die Freyheit zu verschaffen. Nur eins verlange ich von euch, dieses bestehet darinne, daß ihr euch, wenn ich eure Unschuld werde gezeiget haben, mit den Brüdern des Thedalds, eurer Gegenparthey, aufrichtig versöhnet, da sie euch blos darum in diesen Handel verwickelt haben, weil sie glaubten, daß ihr an dem Tode ihres Bruders schuld wäret. So angenehm auch

das

das Vergnügen der Rache ist, antwortete Aldobrandin, so will ich demselben doch eines so großmüthigen Freundes wegen, gern entsagen. Ich will alles thun, was ihr verlanget, und will ihnen sogleich von ganzem Herzen verzeihen. Ich bin ganz und gar unschuldig an dem Verbrechen, weswegen ich angeklaget worden bin: Die Vorsehung aber hat vor gut befunden, mich anderer Sünden wegen, die ich begangen habe, und deren Anzahl nicht klein ist, auf diese Art zu bestrafen. Der Pilgrim, der mit dieser Antwort zufrieden war, ermahnete ihn, guten Muth zu schöpfen, und versprach ihm, daß der morgende Tag nicht vergehen würde, ohne daß er eine angenehme Nachricht erhalten solte.

Als er aus dem Gefängnisse ging, so ging er zu einem von den Richtern, welches ein verständiger und billiger Mann war, und sagte zu ihm: Ich bin überzeugt, mein Herr, daß es euch leid thun würde, wenn ihr den Unschuldigen vor den Schuldigen bestrafet; und dieses macht, daß ich mir die Freyheit nehme, hierher zu kommen, und euch zu sagen, daß Aldobrandin an dem Tode des Thedalds ganz und gar nicht schuldig ist, und euch die wahren Mörder anzugeben. Der Richter, der von dem Verbrechen des Aldobrandins nicht allzuwohl überführet war, und mit Verdruß sahe, daß die übrigen Richter fast alle ihre Stimmen zu seinem Tode gaben, war vergnügt, als er den Mönch so reden hörete. Er fragte ihn, und da er vernahm, was der Pilgrim die vorige Nacht gehöret hatte, so gab er Befehl, die zwey Wirthe des Pilgrims ins Gefängniß zu bringen. Man hatte nicht nöthig,

 sie

sie auf die Tortur zu bringen. Sie bekannten ihren begangenen Mord, weswegen Aldobrandin durch einen blossen Verdacht der Eyfersucht war verdammet worden. Als dieses geschehen war, so nahm Thedald Abschied von dem Richter, und ging wieder zu seiner Liebste, welche ihn mit Ungeduld erwartete, und befohlen hatte, sie alleine zu lassen. Er erzählete ihr den guten Fortgang seiner Bemühung, und versicherte sie, daß ihr Mann morgen seine völlige Freyheit erhalten würde. Damit sie nun über diese angenehme Nachricht recht vergnügt seyn möchte, so behielt sie ihn die Nacht bey sich. Als es anfing Tag zu werden, so redete er mit seiner Liebste ab, was vor einen Ausgang er dieser Comödie geben wolte, bath sie, die Sache heimlich zu halten, und ging aus, zu vernehmen, wie es mit dem Aldobrandin stünde. Als die Herren des Raths von der Unschuld des Beklagten vollkommen überzeuget waren, so liessen sie ihn in Freyheit setzen. Wenige Tage hernach wurden die Schuldigen verurtheilet und abgethan. Jederman erfuhr so gleich, daß die Freyheit des Aldobrandins ein Werk des Pilgrims wäre. Die Verwandten kamen in ihren Ehren-Kleidern, sich bey ihm zu bedanken; er wurde bey dem Aldobrandin tractiret und geliebkoset, vornehmlich aber von Madam Hermeline, welche die Sache besser, als die andern verstund.

Da nun viele Tage mit Vergnügen waren hingebracht worden, so erinnerte der Pilgrim seinen Wirth, sich mit den Brüdern des Thedalds, versprochener masen auszusöhnen, welche über eine so jählin-

ge Veränderung in der äussersten Bestürzung waren. Aldobrandin antwortete, daß er bereit wäre, alles zu vollbringen, was er anordnen würde. Ihr müsset, sagte der Pilgrim, morgen Gasterey halten, und durch mich die Brüder des Thedalds nebst ihren Weibern einladen lassen, welchen ich den Vortrag des Vergleiches thun werde. Da ihn Aldobrandin alles thun ließ, was er wolte, so ging er zu seinen Brüdern, und brachte solche gute Bewegungsgründe vor, daß sie dem Aldobrandin nicht abschlagen konten, da er sich mit ihnen versöhnen wolte, des andern Tages zu Mittage mit ihren Weibern zu ihm zu Tische zu kommen. Alles erschien in Trauer-Kleidern; die Versöhnung wurde nach Wunsch vollbracht, und ein jeder that sein mögliches, den andern an Höflichkeit zu übertreffen. Die Mahlzeit wurde eben so gut vollbracht, als die Aussöhnung, ein gewisses Stillschweigen ausgenommen, welches von den schwarzen Kleidern herrührete, die der Pilgrim anzuziehen befohlen hatte, welches aber gar nicht nach dem Geschmack der Damen war. Er vertrieb jedoch diese kleine Unordnung durch die Freude, die er der Gesellschaft machte, da er sich ihr zu erkennen gab. Um diese Freude vollkommen zu machen, meine Herren, und Damen, fehlete weiter niemand, als Thedald. Er ist bey euch, und ihr kennet ihn nicht. Ich will ihn euch so gleich zeigen, und indem er dieses sagte, so legte er seinen Pilgrims-Habit ab, und blieb im blossen Latze da stehen. Alle mit einander schienen darüber verwundert zu seyn. Ein jeder sahe ihn aufmerksam an, und ein jeder trau-

ete seinen Augen nicht. Endlich aber glaubten sie alle, daß er es wäre, nachdem er seine Begebenheit erzählet, von den Verwandten ausführlich geredet, und verschiedene andere Sachen gesagt hatte, welche niemand als er wissen konte. Seine Brüder und seine Schwestern wurden erweichet, und liefen, ihn zu umarmen, Aldobrandin und die andern thaten desgleichen. Die Weiber fielen ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, nur Hermeline alleine blieb kaltsinnig und ruhig. Ihr Mann war darüber bestürzt, und da er es ihr öffentlich verwiesen hatte, so sagte sie zu ihm, daß niemand wäre, der ihm lieber Liebkosungen erweisen möchte als sie, und mehr Ursache hätte als sie, weil sie ihm, ihren Mann, den sie als ihr Leben liebte, schuldig wäre; daß sie aber die üble Nachrede, welche man damahls geführet, als sie den falschen Thedald beweinet hätte, nöthigte, die Empfindung ihrer Wohlgewogenheit und Erkäntlichkeit zurück zu halten. Das ist eine schöne Ursache, erwiederte Aldobrandin. Ich habe ihm meine Freyheit zu verdanken, und dieses machet die Verläumder beschämt. Beobachtet eure Schuldigkeit, ich bitte euch, und bekümmert euch um das übrige nicht. Hermeline wolte es eben so hören, und hierauf umarmte sie Thedalden, und erzeigte ihm tausenderley Freundschaft. Ein jeder war mit dem Aldobrandin zufrieden, und die beyderseitigen Höflichkeiten stelleten das gute Vernehmen zwischen dem Hause des Thedalds und des Aldobrandins völlig wieder her. Thedald ließ die Trauerkleider ablegen, und die Gasterey, welche sich mit Betrübnis

an=

angefangen hatte, endigte sich mit Freude und Vergnügen. Thedald tractirte den Tag darauf, und so wurden viele Tage hinter einander mit Gastereyen und Lustbarkeiten zugebracht. Nachgehends lebte Thedald mit seiner Liebste vollkommen vergnügt, ohne daß sie sich weiter von einem Mönche einreden ließ, ihm keine Liebe zu erweisen.





Tancred läst den Liebhaber seiner Tochter umbringen, und schickt ihr dessen Herz in einem goldenen Kelche: worauf sich die Prinzeßin mit Gifte hinrichtet.

Tancred, ein Prinz von Salerno, hatte eine einzige Tochter, welche er so sehr liebte, daß er alle mögliche Mühe von der Welt anwenden muste, in ihre Heyrath mit dem Herzoge von Capua zu willigen, weil er sich nicht entschlüssen konte, sie aus den Augen zu lassen. Sie wurde fast eben so bald zur Wittwe, als sie verheyrathet war, und kam ohnverzüglich wieder zu ihrem Vater zurück. Diese Prinzeßin hieß Sigis-

gismunde, war jung, schön, und hatte eine grosse und erhabene Seele. Ihr Vater, welcher sie jederzeit mit gleichem Eyfer liebte, und viel Mühe zu dem Entschlusse gebrauchet hatte, sie das erstemal zu verheyrathen, nahm sich wohl in Acht, ihr von einer zwoten Heyrath zu sagen. Sie hingegen hielt es vor unanständig, ihm ihre Neigung zu erkennen zu geben. Da sie also keinen Gemahl haben konte, so entschloß sie sich, sich einen Liebhaber zu erwählen. Nachdem sie alle Cavaliers an dem Hofe ihres Vaters betrachtet hatte, so fand sie keinen, der ihr besser gefiel, als ein junger Hofmann, Nahmens Guichard, welches ein Cavalier von ziemlich niedriger Geburth war; der aber davor desto mehr Tugend und Verdienste besaß; Eigenschaften, welche die Schöne allen andern vorzog. Da sie oft Gelegenheit hatte ihn zu sehen, und in einem Augenblicke das innerste eines Menschen erkennen konte, so wurde sie in kurzer Zeit so verliebt in ihm, daß sie sich nicht enthalten konte, ihn öffentlich zu lieben. Als der Cavalier, der kein Neuling war, merkte, daß ihn die Prinzeßin mit günstigen Augen ansahe, so lag sie ihm beständig in den Gedanken. Sie liebten einander alle beyde, und wusten doch nicht, wie sie es einander entdecken solten. Die Prinzeßin fand Gelegenheit, es ihm, vermittelst eines Rohrs, welches sie ihm schenkte, zu erkennen zu geben, worinne ein Brief war, der ihm anzeigte, was er den folgenden Tag thun solte. Als der Cavalier nach Hause gekommen war, so glaubte er, daß ihm Sigismunde dieses Rohr nicht ohne Ursache gegeben hätte. Er betrachtete es, und fand, daß es gespalten

war,

war, er eröfnete es dahero, und sahe endlich den Brief. Er begrif sehr leichte, was sie damit sagen wolte, und war so vergnügt darüber, als nur ein Mensch seyn kan.

An einer Ecke des Palasts war ein alter Keller, der in den Fels gehauen war, worein das Licht durch ein Kellerloch, welches mit vieler Mühe in den Fels gemacht worden war, fiel, und worüber Sträucher und Dornen gewachsen waren, weil man schon seit langer Zeit sich dieses Kellers nicht mehr bedienete. Man ging auf einer Treppe hinein, welche auf eine Kammer, an der Prinzeßin ihrem Zimmer, stieß. Diese Treppe war so wenig im Gebrauch, daß sich derselben niemand mehr erinnerte. Die Liebe aber machte, daß Sigismunde daran dachte. Sie öfnete mit vieler Mühe eine grosse Thüre, und da sie den Keller betrachtet, und das Loch gesehen hatte, so ließ sie ihrem Liebsten sagen, daß er sich bemühen solte, dadurch herunter zu kommen. Als Guichard durch seine Liebste von der Höhe des Lochs benachrichtiget worden war, so knüpfte er in gewisser Entfernung Knoten in ein Seil, damit er daran auf- und absteigen konnte, wickelte sich in einen ledernen Mantel, um vor den Dornen sicher zu seyn, band ein Ende des Seils an einen Baum an, und stieg die folgende Nacht durch dieses Loch in den Keller. Da es Tag worden war, so entfernte die Prinzeßin ihre Fräuleins, holete ihren Liebsten, und führete ihn in ihr Zimmer, wo sie den grösten Theil des Tages, ohne unterbrochen zu werden, mit allen möglichen Vergnügungen, die man in der Liebe schmecken kan, zubrachten. Nachdem

dem sie mit einander abgeredet hatten, wie sie einander inskünftige auf eben die Art sprechen könten, so führete die Prinzeßin den Cavalier wieder in den Keller zurück, und da sie die Thüre wieder zugeschlossen hatte, so ging sie zu ihren Fräuleins. Guichard erwartete die Nacht, und machte sich aus seinem Loche auf eben die Art wieder heraus, als er hinein gekommen war. Das unbeständige Glück aber konte die süssen Vergnügungen dieser Liebenden ohne Eyfersucht nicht ansehen. Der Prinz kam bisweilen allein in das Zimmer seiner Tochter und vertrieb sich einige Zeit in ihrer Gesellschaft. Da nun Sigismunde eines Tages mit ihren Fräuleins in einem ihrer Gärten war, so ging Tancerd, ohne weder gesehen noch gehöret zu werden, in das Zimmer seiner Tochter. Er fand die Fenster zugemacht, und die Vorhänge des Bettes herunter gelassen, und nachdem er sich auf ein Küssen gesetzet, und den Kopf an das Bette angeleget und sich mit dem Vorhange zugedecket hatte, gleich als wenn er sich hätte verstecken wollen, so schlief er da ein. Da die Prinzeßin wuste, daß ihr Liebster an dem bestimmten Orte war, so schlich sie sich von ihren Fräuleins, holete ihn aus dem Loche, führete ihn in ihr Zimmer, und legten sich wie gewöhnlich ohne weitere Untersuchung alle beyde ins Bette. Nachdem Tancred einige Zeit geschlafen hatte, so wachte er auf, und hörete dieser verliebten Handlung zu. Sein Verdrus war so gros darüber, daß er willens war Leute zu ruffen: Er besaß aber doch so viel kaltes Blut, daß er überlegte, daß das Beste wäre, keinen Lärm zu machen, sondern sich

in

in der Stille zu rächen. Die Verliebten waren ziemlich lange bey einander, ohne daß sie den Prinz wahrnahmen; da sie endlich von einander schieden, so kehrte Guichard wieder in sein Loch, und die Schöne in den Garten zurück. Der Prinz, so alt er auch war, stieg durch ein Fenster, und begab sich, ohne von jemand gesehen zu werden, auch hinweg. Die folgende Nacht stellete er Wache aus, und ließ Guicharden, da er mit seinem ledernen Mantel aus dem Loche kam, fangen. Man führte ihn zum Prinzen, der ihm tausend Verweise gab, und weinend zu ihm sagte, daß die Gütigkeiten, welche er ihm erzeiget hätte, die Schmach, die er ihm vor seinen Augen angethan hätte, nicht verdieneten. Guichard entschuldigte sich mit weiter nichts als mit der Gewalt der Liebe, welche keinen Oberherrn erkennete; er wurde aber auf Befehl des Prinzen genau bewachet. Den Morgen darauf ging er, seiner Gewohnheit nach, in das Zimmer seiner Tochter, welche von dem Vorfalle noch nichts wuste, und sagte weinend zu ihr. Meine Tochter, ich habe auf eure Tugend und auf eure Ehrbarkeit so viel gerechnet, daß es mir niemahls im Sinn würde gekommen seyn, daß ihr fähig wäret, euch, ich will nicht sagen, einem der vornehmsten, sondern so gar einem Menschen, der weit unter eurem Stande ist, zu ergeben. Ist es möglich, daß ihr euch, da so viel brave Leute an meinem Hofe sind, zum besten des Guichards, eines Menschen von sehr schlechten Herkommen, und den ich aus dem Staube erhoben habe, erkläret habet? Mein Mißvergnügen ist in Ansehung eurer, eben so gros als meine Verwirrung. Ich weiß nicht,

was

was ich mit euch machen soll. Die Liebe, welche ich jederzeit vor euch gehabt habe, redet bey mir zu eurem Besten, und die Schande, die ihr mir gemacht habt, fodert mich zur Rache auf. In Ansehung des Guichards bin ich nicht in eben der Ungewißheit, ich habe ihn, da er aus dem Kellerloche gekommen ist, fangen lassen, und werde ihn meinem gerechten Zorne aufopfern. Ehe ich aber weiter was vornehme, so möchte ich doch wissen, was ihr darauf zu sagen hättet.

Da Sigismunde sahe, daß ihr Liebeshandel entdecket, und Guichard gefangen war, so hatte sie bald ihren Schmerz durch Thränen ausbrechen lassen; es sind dieses in der That schwache Waffen, die bey dem schönen Geschlechte mehr als zu gewöhnlich sind. Weil sie aber ein grosses Herz hatte, so überwand sie diese Regung der Schwachheit: Und da sie einsahe, daß ihr Liebster verlohren war, so beschloß sie, weder vor sich zu bitten, noch ihren Liebsten zu überleben. Ich will nicht läugnen, mein Herr, und will euch auch um nichts bitten, antwortete sie, nicht etwa als eine betrübte Frau, oder als eine, die einen Fehler begangen hat; sondern mit trockenen Augen, und mit einer ruhigen und gesetzten Mine. Ich will weder eure Gnade noch eure Liebe zu meinem Besten erregen. Alles, was ich thun muß, ist dieses, daß ich meine Ehre vertheidige, und mich nachgehends meiner Herzhaftigkeit überlasse. Ich habe Guicharden geliebet und liebe ihn noch. Ich werde ihn auch, so lange ich lebe, welches nicht gar zu lange währen wird, lieben; ja, wenn man nach dem Tode liebet, so sage ich euch, daß ich ihn auch alsdenn noch lieben werde. Die Tugend des

Gui-

Guichards und eure Verweigerung, mich wieder zu verheyrathen, haben an dieser Liebe mehr Antheil gehabt, als die Schwachheit des weiblichen Geschlechtes. Da ihr weder von Eisen noch von Erz seyd, so hättet ihr euch leicht einbilden können, daß ich auch nicht davon wäre. Ich bin verheyrathet gewesen, und bin noch jung, solte man sich einbilden, daß ich einer so natürlichen Neigung hätte widerstehen können. Nicht der ungefähre Zufall hat gemacht, daß ich mich zum Besten des Richards entschlossen habe: Ich habe ihn allen andern mit Ueberlegung vorgezogen, und seine Verdienste sind seine Vorsprecher gewesen. Die Thorheit des menschlichen Verstandes hat den Unterschied unter den Menschen aufgebracht. Wenn Guichard nicht von hoher Geburt ist, so kann ich nicht davor, sondern es ist ein Fehler des Glücks. Zur Zeit Adams waren wir alle gleich, und die Tugend hat eigentlich angefangen einen Unterschied unter den Menschen zu machen. Diejenigen, welche am meisten damit begabet waren, wurden die edelsten genennet: Die Verderbnis des menschlichen Herzens aber, hat nachgehends dieses Gesetz geändert, welches sich anjetzo nur noch in der Natur der guten Sitten befindet. Es ist also ausgemacht, wenn man vernünftig reden will, daß je mehr Tugend man hat, je edler man ist. Ihr werdet mir dahero leicht einräumen, wenn ihr die Sache ohne Vorurtheil nur ein wenig untersuchen wollet, daß Guichard der edelste von eurem Hofe ist. Eure Worte so wohl als meine Augen haben ihm dieses Zeugnis gegeben. Ihr habt Guicharden mehr als jemanden gelobet, und da mir

daran

daran gelegen war, ihn genau kennen zu lernen, so habe ich mich durch mich selbst überzeuget, daß ihr ihm nicht zu viel beygeleget hattet; Wenn ich mich demnach geirret habe, so seyd ihr an meinem Irrthume schuld. Mit mehrerm Rechte könnet ihr mir die Armuth des Guichards vorwerfen: allein dieses würde ein Verweis seyn, der auf euch selbst zurück fiele, weil ihr einen Menschen von so besondern Verdiensten nicht bereichert habt. Arm seyn aber hindert nicht edel zu seyn; was würde sonst aus dem Adel der Könige und Prinzen des Alterthums, die arm gewesen sind, werden. Die Reichthümer vergehen und kommen wieder. Mancher der vor diesem die Schafe gehütet und das Feld gebauet hat, ist anjetzo reich; und mancher ist anjetzo auf dem Gipfel der Hoheit und des Glücks, der in kurzen wieder in den Hirten-Stand wird gesetzet seyn. Anlangend das, was ihr mit mir machen sollet, so weiß ich euch nichts darauf zu antworten; Folget eurer Neigung; Ich habe keine Bitte an euch zu thun, euch zu verhindern, daß ihr eure Hände nicht mit meinem Blute besudelt, wenn ihr es zu thun beschlossen habt. Vielleicht werde ich euch der Mühe ersparen: zum wenigsten kann ich euch versichern, daß ich dem Schicksale des Guichards folgen werde. Weinet also nicht mehr, und lasset uns alle beyde umbringen, wenn ihr glaubet, daß wir es verdienet haben.

Der Prinz wuste, daß seine Tochter Muth besaß; da er aber nicht glaubte, daß sie auf ihrem Vorsatze beharren, und das, was sie gesaget hatte, thun würde, so war er kaum von ihr weg, als er Guicharden

erwürgen ließ. Man riß ihm das Herz aus dem Leibe, und nachdem es der Prinz in einen goldenen Becher geleget hatte, so schickte er es seiner Tochter, und ließ ihr zugleich sagen, euer Vater schicket euch dieses Geschenke, euch über den Verlust dessen, was ihr am meisten liebet, zu trösten, gleichwie ihr ihn über den Verlust dessen, was er am meisten liebte, getröstet habet. Da Sigismunde voraus gesehen hatte, was geschehen würde, so hatte sie von der Wurzel gewisser Kräuter einen Gift gemacht, ihn im Fall der Noth parat zu haben. Sobald sie das Geschenk gesehen, und das Compliment, welches ihr ihr Vater machen ließ, gehöret, so zweifelte sie gar nicht mehr, daß dieses das Herz ihres Liebsten wäre. Mein Vater hat, sagte sie zum Ueberbringer, diesem Herzen ohne daran zu denken, ein Begräbnis gegeben, welches es verdienete. Ich habe jederzeit wahrgenommen, daß er Freundschaft vor mich habe, anjetzo aber lässet er es mir durch die Ehre, welche er diesem Herzen anthut, mehr als jemals merken. Danket ihm von meinet wegen, und saget ihm, daß dieses das leztemal seyn würde, daß ich mich bey ihm bedankte. Indem sie dieses sagte, so küssete sie das Herz ihres Liebhabers unzählige mal, und stellete sich dabey so kläglich an, daß alle ihre Fräuleins, welche nicht wusten, was es mit diesem Herzen vor eine Bewandnis hatte, noch was aus dieser traurigen Historie werden sollte, bestürzt und erschrocken waren. O du Herz, welches mir so viel Vergnügen gemacht hat, sagte die Prinzeßin! Dein Lauf ist vollendet: Nun bist du von allem Elend und Unglück des Lebens befreyet. So

gar

gar dein Feind hat geglaubet, daß du ein goldenes Grab verdientest. Es ist weiter nichts mehr übrig, sein Begräbnis zu vollenden, als die Thränen derjenigen, welcher dein Leben so viel Freude verursachte. Unbarmherziger Vater! Ich hatte beschlossen, ruhig und mit trockenem Auge zu sterben: Ich kann aber den zärtlichen Regungen, welche das schönste unter allen Herzen erwecket, nicht widerstehen. Du Herz, welches alle meine Annehmlichkeiten ausmachte! Wenn dir meine gerechten Thränen die Verehrung, welche ich dir schuldig bin, werden erzeiget haben, so werde ich dir in die andere Welt nachfolgen. Dieses ist der Weg alles Fleisches, und meine Pflicht verbindet mich, ihn in deiner Gesellschaft zu thun. Nachdem sie nun überflüssig geweinet, und alle ihre Fräuleins, welche ihr möglichstes sie zu trösten thaten, dadurch zum weinen beweget hatte, so ließ sie sich den Gift bringen, that ihn in einen Becher, und nachdem sie ihn mit ihren Thränen benetzet hatte, so trank sie ihn mit einer gesetzten Mine hinter, und warf sich augenblicklich darauf aufs Bette, ohne den Becher und das Herz ihres Liebsten, welches sie an das ihrige fest angedrückt hielt, zu verlassen. Da der Prinz hiervon durch eine von den Fräuleins war benachrichtiget worden, so lief er, weil er das, was erfolgte, vermuthete, geschwind in ihr Zimmer; es war aber schon ein wenig zu späte. Er konnte sie in einem so traurigen Zustande, ohne seine Liebe durch Thränen ausbrechen zu lassen, nicht sehen: Dahero sagte die Prinzessin mit sterbender Stimme zu ihm: Mein Vater, vergiesset keine Thränen über mich, sie helffen

mir nichts, und ich verlange sie auch nicht. Wenn ihr aber noch ein wenig Neigung zu mir habt, so schlaget mir die letzte Gnade, warum ich euch bitte, nicht ab, diese bestehet darinne, daß ihr mich mit Guicharden öffentlich begraben lasset, weil ihr nicht gewollt habt, daß ich bey meinem Leben mit ihm ins geheim habe leben sollen. Der Prinz war so betrübt, daß er ihr nicht antworten konte, sondern ging fort. Er war kaum hinaus, als die Prinzeßin, da sie die Vorbothen des Todes merkte, und das Herz ihres Liebhabers an das ihrige drückte, von ihren Fräuleins Abschied nahm und gleich darauf verschied. Niemahls ist wohl ein Schmerz grösser gewesen, als der, welchen der Prinz empfand. Er bereuete seine Grausamkeit, aber zu späte, und ließ die Verliebten mit grosser Pracht in ein Begräbnis setzen; eine Pracht, die um so viel mehr traurig war, weil der Hof und die Stadt das traurige Schicksal dieser unglücklich Verliebten beweinete.

Bege-



Begebenheiten dreyer Schwestern, und ihrer Liebhaber.

Zu Marseille war ein reicher Kaufmann, Nahmens Narnald Cluade, ein Mann, der zwar von niedriger Geburth, dennoch aber voller Ehrlichkeit und Treue war. Seine Familie war zahlreich, und unter andern Kindern hatte er drey Töchter, wovon die jüngste 14 Jahr alt war. Man war im Begrif, sie zu verheyrathen, und man wartete nur, bis ihr Vater, welcher seiner Handelsaffairen halber in Spanien war, zurück kommen würde. Eine von diesen Töchtern

hieß Nannette, die andere Magdalene, und die dritte Bertelle. Ein junger Cavalier, Nahmens Restagnon, liebte Nannetten, und wurde auch wieder von ihr geliebet. Restagnon hatte wenig Vermögen; da aber dieser Mangel durch sein gutes Ansehen, und durch seinen Witz ersetzet wurde, so hatte er das Herz seiner Schöne zu gewinnen gewust, und einige Gunst von ihr voraus erhalten. Während daß Restagnon sein Glück ruhig genoß, so verliebten sich zwey junge Cavaliers, wovon der eine Foulques und der andere Huguet hieß, in Nannetten ihre zwey Schwestern; der erste in Magdalenen, nnd der andere in Bertellen. Restagnon erfuhr diese Liebesbegebenheit sogleich durch Nannetten, und beschloß, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, sich aus der Armuth, worinne er war, zu reissen. Er machte Bekantschaft mit ihnen, und leistete ihnen oft bey ihren Liebsten Gesellschaft, wobey er das Vergnügen hatte, die seinige auch zu sehen. Als sie rechte gute Freunde worden waren, so tractirte er sie einsmals in seinem Hause, und nachdem er sie mit den stärksten Gründen, die er nur erdenken konnte, seiner Aufrichtigkeit und Freundschaft versichert hatte, so sagte er zu ihnen, daß ihm eben was einfiele, welches er ihnen gerne sagen möchte. Ich liebe Nannetten, meine Freunde, sagte er zu ihnen, und ihr liebet ihre zwey Schwestern nicht weniger. Wenn ihr das, was ich euch sagen werde, thun wollet, so weiß ich ein Mittel, uns alle drey glücklich zu machen. Ihr seyd reich, und ich bin es nicht. Wenn ihr also euer Vermögen mit mir theilen wollet, und einen Ort ausmachen könnet, wo wir

uns

uns hinbegeben und gemeinschaftlich mit einander leben können, so verspreche ich euch, es dahin zu bringen, daß die drey Schwestern mit dem grösten Theile ihres Vaters Vermögens uns folgen; und wenn dieses geschicht, welch Glück wird dem unsrigen zu vergleichen seyn? Die zwey Cavaliers, welche über die massen verliebt waren, bedachten sich gar nicht lange, diesen Vorschlag anzunehmen. Einige Tage hernach fand Restagnon Gelegenheit, mit Nannetten alleine zu sprechen, und erzehlete ihr den Entschluß, welchen er mit den Liebhabern ihrer Schwestern gefaßt hätte, und bat sie zugleich, diese Sache, so viel als ihr möglich wäre, zu erleichtern: Sie willigte um so viel lieber darein, weil sie dadurch völlige Freyheit erhielt, in der Gesellschaft ihres Geliebten ohne Hinderung zu seyn. Sie versicherte ihn, daß sie es dahin bringen wollte, daß ihre Schwestern alles nöthige mitnehmen sollten, und daß er nur die Sachen zur Abreise parat halten möchte. Restagnon benachrichtigte die andern von einem so glücklichen Anfange, und nachdem sie die Insel Candia zu dem Ort ihres Aufenthaltes erwählet hatten, so verkauften sie alle liegende Gründe, unter dem Vorwande, eine Handlung anzufangen, kauften eine Fregatte, welche sie heimlich ausrüsteten, und erwarteten einen günstigen Augenblick, in See zu gehen. Nannette fand ihre Schwestern so willig darzu, und redete ihnen so viel Sachen vor, daß sie ihre Abreise mit äuserster Ungedult erwarteten. Als endlich dieser erwünschte Augenblick gekommen war, so fanden die drey Schwestern, welche schon zum Voraus ihre Maasregeln genommen

 hatten,

hatten Gelegenheit, über das Geld und die Edelgesteine ihres Vaters zu gerathen, und nahmen so viel davon, als sie tragen konnten. Mit diesen Sachen giengen sie zu ihren Liebhabern, welche schon auf sie warteten, und gingen den Augenblick zu Schiffe. Sie spanneten alle Seegel auf, und da ihnen der Wind ziemlich günstig war, so kamen sie gar bald nach Genua, wo sie sich einige Tage, um sich wieder zu erholen, aufhielten. Da sie nun glücklich nach Candia angekommen waren, so setzten sie sich nahe bey der Stadt dieses Namens, und kauften sehr schöne Häuser, worinnen sie sehr herrlich lebten. Sie hielten viel Jagdhunde, viel Vögel, tractirten beständig und hatten grosse Lustbarkeiten mit ihren Liebsten. Kurz, es war ihnen allen niemals besser gegangen und sie konnten sich weiter nichts wünschen. Gleichwie man aber endlich alles überdrüßig wird, und die Vergnügungen diesen feinen Geschmack, weswegen man sie hochachtet, verlieren, wenn sie allzuüberflüssig sind; so wurde Restagnon, welcher zu der Zeit, da er Nannetten nur verstohlen sahe, heftig liebte, kaltsinnig, so bald er sie völlig in seiner Gewalt hatte. Denn da er einsmals bey einem Edelmann zu Gaste war, so sahe er daselbst ein junges Mägdgen, welche ihm ausserordentlich gefiel. Als Nannette die Bemühungen des Restagnon nach diesem Mägdgen wahrgenommen hatte, so wurde sie so eyfersüchtig, daß er keinen einzigen Schritt thun konnte, den sie nicht erfahren hätte. Weil nun die Hindernisse, die Begierden immer mehr und mehr anflammen, so vermehrte Nannette die Neigung, welche Restagnon zu ihrer

ihrer Nebenbuhlerin hatte, um so viel mehr, je mehr sie sich Mühe gab, sie zu vertilgen. Sie fiel in eine grosse Schwermüthigkeit und hassete den Restagnon anjetzo eben so sehr, als sie ihn vormals geliebt hatte: sie setzte sich so gar, und vielleicht nicht ohne Grund, in den Kopf, daß er von ihrer Nebenbuhlerin Gunstbezeugungen erhalten habe, welche er ihrer Meynung nach nur von ihr erhalten sollte. Indem sie sich also ihren Zorn und ihrer Wuth überließ, so beschloß sie, sich ihren Ungetreuen vom Halse zu schaffen. Dieserwegen machte sie sich an eine alte Griechin, welche in der Kunst zu vergiften, sehr geschickt war. Diese gab ihr ein gewisses Wasser, welches sie dem Restagnon, da er eines Tages sehr erhitzt war, zu trinken gab, der sich nichts weniger als dieses vermuthete. Da der Gift ausserordentlich stark war, so lebte Restagnon nur eine einzige Nacht. Die vier übrigen beweinten seinen Tod herzlich, und Nannette that, was das äuserliche anbelangte, in Ansehung der Klagen ihre Pflicht nicht übel. Einige Monate hernach wurde die alte Griechin, begangener Verbrechen wegen, ins Gefängnis gelegt, und bekennete unter der Marter, daß sie an dem Tode des Restagnon Theil gehabt habe. Auf dieses Bekänntniß ließ der Herzog von Candia Nanetten ins Gefängniß werfen, wo sie alles, was vorgegangen war, ohne Tortur bekennete. Foulques und Huguet wunderten sich gar sehr, als sie erfuhren, warum Nannette war arretiret worden, und wendeten alles mögliche an, sie von der Strafe, die sie verdiente, zu befreyen: alle ihre Mühe aber war umsonst, und es schiene, als wenn der Herzog beschlos-

sen hätte, ihr gar keine Gnade wiederfahren zu lassen. Magdalene, welche jung und schön war, und um welche der Herzog schon seit langer Zeit vergebens geseufzet hatte, glaubte, daß eine kleine Gefälligkeit ihre Schwester retten könte. In dieser Absicht ließ sie dem Herzog sagen, daß sie alles thun wollte, was er verlangte, wenn er ihre Schwester wieder los gäbe und die Sache geheim hielt. Dieses Compliment mißfiel dem Herzog nicht, und die Liebe behielt endlich über die Vernunft und Gerechtigkeit die Oberhand. Da er nun den Foulques und Huguet mit Bewilligung seiner Liebste, unter dem Vorwande, als wenn sie an dem Tode des Restagnon Theil gehabt hätten, ins Gefängniß werfen lassen, so begab er sich heimlich zu ihr, und sprengte aus, daß er Nannetten, welche er mit zu ihrer Schwester nahm, hätte ersäufen lassen, bat sie auch, in ihrer Liebe gegen ihm beständig zu seyn und die Verbrecherin zu entfernen, damit, wenn die Sache etwa offenbar würde, er sich nicht genöthiget sähe, sie zu bestrafen. Nach einigen Tagen Gefängniß wurde Foulques und Huguet wieder losgelassen: und da sie nicht zweifelten, daß Nannette ersäufet worden wäre, so trösteten sie ihre Schwestern darüber. So viel Mühe sich auch Magdalena gab, Nannetten zu verbergen, so merkte es Foulques dennoch, daß sie in seinem Hause wäre, und erstaunete recht sehr darüber. Er erinnerte sich sogleich der Liebe, die der Herzog zu Magdalenen gehabt hätte, und zweifelte nicht, daß er das Opfer des Verbrechens seiner Schwester geworden seyn würde. Magdalena that alles Mögliche, ihm die Wahrheit zu verbergen:

alles

alles dieses aber überzeugte ihn nicht, sondern vermehrete im Gegentheil seinen Argwohn dermassen, daß er sie endlich durch viele Fragen, welche mit Zorn und Wuth begleitet waren, zwang, das Vorgegangene zu bekennen. Sie mochte ihn mit Schreyen und Thränen um ihr Leben bitten, wie sie wollte, so war dennoch nichts vermögend, seinen Zorn zu stillen, und ihn zu verhindern, ihr den Degen durch den Leib zu stossen. Er hatte kaum den Mord begangen, als er, weil er den Zorn des Herzogs befürchtete, zu Nannetten gieng, und mit einer freudigen Mine zu ihr sagte, daß er käme, sie der Grausamkeit des Herzogs zu entreissen und das Versprechen, welches ihre Schwester gethan hätte, sie zu entfernen, zu erfüllen. Nannette, welche nur allzuviel Ursache sich zu fürchten hatte, bedachte sich nicht lange, ihm zu folgen, und reisete, ohne daran zu gedenken, von ihrer Schwester Abschied zu nehmen, mit anbrechender Nacht fort, und giengen bey erster Gelegenheit zu Schiffe, ohne daß man jemals erfahren hat, wo sie hingekommen sind. Als der Herzog erfahren hatte, daß seine Liebste umgebracht worden war, so ließ er den Huguet, welcher noch nichts weder von der Magdalena ihrem Tode, noch von der andern ihrer Flucht etwas wuste, gefangen nehmen. Die Marter, welche man ihnen anthat, zwangen sie zu bekennen, daß sie und die Flüchtigen an dem Tode der Magdalena schuld wären. Und da auf ein solch Bekänntniß nichts anders als der Tod zu gewarten war, so fanden sie ein Mittel, ihren Kerkermeister zu bestechen, und flüchteten mit ihm nach Rodis, wo sie ihre Tage in dem größten Elende endigten.

Wil-





Wilhelm von Roßillon tödtete den Liebhaber seiner Frau, und gab ihr sein Herz zu essen. Als es die Frau erfahren hatte, so stürzte sie sich aus einem Fenster, und wurde mit ihrem Liebhaber begraben.

Vor diesem waren zwey berühmte Ritter, wovon der eine Wilhelm von Roßillon, und der andere Wilhelm Gardastain hiesse. Sie waren alle beyde sehr tapfer, sie liebten einander und waren jederzeit bey allen vorkommenden Ritterübungen mit gleichen

gleichen Unterscheidungsfarben beysammen. Roßillon hatte eine schöne Frau, worein sich Gardastain, ihrer Freundschaft ohnerachtet, verliebte. Er spielte seine Rolle so wohl, daß die Schöne mit Vergnügen wahrnahm, daß sie ihn verliebt gemacht hätte. Sie wartete mit einer Art von Ungedult, ehe er ihr seinen Antrag that, worauf sie ihm auf solche Art zu antworten schon beschlossen hatte, daß er vollkommen darüber vergnügt seyn könte. Sie wartete gar nicht lange vergebens, und beyde waren darüber vergnügt. Da aber ihre Zusammenkünfte entweder ein wenig zu oft geschahen, oder vielleicht nicht allzuwohl abgeredet waren, so merkte es der Mann, und hassete den Gardastain nunmehro eben so sehr, als er ihn vorher geliebet hatte: Er war aber bey seinem Hasse viel klüger, als er bey der Freundschaft gewesen war, und beschloß, denjenigen umzubringen, der ihn so hinterginge. Es trug sich, sein Vorhaben auszuführen, eben zu rechter Zeit zu, daß in Frankreich ein Tourniersiechen sollte gehalten werden, welches man durch Trompetenschall bekannt machte. Roßillon ließ es dem Gardastain sogleich wissen, und bath ihn, ihn zu besuchen, damit sie mit einander dahin reisen könten. Dieser war darüber erfreut, und ließ ihm sagen, daß er morgen Abend bey ihm speisen würde. Da Roßillon eine so schöne Gelegenheit sich zu rächen sahe, so stieg er den Morgen darauf ganz geharnischt zu Pferde. Einige von seinen Bedienten begleiteten ihn, und er stellete sich, eine halbe Meile von seinem Hause in einem Holze, wo der andere durchreisen muste, in einen

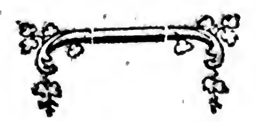
nen Hinterhalt. Nachdem er lange Zeit gewartet hatte, so sahe er ihn endlich nur mit zwey Bedienten und ohne Waffen, gleich als Leute, die nichts befürchten, kommen. So bald er an den Ort gekommen war, so lief Roßillon mit gefälter Lanze auf ihn zu, und schrie drauf, drauf: und indem er dieses sagte, so gab er ihm einen Stich, welcher durch und durch gieng, wovon er einen Augenblick hernach, ohne ein einziges Wort sagen zu können, starb. Die Bedienten des Gardastain rissen aus, und kehrten wieder um, wo sie hergekommen waren, ohne daß sie wusten, wer ihren Herrn umgebracht hätte. Da Roßillon sahe, daß er Ueberwinder war, so stieg er vom Pferde, öfnete den Todten mit seinem Messer, riß ihm das Herz heraus, und nahm es mit nach Hause, verboth auch seinen Leuten, daß sie niemals von dem, was vorgegangen wäre, reden sollten. Die Schöne, welche wuste, daß Gardastain kommen sollte, verwunderte sich, daß er so lange aussen bliebe, und fragte ihren Mann, woher es käme, daß er nicht erschienen: Der Mann antwortete, daß er ihm hätte sagen lassen, daß er erstlich den folgenden Tag kommen würde. Diese Antwort gefiel der Schönen gar nicht; dennoch aber sahe sie sich gezwungen, sich nichts merken zu lassen. Roßillon hatte, als er vom Pferde gestiegen war, das Herz des Gardastains, welches er ein wildes Schweinsherz nennte, dem Koch gegeben, und ihm befohlen, daß er es so gut als möglich zubereiten und in einer silbernen Schüssel auftragen lassen sollte, und der Koch wendete alle seine Kunst an, ein Hachis

daraus

daraus zu machen. Da Roßillon mit seiner Frau bey Tische war und dem Verbrechen, welches er begangen hatte, nachdachte, so trug man das Hachis auf, er aß aber nicht davon. Die Schöne, welche guten Appetit hatte, aß davon und fand es so wohlschmeckend, daß sie es ganz und gar aufaß. Wie hat euch das Hachis geschmeckt, sagte hierauf ihr Mann zu ihr? Sehr gut, mein Herr, antwortete die Frau. Ich wundere mich nicht, Madam, erwiederte Roßillon, daß euch dasjenige, tod, wohl geschmeckt, was euch in eurem Leben so sehr gefallen hat; seyd nicht bestürzt, ihr Ungetreue: das Rätzel ist leicht aufzulösen; ihr habet das Herz des Gardastains eures Liebhabers gegessen. Niemals ist wohl ein Schmerz dieser Frau ihrem gleich gewesen. Die Traurigkeit und Bestürzung hinderten sie einige Zeit, zu reden; da sie aber wieder zu sich selbst gekommen war, so sagte sie seufzend zu ihm: Ihr habet euch als ein niederträchtiger und treuloser Ritter aufgeführet. Gardastain hat mir gar keine Gewalt angethan, und da ich ihn geliebet habe, so habe ich es aus eigener Bewegung gethan, also hätte ich alleine eurem Zorne, wenn ihr Ursache dazu gehabt hättet, ausgesetzt seyn müssen. Aber da sey Gott vor, daß ein so kostbares Fleisch, als das Herz des tapfern Gardastains ist, jemals mit einigem andern sollte vermenget werden. Und indem sie dieses sagte, so stund sie auf, und stürzte sich zu einem hohen Fenster hinaus, daß sie ganz und gar in Stücken zerschmettert war. Roßillon erkannte nunmehr seinen Fehler; es war aber

ein

ein wenig zu spät; die Furcht überfiel ihn, und machte, daß er die Flucht nahm. Als den Tag darauf die Begebenheit mit allen Umständen bekannt worden war, so sammleten die Freunde des Gardastains und der Dame die Ueberbleibsel dieser zwey Körper zusammen, und liessen sie mit vielen Thränen und Klagen begraben und auf ihr Grab Verse setzen, welche die Ursache und die Art ihres Todes in sich faßten.



Als



Als Roger von einem gewissen Wasser getrunken hatte, so schlief er bey seiner Liebsten ein; weil sie ihn nun vor todt hielte, so ließ sie ihn durch ihre Magd in einen Kasten, welcher an der Thüre eines Tischers stund, tragen. Zwey Wucherer stahlen den Kasten und trugen ihn nach Hause, ohne zu untersuchen, was darinnen war. Da Roger aufwachte, so machte er Lärm, verursachte dadurch, daß man Diebe schreyt, wird gefangen und den Händen der Justitz überliefert. Seine Liebste wickelte ihn vermittelst ihrer Magd aus diesem Handel, und machte, daß diejenigen, welche den Kasten gestohlen hatten, an Gelde gestraft wurden.

Mazet von Montagne, ein berühmter Wundarzt zu Salerno, war schon ziemlich bey Jahren,

als er ein junges Mädgen aus einer Stadt heyrathe-
te, welche einen Mann von besserer Beschaffenheit
verdiente. Er war fast ein anderer Richard Quinzi-
ca, der seiner Frau beständig von Fasten und Ent-
haltungen vorpredigte, ausserdem aber hatte sie an
Kleidern und Edelgesteinen alles, was sie sich nur
wünschen konte. Da nun die Schöne mit dem häus-
lichen Traktament nicht allzuwohl zufrieden war, so
beschloß sie, als eine kluge, und guten Appetit ha-
bende Frau sich auf anderer Unkosten lustig zu ma-
chen. Nachdem sie die Augen auf viel Cavaliers
geworfen hatte, so erwählte sie sich endlich den Ro-
ger, welcher vor den liederlichsten Kerl in Salerno
gehalten wurde; weil sie aber mehr auf Munterkeit,
als Ehrlichkeit sahe, so war der übele Ruf des Ro-
gers ein Artikel, warum sie sich nicht viel bekümmer-
te. Als Roger die Gesinnungen, welche die Schöne
vor ihn hatte, gemerket, so unterließ er nichts, sich
dieser Eroberung zu versichern. Die Schöne, welche
langes Warten nicht liebte, verschafte sich bald eine
Zusammenkunft mit ihrem Liebsten, vermittelst einer
getreuen Magd, welcher sie die Sache auftrug. Da
Roger gleich von da an einige Gunstbezeugungen auf
Abschlag genossen hatte, so machte sich die Schöne
diesen angenehmen Anfang zu Nutze und bat den Ca-
valier, daß er seinen Raubereyen und andern Bos-
heiten, wodurch er bey jedermann in üblen Ruf stün-
de, ihr zu Liebe entsagen möchte, und versprach ihm,
daß sie ihm von Zeit zu Zeit Geld geben wollte.
Während daß sich diese Verliebten ganz stille ver-
gnügten, so hatte der Wundarzt einen Patienten un-
ter

ter den Händen, welcher ein ganz verfaultes Bein hatte. Mazet, der in seiner Kunst erfahren war, sahe sogleich die Natur dieses Schadens ein, und sagte zu den Verwandten des Kranken, daß es unmöglich wäre, ihn zu heilen, wenn man ihm nicht ein Bein ablösete, und doch wolte er vor den Erfolg der Operation nicht gut seyn. Die Verwandten des Kranken wolten lieber die Heilung des Patienten wagen, als ihn, ohne etwas zu unternehmen, sterben lassen, und gaben zu, daß der Wundarzt auf allem Fall das thäte, was er nöthig zu seyn erachtete: weil er aber befürchtete, daß der Kranke den Schmerz nicht würde ertragen können, so beschloß er, ihn mit einem gewissen Wasser, wovon er das Geheimnis besaß, einzuschläfern und die Operation bis auf den morgenden Abend zu verschieben. Er distillirte also ein Schlafmachendes Wasser und setzte es in einer Phiole auf das Fenster seines Zimmers, ohne jemand ein Wort davon zu sagen. Den Abend, da Mazet diese grosse Operation machen solte, empfing er einen Brief von einem seiner guten Freunde aus Melsi, welcher ihn bat, sich augenblicklich dahin zu begeben, um verschiedene Personen von seiner Bekantschaft, welche bey einer grossen Schlägerey, die den vorigen Tag vorgegangen war, verwundet worden waren, zu verbinden. Er schob also die Operation mit dem Beine bis auf den morgenden Tag auf, und reisete augenblicklich nach Melsi ab. Da die Schöne hörete, daß ihr Mann nicht zu Hause schlafen würde, so ließ sie den Roger holen, und schloß ihn in ein Zimmer ein, bis verschiedene verdächtige Personen des Hauses zu Bette seyn

 wür-

würden. Roger, der diesen Tag entweder viel gearbeitet, oder den Abend was salzigtes gegessen hatte, war entsetzlich durstig, und da er von ohngefehr die Phiole mit dem schlafmachenden Wasser, welches er vor ordentliches Wasser hielt, auf dem Fenster stehen sahe, so trank er sie ganz und gar aus Einen Augenblick hernach schlief er ein; und da ihn die Schöne schlafend fand, so stieß sie ihn, und rufte, daß er aufstehen solte: Auf alles dieses aber erfolgte weder Bewegung noch Antwort. Sie stieß ihn von neuen und sagte zu ihm: Steht auf, ihr Schläfer. Seyd ihr denn schlafens wegen hergekommen? Da Roger ein wenig zu hart war gestossen worden, so fiel er von einem Cofre, auf welchem er eingeschlafen war, ohne die geringste Bewegung zu machen, und ohne einiges Zeichen der Empfindung von sich zu geben. Die Schöne, welche darüber ein wenig bestürzt worden war, nahm ihn bey der Nase, zog ihm Haare aus dem Barte, und that verschiedene andere Dinge an ihm, ohne ein Zeichen des Lebens zu bemerken, so daß sie wirklich glaubte, er wäre gestorben, und war ausserordentlich betrübt darüber. Sie weinete und klagte so heimlich, als es ihr nur möglich war; da sie aber ein Aufsehen befürchtete, so muste sie auf Mittel denken, ihre Ehre in Sicherheit zu setzen, und den vermeintlich Todten wegtragen lassen. Sie rufte ihre vertraute Magd, erzählte ihr ihr Unglück, und fragte sie um Rath. Die Vertraute, welche sehr erschrocken war, konte sich nicht einbilden, daß Roger todt wäre, bis sie ihn gekniepen und mit dem Lichte gebrennet hatte, ohne daß er das geringste Zeichen von Empfindung von sich gab.

Nach=

Nachgehends aber zweifelte sie nicht mehr daran. Da die Schöne nicht wuste, wo sie ihn, den Verdacht zu vermeiden, solte hintragen lassen, so sagte ihre Vertraute, daß sie ganz späte vor dem Hause des benachbarten Tischers einen Kasten gesehen hätte, wo man ihn hintragen müste, wenn er anders nicht wäre weggenommen worden. Man darf ihm nur zwey oder drey Stiche mit dem Messer geben, setzte sie hinzu, so wird man Morgen ganz gewiß sagen, da er ohnedies vor einen liederlichen Menschen gehalten wurde, daß er auf frischer That ertappet und in diesen Zustand gesetzet worden sey. Der Schönen gefiel dieses Mittel, die Stiche mit dem Messer ausgenommen, wozu sie sich nicht entschliessen konte. Als die Vertraute Erkundigung eingezogen und den Kasten noch gefunden hatte, so nahm sie den Roger auf ihre Achseln, ging aus dem Hause nach dem Kasten zu, und warf den Roger hinein. Die Frau aber gieng voraus, um zu sehen, wenn etwan jemand käme. Zwey Brüder, welches Wucherer waren, waren selbigen Tag zwey oder drey Häuser von dem Tischer eingezogen, und da sie den Kasten gesehen, so hatten sie beschlossen, ihn nach Hause zu tragen, wenn er anders stehen bliebe. Da sie nun niemanden mehr auf der Strasse höreten, so giengen sie aus dem Hause, nahmen den Kasten und trugen ihn, ohne weder auf die Schwere, noch auf das, was darinnen war, Achtung zu geben, hinweg. Sie setzten ihn neben die Kammer, wo ihre Weiber schliefen und legten sich auch nieder. Roger, der schon lange geschlafen hatte, wachte mit Anbruch des Tages auf. Da er also die Augen öfnete, und

 nichts

nichts sahe, so fühlte er mit den Händen, und da er fand, daß er in einem Kasten war, so wuste er nicht, ob er noch schliefe, oder ob er träumete. Ich erinnere mich ganz wohl, sagte er zu sich selbst, daß ich gestern Abends bey meiner Liebsten war, und anjetzo deucht mir, daß ich in einem Cofre bin. Was mag das wohl bedeuten? Solte nicht ein ungefährer Zufall darzwischen gekommen seyn, und solte man mich nicht hier verborgen haben? Dieser Gedanke machte, daß er stille war, und hörete, ob er nicht etwa was vernehmen möchte. Der Kasten war enge, und er hatte so lange auf einem Flecken gelegen, daß er sich, da er auf der Seite, auf welcher er gelegen hatte, einigen Schmerz empfand, auf die andere wenden wolte, und dieses mit solcher Gewalt, daß der Kasten, welcher nicht gerade stund, umfiel, und so viel Lärm machte, daß die Weiber aufwachten und sich entsetzlich fürchteten, ohne daß sie sich unterstunden, ein Wort zu sagen. Roger, der den Kasten im Fallen aufgestossen hatte, und glaubte, daß es im Fall der Noth besser wäre, frey, als eingeschlossen zu seyn, gieng aus dem Kasten und taumelte von einer Seite zur andern, die Treppe oder die Thür zu suchen, damit er entspringen könnte. Die Weiber, welche nicht schliefen, fragten mit zitternder Stimme, wer da! Da Roger diese Stimme nicht kannte, so antwortete er nicht. Die Weiber, welche durch dieses Stillschweigen noch mehr waren erschreckt worden, ruften ihre Männer, die aber feste schliefen, daß sie nichts davon hörten. Da sie sahen, daß ihnen niemand zu Hülfe kam, so sprungen sie aus ihrem Bette ans Fen-

ster

ſter und fiengen an Diebe zu ſchreyen. Die Nachbarn liefen von allen Seiten hinzu, und giengen in das Haus der Wucherer. Durch dieſes Lärmen wachten die Männer auf und ergriffen den Roger, der ſich ſehr wunderte, daß er hier war. Er wurde ſogleich den Stadtknechten übergeben, welche ihn vor den Magiſtrat führten. Seines guten Rufs zufolge wurde er ſogleich auf die Tortur gebracht, und bekannte, daß er in das Haus der Wucherer, um daſelbſt zu ſtehlen, gegangen wäre; welches genug war, ihn hängen zu laſſen. Man wuſte gleich des Morgens in ganz Salerno, daß Roger wäre gefangen worden, da er die Wucherer hätte beſtehlen wollen. Die Schöne, und ihre Vertraute, waren ſo verwundert darüber, daß ſie ſich gleichſam überreden wollten, daß das, was die vorige Nacht vorgegangen, nichts als ein Traum wäre. Weil nun die Schöne die Gefahr, worinnen ihr Geliebter war, betrachtete, ſo quälte ſie ſich dermaſſen darüber, daß man befürchten muſte, ſie möchte unſinnig werden.

Da der Wundarzt wieder nach Hauſe kam und ſeine Phiole nicht fand, ſo machte er einen groſſen Lärmen. Seine Frau, welche den Kopf von ganz andern Sachen voll hatte, ſagte mit einer verdrüßlichen Mine zu ihm, daß eine Phiole mit Waſſer, welche aus Unachtſamkeit wäre weggeworfen worden, der Mühe nicht werth wäre, daß man einen ſo groſſen Lärmen darüber machte, gleich als wenn kein ander Waſſer mehr auf der Welt wäre. Ihr Mann ſagte zu ihr, daß ſie ſich ſehr irrete, wenn ſie ſich einbildete, daß dieſes nur gemein Waſſer geweſen wäre; daß

 es

es Wasser wäre, welches Schlaf verursachte, und daß er es vor den und den gemacht hätte. Das wuste ich nicht, erwiederte die Frau: Aber das Unglück ist auf allen Fall nicht groß, und das kürzeste ist, eine andere zu machen. Dieses half ihr sogleich aus dem Traume, und sie zweifelte nicht mehr, daß ihr Liebhaber dieses Wasser getrunken habe. Unterdessen kam die Vertraute, welche auf Befehl der Schönen, von dem Roger was zu erfahren, ausgegangen war, wieder zurück, und erzählete, daß man sehr übel von ihm spräche, daß ihn alle seine Freunde verlassen hätten, und daß man ihn schon für so gut als gehangen hielt; überdieses sagte sie, daß sie den Tischer mit einem gewissen Menschen, den sie nicht kennete, wegen des Kastens in einem grossen Streit gefunden hätte. Dieser wollte ihn gekauft haben, und beschuldigte den andern, daß er ihn den Wucherern wieder verkauft hätte, welche es ihm diesen Morgen, da Roger wäre gefangen worden, gesagt hätten: Der Tischer hätte geleugnet, daß er ihn wieder verkauft habe, und hätte hingegen behauptet, daß er ihm wäre gestohlen worden, worauf sie zu den Wucherern gegangen wären, die Sache genauer zu erfahren. Hieraus könnet ihr sehen, setzte sie hinzu, auf was Art Roger zu diesen Leuten ist getragen worden: Wie er aber wieder aufgewachet ist, das begreif ich nicht. Als die Schöne hierauf ihrer Vertrauten erzählet hatte, was ihr Mann von der Kraft des Wassers gesagt hatte, so bat sie selbige, daß sie ihr Möglichstes thun sollte ihren Geliebten zu retten, und seine Ehre in Sicherheit zu stellen. Die Vertraute antwortete, daß sie es an

nichts

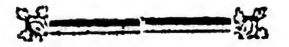
nichts wollte ermangeln lassen, wenn sie ihr ein Mittel an die Hand geben wollte, wie sie es anfangen sollte. Die Schöne erfand sogleich eines, und sagte es ihrer Vertrauten, womit sie so ziemlich zufrieden war. Sie fing damit an, daß sie gerade zum Mazet ging, und ihn ihres begangnen Fehlers halber um Verzeihung bat. Ihr Herr, der nicht wuste, was sie damit sagen wollte, fragte sie, worauf es denn eigentlich ankäme? Ihr kennet den Roger, mein Herr, sagte sie weinend zu ihm. Er liebte mich, und hat mich halb mit Willen, halb gezwungen genöthiget, ihn wieder zu lieben. Es ist ohngefähr ein Jahr, daß er mich verfolgt. Gestern Abend hat er erfahren, daß ihr nicht zu Hause schlafen würdet, und brachte es durch Caressen und Versprechungen so weit, daß ich mich entschloß, ihn bey mir schlafen zu lassen. Er war kaum in meine Kammer, als er einen entsetzlichen Durst empfand, und da ich nicht wuste, womit ich ihm solchen vertreiben sollte, auch überdieses befürchtete, daß Madame etwas merken möchte, wenn ich Wasser oder Wein holte, so erinnerte ich mich, daß ich in euerm Zimmer auf dem Fenster eine Phiole mit Wasser hätte stehen sehen, ich holte sie also, und er trank sie aus. Ihr seyd eures Wassers wegen bekümmert gewesen, es thut mir sehr leid, und ich bitte euch, mir diesen Fehler zu verzeihen. Sparet mir das Mißvergnügen, mein Herr, euch das Uebrige zu sagen, und begnüget euch zu wissen, daß dieses verzweifelte Wasser vielleicht Ursache seyn wird, das Roger sein Leben verlieret. Erlaubet mir also, ich beschwöre euch darum, ihm zu Hülfe zu eilen. Siehest du

 wohl,

wohl, daß du auf der empfindlichen Seite gestraft bist, erwiederte Mazet; du glaubtest einen Liebsten zu haben, von dem du dir Wunder versprachst, und siehe, du hast einen blossen Schläfer gehabt. Ich verzeihe es dir, gehe, ihm heraus zu helffen, und suche ein andermahl an andern Orten Zusammenkünfte, als in meinem Hause. Ein so guter Anfang machte ihr Hofnung, sie ging augenblicklich zum Roger, und brachte es bey dem Kerkermeister so weit, daß sie die Freyheit erhielt, mit ihm allein reden zu dürffen. Nachdem sie ihn von dem, was er sagen sollte, um sich aus diesem Handel zu wickeln, unterrichtet hatte, so ging sie zu dem Richter und redete allein mit ihm. Der Richter, welcher sie nach seinem Geschmack befand, versuchte sein Heyl an ihr: Damit sie nun ihr Vorhaben desto besser ausführen möchte, so that sie nicht mehr Widerstand, als nöthig war, ihn noch hitziger zu machen. Da die Caressen vorbey waren, so sagte sie zum Richter, daß Roger, welcher als ein Dieb wäre gefangen worden, nichts weniger als dieses wäre. Nachdem sie ihm alles das, was sie ihrem Herrn in Ansehung ihrer Liebe gegen den Roger gesagt, wiederholet hatte, so setzte sie hinzu, daß, da er durch das Wasser in einen tieffen Schlaf gefallen wäre, daß sie geglaubet hätte, er wäre todt, sie ihn in den Kasten getragen hätte. Sie erzehlete ihm die Unterredung des Menschen, welcher den Kasten wollte gekauft gehabt haben, mit dem Tischer, und machte ihm begreiflich, wie Roger zu den Wucherern hätte getragen worden seyn können.

Da der Richter sahe, daß es leichte wäre, die Wahrheit dieser Sache zu erfahren, so ließ er den Wund-

Wundarzt kommen, welcher behauptete, daß das Wasser diese Kraft gehabt hätte. Der Tischer, der Mann, der den Kasten gekauft hatte, und die Wucherer, wurden befehliget, sich vor dem Richter zu stellen, und nach einer langen Untersuchung legte sich zu Tage, daß die letzten den Kasten gestohlen hätten. Roger wurde endlich auch geruffen und befraget, wo er die vorige Nacht geschlafen hätte; dieser antwortete; daß er es nicht wüste; daß er sich aber erinnerte, da er bey der Magd des Meister Mazet hätte schlafen wollen, daß er Wasser getrunken hätte, wovon er feste eingeschlafen wäre, wie er aber zu den Wucherern in einen Kasten gekommen wäre, könnte er nicht sagen. Da der Richter diese Begebenheit sehr sonderbar fand, so ließ er einen jeden seine Rolle nochmahls wiederholen, sprach hierauf den Roger frey, und legte den Wucherern zehen Pfund Silber, als eine Strafe auf. Roger, die Schöne, und die Vertraute hatten Ursache, mit diesem Urtheil zufrieden zu seyn. Die Liebe wurde beständig fortgesetzt, und man belustigte sich oft über die Stiche mit dem Messer, welche die Vertraute, dem Roger zu geben, sich hatte einfallen lassen.



Peter



Peter von Boccamasse flüchtete mit seiner Liebste, und da ihm unterweges Räuber begegneten, so salvirte sich die Schöne in einen Wald, und begab sich hierauf in ein Schloß. Der Cavalier, der durch die Räuber ergriffen worden war, salvirte sich nachgehends auch, und kam glücklich in das Schloß, wo seine Liebste war. Sie heyrathen einander daselbst, und kamen alsdenn nach Rom zurück.

Ein junger Römer von einer berühmten Familie, Namens Peter Boccamasse, verliebte sich in eine artige junge Schönheit, welche Angeline hieß, die Tochter eines, der Gigliroße hieß, ein Mann von niedri-

niedriger Geburt, der aber bey den Römern in grossen Ansehen stund. Da der Cavalier schön von Ansehen und scharfsinnig war, so machte er, daß ihn die Schöne eben so sehr, als er sie, liebte. Da er sahe, daß die Sachen in einer guten Verfassung stunden, so verlangte er sie zur Frau. Aber nicht allein seine Freunde scholten ihn, daß ihm ein solcher Gedanke eingefallen war; sondern liessen auch so gar dem Vater des Mägdgens sagen, daß sie ihn vor ihren Feind halten würden, wenn er in diesen Vertrag willigte. Da der Cavalier sahe, daß ihm alles zuwider war, so war er äuserst betrübt darüber. Es war nichts schlimmes zu erdenken, was er nicht von seinen Freunden sagte, und wenn der Vater der Angeline gewollt hätte, so würde er sie dennoch, ihnen zum Verdruß, geheyrathet haben. Weil nun Boccamasse überall neue Verhinderungen fand, und sich auf nichts, als auf das Herz der Schönen, Rechnung machen konnte, so entschloß er sich, einen Knoten, den er nicht auflösen konnte, zu zerschneiden. Er redete es mit seiner Liebste ab, und da sie eines Morgens sich zu Pferde gesetzt hatten, so nahmen sie den Weg nach Alaigno, wo der Cavalier Freunde hatte. Da Boccamasse, der die Wege nicht allzuwohl wuste, vier Meilen von Rom ein wenig zu weit linker Hand gekommen war, so passirte er bey einem kleinen Schlosse vorbey, woraus zwölf Reuter gerade auf sie zukamen. Angeline nahm sie am ersten wahr, und sagte zu ihrem Geliebten: wir müssen flüchten, sehet, da sind Leute, welche uns anfallen wollen, und als sie dieses sagte, machte sie sich ins Gebüsche. Ihr Geliebter, welcher erschrocken war,

und

und noch nichts sahe, wurde gefangen, ehe er noch an die Flucht dachte. Sie fragte ihn, wer er wäre, und da sie aus seiner Antwort sahen, daß er ein Freund ihrer Feinde war, so nahmen sie ihm das Pferd, und da sie ihn ausgezogen hatten, so wollten sie ihn an einen Baum hängen, als fünf und zwanzig Reuter, welche in einem Hinterhalte gewesen waren, auf sie los renneten und schrien, drauf, drauf. Die Räuber liessen den Boccamasse los, sich zu vertheidigen; da sie aber sahen, daß ihnen jene an Anzahl überlegen waren, so nahmen sie die Flucht, und wurden von den andern heftig verfolgt. Boccamasse machte sich diesen so günstigen Augenblick zu Nutze, nahm seine Kleider und sein Pferd wieder, und machte sich in den Wald, worein seine Liebste geflohen war. Er ging bald auf diese bald auf jene Seite, konnte aber von Angelinen nichts erfahren. Er schrie, er rufte, dennoch erhielt er keine Antwort, hierauf verkehrete sich die Freude, welche er gehabt hatte, aus einer so grossen Gefahr entflohen zu seyn, in eine tiefe Traurigkeit, welche machte, daß er unzählige Thränen vergoß. Weil er sich nicht unterstund umzukehren, so ging er immer weiter vorwärts, ohne von dem Orte, wohin ihn sein Schicksaal führen würde, etwas zu wissen. Die wilden Thiere, wovon der Wald, wie ihm bekannt war, wimmelte, stelleten sich seiner Einbildung augenblicklich vor. Seiner Person wegen stund er in Furcht, noch vielmehr aber seiner Liebste wegen, weil er dachte, daß er sie alle Augenblicke würde zerrissen finden. Nachdem er nun den ganzen Tag so herum gelauffen, und von Beschwerlichkeit, Hunger

ger und Traurigkeit ermüdet war, so band er sein Pferd an einen grossen Baum, auf welchen er nachgehends stieg, vor den wilden Thieren sicher zu seyn, und weil er fürchtete, er möchte herunter fallen, so brachte er die ganze Nacht ohne zu schlafen zu, und beweinete sein Unglück. Da Angeline, der es nicht besser als ihrem Liebhaber gieng, so tief in das Holz hinein gekommen war, daß sie nicht wieder heraus kommen konnte, so lief sie den ganzen Tag hin und her, bekümmerte sich und beklagte sich über die Grausamkeit ihres Schicksaals: Da sie aber endlich ihr Pferd laufen ließ, wohin es wollte, so kam sie auf einen Fußsteig, welchem sie folgte, und welcher sie mit Anbruch der Nacht in eine kleine Hütte brachte; sie fand daselbst einen alten Mann mit seiner Frau, welcher sich wunderte, sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde hier zu sehen, und sie um die Ursache ihrer Reise fragte. Da ihr diese Frage viel Thränen ausgepreßt hatte, so antwortete sie endlich, daß sie ihre Gesellschaft in dem Walde verlohren hätte, und fragte, ob sie noch weit von Alaigno wäre. Der Alte erwiederte, daß dieses der rechte Weg nicht wäre, und daß sie wohl noch mehr als sechs Meilen bis dahin hätte. Sie fragte, ob nicht in der Nachbarschaft ein Haus wäre, wo sie bleiben könnte; da sie aber vernahm, daß keines da wäre, wo sie vor Mitternacht hinkommen könnte, so bat sie ihn, daß er erlauben möchte, diese Nacht in seiner Hütte zuzubringen. Herzlich gerne, antwortete der gute Mann, ich muß euch aber sagen, daß wir sehr oft sowohl bey Tage als bey Nacht von Banditten, welche in diesem Holze herumschwärmen, angefal-

gefallen werden. Wenn sich dieses bey der Gelegenheit zutragen sollte, so würde man euch, da ihr jung und schön seyd, Leyd zufügen, und wir würden das Misvergnügen haben, euch nicht helfen zu können; ich will euch dieses zum Voraus sagen, damit ihr nicht Ursache habet, wenn es sich ja zutragen sollte, euch über uns zu beklagen. Dieses Gespräch machte die Schöne furchtsam; da es aber schon spät war, so wollte sie sich dennoch auf allen Fall lieber den Menschen aussetzen, als von den wilden Thieren gefressen werden. Sie gieng also zu diesen guten Leuten hinein, aß, legte sich in ihren Kleidern nieder, und brachte den grösten Theil der Nacht damit zu, daß sie ihr, und ihres Liebsten Unglück beweinete. Gegen Morgen hörete sie sehr viel Leute gehen, sie stund daher augenblicklich auf, lief in einen kleinen Hof, der hinter der Hütte war, und verbarg sich in einen Heuhaufen, den sie daselbst fand. Sie hatte sich kaum verborgen, als diese Leute an der Thüre waren, und solche mit Ungestüm aufmachen hiessen. Das Pferd der Schönen, welches sie da gesattelt stehen sahen, machte, daß sie fragten, ob jemand hier wäre, dem das Pferd gehörete? Man antwortete, daß niemand hier wäre, und daß man das Pferd, welches sich ohnfehlbar müste verirret haben, hier angebunden hätte. Der Oberste dieser Leute sagte hierauf, daß dieses Pferd, weil es keinen Herrn hätte, gut vor sie wäre. Da sie endlich alle hinein waren, so lief einer dahin, der andere dorthin: Und einer von ihnen, der nicht wuste was er machen sollte, stach mit seinem Spieß in das Heu, und kam damit so nahe an die linke Brust

der

der Schönen, daß sie verwundet zu seyn glaubte und beynahe geschrien hätte. Da diese Leute endlich fort waren, und die Schöne noch nicht zum Vorschein kam, weil sie sich nicht einbilden konnte, daß die Banditten fort wären, so fragte der gute Mann seine Frau, wo sie hingekommen wäre. Da Angeline dieses gehöret hatte, und aus ihrem Heu heraus gekrochen war, so sagte der Mann zu ihr, daß er sie, wenn es Tag würde geworden seyn, in ein Schloß, welches nur dritthalbe Meile von hier wäre, bringen wollte, wo sie völlig sicher seyn könnte: daß sie sich aber entschliessen müste, diesen Weg zu Fusse zu gehen, weil die Leute ihr Pferd vorige Nacht mitgenommen hätten. Die Schöne war froh darüber, und da sie sogleich fortgingen, so kamen sie gegen sieben oder acht Uhr des Morgens auf dem Schlosse an. Dieses Schloß gehörete einem Edelmanne von dem Hause Ursini. Seine Frau, welche eine gute und heilige Person war, war dazumal auch da. Sie kennete Angelinen so gleich, da sie sie sahe, und empfing sie auf die beste Art von der Welt. Nachdem sie ihre Begebenheit erfahren hatte, so empfand sie um so viel mehr Mißvergnügen darüber, weil Boccamasse einer von ihres Mannes Freunden war. Da sie von dem Ort, wo er war gefangen worden, reden hörte, so zweifelte sie nicht mehr, daß er umgebracht worden wäre, und sagte zu Angelinen, daß sie bey ihr bleiben sollte, bis sich eine Gelegenheit fände, sie sicher nach Rom zurück zu bringen.

Es ist Zeit, wieder zum Boccamasse auf den Baum zurück zu gehen, wo wir ihn, sein Elend beweinend, gelassen haben. Er dachte, daß er, wenn

es Tag geworden, vermittelst seines Pferdes, aus dem Holze würde kommen können, wenn es den Zähnen der wilden Thiere entgienge: Seine Freude aber währete nicht lange, denn er sahe es gar bald mit etlichen zwanzig Wölffen umringet. Bey Annäherung dieser Thiere wurde das Pferd schüchtern, und zerriß den Zaum. Es wehrete sich einige Zeit mit den Füssen und Zähnen, endlich aber muste es unterliegen, und er sahe es bis auf die Knochen zerreissen. Gegen Anbruch des Tages frohr ihn entsetzlich, und da er ein grosses Feuer sahe, welches ohngefehr anderthalbe Meile weit zu seyn schiene, so wartete er, bis es vollends Tag war, und stieg von seinem Baume, ging nach der Gegend zu, und kam endlich, nach vielen Schrecken da an. Dieses waren Schäfer, welche sich lustig machten, und ihn aus Mitleiden aufnahmen. Er wärmete sich und aß, hierauf erzehlete er ihnen sein Unglück, und fragte sie, ob nicht in der Nachtbarschaft ein Ort wäre, wo er hinfliehen könnte. Er erfuhr, daß das Schloß, wovon eben geredet worden, anderthalbe Meile von da wäre. Er bat sie, daß sie ihn durch einen von ihren Leuten möchten dahin führen lassen; welches sie herzlich gerne thaten. Als die Frau des Schlosses ihn aus dem Fenster sahe, so ließ sie ihn ruffen. Welche Freude empfand er nicht, als er seine Liebste sahe, da er zu der Frau kam. Das Vergnügen der Angeline war bey Erblickung ihres Geliebten eben so groß. Die Dame, welche seine Begebenheit schon wuste, bestrafte ihn auf eine angenehme Art, daß er sich wider den Willen seiner Freunde verheyrathen wollte: Da sie aber seinen fe-

sten

sten Entschluß sahe, auch überdies die Reitzungen der Schönen, und die Liebe, welche sie zu dem Cavalier hatte, betrachtete, so sagte sie zu sich selbst, worüber mache ich mir doch Sorgen? Diese Leute kennen und lieben einander: sie haben an meines Mannes Vortheilen gleichen Antheil: ihr Verlangen ist gerecht, überdieses scheinet es, daß die Vorsehung diese Heyrath billige, weil sie eines vom Galgen, das andere vom Spieß, und alle beyde von den wilden Thieren errettet hat. Warum will ich mich also der göttlichen Vorsehung widersetzen! Diese kurze Ueberlegung machte, daß sie ihre Meynung auf einmal änderte, und zu ihm sagte: weil ihr entschlossen seyd einander zu heyrathen, so verlange ich euch so wenig daran zu verhindern, daß ich vielmehr will, daß die Hochzeit bey mir, auf meines Mannes Unkosten, gehalten werde, und ich nehme über mich, euch nachgehends mit euren Freunden wieder auszusöhnen. Die Verliebten waren über eine so angenehme Veränderung erfreuet. Die Hochzeit war so prächtig, als man es an einem so einsamen Ort verlangen konnte. Einige Tage hernach führte sie die Dame nach Rom, wo sie die Freunde des Boccamasse entsetzlich erzürnet antraf; sie brachte es aber so weit, daß überall der Friede wieder hergestellet wurde. Ein jeder war vergnügt, und die neuen Eheleute lebten freudig und ruhig mit einander.



Als Gui von Cremona starb, so hinterließ er eine Tochter, welche von Johann von Severin und von Minguin von Mingole geliebt wurde. Da sich nun die zwey Nebenbuhler mit einander geschlagen hatten, so offenbahrte sich, daß die Schöne des Johannis Schwester war, worauf sie an den Minguin verheyrathet wurde.

Gui von Cremona, und Jaqvemin von Pavia, beyde Lombarden von Geburt, begaben sich, da sie schon ziemlich alt, und durch die Beschwerlichkeiten des Krieges abgemattet waren, da sie von Jugend auf Kriegsdienste gethan hatten, nach Fano, um daselbst ihre

ihre Tage in Ruhe zu beschliessen. Diese beyden Leute waren mit einander schon in ihren Diensten bekannt, und hatten jederzeit grosse Bekanntschaft mit einander gehalten. Da Gui von Cremona starb, und weder Verwandten noch Freunde hatte, denen er mehr als Jaqvemin trauen konnte, so übergab er ihm sein ganzes Vermögen aufzuheben, und eine kleine Tochter, die ohngefehr zehen Jahr alt war, von deren Begebenheiten er ihn weitläuftig unterrichtete. Unterdessen stilleten sich die Unruhen zu Vagania, und ein jeder hatte die Freyheit, dahin zurück zu kommen. Jaqvemin, welcher vor diesem da gewohnet, und diesen Aufenthalt angenehm befunden hatte, war einer von denjenigen, die dahin zurück kehreten. Er ließ alle sein Vermögen dahin bringen und nahm das kleine Mädchen des Gui mit, welche er eben so zärtlich liebte, als wenn es seine Tochter gewesen wäre. Da mit zunehmenden Jahren ihre Schönheit auch zunahm, so wurde sie in kurzer Zeit, sowohl in Ansehung des Leibes, als auch des Verstandes, eine der reitzendsten Personen von der Stadt. Nun überlasse ich einem jeden selbst zu überlegen, ob sie bey so vielen Reitzungen keine Anbeter hatte. Unter andern gaben sich zwey junge Cavaliers, welche alle beyde wohl gebildet waren, viele Mühe um sie. Einer hieß Johann von Severin, und der andere Minguin von Mingole. Diese zwey junge Leute, welche zuvor Herzensfreunde waren, wurden unversöhnliche Feinde, sobald sie merkten, daß sie Nebenbuhler wären. Weil die Schöne nur erst 15. Jahr alt war, und ein jeder gewünscht hätte, sie zur Frau zu haben, so that ein je-

der sein möglichstes, da man ihnen solche unter einem gewissen Vorwande abgeschlagen hatte, sie zu entführen. Jaqvemin hatte eine alte Magd, und einen Knecht, Nahmens Crivel, welcher ein guter Kerl und von Natur lustig war. Johann machte mit diesem Knechte Bekanntschaft, vertrauete ihm seine Liebe, bat ihn, daß er ihm dienen möchte, und versprach ihm grosse Belohnung. Crivel antwortete: daß er nicht viel ausrichten würde, denn wenn er auch mit der Schöne ihm zum besten reden wollte, so würde sie ihn nicht anhören, und alles, was er vor ihn thun könnte, bestünde darinnen, daß er machte, daß er sie sprechen könnte, wenn sein Herr nicht zu Hause seyn würde. Johann sagte zu ihm, daß er weiter nichts verlangte. Da Minguin die Magd auf seine Seite gebracht hatte, so hatte er schon vielmals an die Schöne geschickt, welche sich auch fast vor ihn entschlossen hatte. Als nun die Sachen so stunden, so ließ Crivel, als Jaqvemin einsmals von einem seiner Freunde war zu Gaste geladen worden, dem Johann sogleich sagen, daß er sich auf ein gewisses Zeichen vor dem Hause einfinden und die Thüre offen finden sollte. Die Magd, welche von dem Handel des Crivels nichts wuste, lies dem Minguin die Abwesenheit ihres Herrns auch zu wissen thun, und zugleich sagen, daß er sich bereit halten und sogleich in das Haus gehen sollte, wenn er ein gewisses Zeichen, welches sie geben wollte, sehen würde. Da es Nacht worden war, so versahe sich ein jeder, aus Furcht überfallen zu werden, mit Gewehr und Freunden, und nahm eine Stellung so gut wie möglich war. Da Jaqvemin ausgegangen war, so

 gaben

gaben sich Crivel und die Magd alle mögliche Mühe, einander loß zu werden. Crivel wollte haben, daß sich die Magd niederlegen sollte, und die Magd verlangte, daß Crivel den Jaqvemin holen sollte; Da aber ein jedes seine Absicht dabey hatte, so wollte niemand Platz machen. Crivel wurde des Zankens endlich müde, gab das Zeichen, und machte die Thüre auf. Johann ging sogleich mit zweyen seiner Freunde hinein, und da sie die Schöne in einem Saale fanden, so wollten sie solche entführen. Weil sie nun nicht im Stande war zu widerstehen, so schrie sie. Die Magd that desgleichen. Minguin lief, von den Seinigen begleitet, auf diesen Lärm hinzu; und da er sahe, daß man seine Liebste entführen wollte, so zog er vom Leder. Während, daß sich beyde Partheyen herum haueten, so lieffen die Nachbarn mit Gewehr und Fackeln herzu, und da sie die Gewalt, welche Johann gebrauchet, gehöret hatten, so nahmen sie die Parthey des Minguin, befreyeten die Schöne, und brachten sie wieder in das Haus des Jaqvemins. Ehe alles dieses geschehen konnte, so kam die Wache dazu und machte einige Gefangene, worunter auch Johann und Crivel waren. Da Jaqvemin nach Hause kam und den Vorfall hörete, so ärgerte er sich sehr darüber. Weil er aber sahe, daß die Schöne keine Gelegenheit dazu gegeben hatte, so tröstete ihn dieses noch ein wenig, und beschloß, sie zu verheyrathen, damit er dergleichen Vorfälle nicht mehr zu erwarten hätte. Da die Eltern beyder Partheyen die Gewißheit dieser Sache erfahren hatten, und befürchteten, daß die Gefangenen und die andern, die dabey gewesen, übel wegkommen

men möchten, wenn Jaqvemin die Sache suchen wollte, so gingen sie zu ihm, und baten ihn, daß er wegen einer übereilten Thorheit junger Leute, die Hochachtung und Freundschaft, die er vor sie gehabt hätte, nicht aufheben möchte, daß sie ihm alle mögliche Genugthuung, die er von ihnen verlangen würde, geben wollten. Jaqvemin, der vieles in der Welt erfahren hatte, und ein verständiger Mann war, begegnete ihnen eben so höflich, und versicherte sie, daß er damit zufrieden seyn wollte, was sie ihm selbst vor Genugthuung geben wollten, weil ihm die Sache wenig anginge. Denn, sagte er, meine Herren, man thut einem Mädchen aus der Stadt Gewalt an, denn ich muß euch sagen, daß sie weder von Cremona noch von Pavia ist, sondern von Fayence; obschon weder derjenige, der sie mir übergeben, noch ich niemals gewiß haben erfahren können, wer ihr Vater gewesen ist. Sie wunderten sich alle, da sie höreten, daß die Schöne von Fayence wäre. Und nachdem sie dem Jaqvemin vor seine Höflichkeit gedankt hatten, so baten sie ihn, daß er ihnen doch sagen möchte, auf was vor Art sie in seine Hände gefallen wäre? Gui von Cremona, antwortete er, mit welchem ich lange Zeit in Diensten gewesen bin, war einer von meinen vertrautesten Freunden: Da nun die Stadt geplündert wurde, so war er unter den Trouppen des Kaysers Friedrichs, und da er, wie die andern, plünderte, so kam er in ein Haus, welches voller Reichthümer, aber dabey ganz und gar leer von Leuten war. Im herausgehen sahe er unter einer Treppe dieses Mädchen, welches dazumal ohngefähr zwey Jahr alt war. Sobald

bald ihn dieses Kind sahe, so rufte es ihn, Vater. Dadurch wurde er so sehr zum Mitleiden beweget, daß er es mit nach Fano nahm, woselbst er einige Jahre hernach starb, und mir dieses Mädgen und alle sein Vermögen aufzuheben hinterließ, da ich ihm zuvor hatte versprechen müssen, daß ich sie, wenn es Zeit seyn werde, verheyrathen und ihr das Vermögen, welches er mir hinterließ, zustellen wollte. Von ohngefähr befand sich in der Gesellschaft ein gewisser, Namens Willhelm, welcher bey der Eroberung von Fayence bey dem Gui von Cremona gewesen war, und welcher wuste, daß das Haus, welches letzterer geplündert hatte, Bernharden gehörte. Dieses gehet euch an, Bernhard, sagte er zu ihm. Bernhard erwiederte, ich bin eben so wohl als ihr darüber erstaunet; denn ich erinnere mich, daß ich damals ein Mädchen, von dem Alter, wie Jaqvemin sagt, verlohren habe. Es ist gewißlich euere, erwiederte Willhelm, ich habe den Gui von Cremona vormals davon erzählen hören, und auf die Art, wie er das Haus, welches er geplündert hatte, beschrieb, kann ich nicht zweifeln, daß es das eurige nicht gewesen seyn sollte, und wenn dieses ist, so bin ich versichert, daß diese euere Tochter ist, welche er damals mit nahm. Wisset ihr kein Merkmal, woran ihr sie erkennen könnet? Hierbey erinnerte sich Bernhard, daß seine Tochter ein kleines Creutz haben müßte, welches von einer Beule herkäme, welche er ihr einige Zeit vor der Einnahme von Fayence hätte aufschneiden lassen. Er bat den Jaqvemin, ihn dieses Mädchen sehen zu lassen; welches ihm sogleich be-

 williget

williget wurde. So bald sie Bernhard sahe, so glaubte er das Gesicht seiner Frau zu sehen, so sehr war ihr das Mädchen ähnlich: weil er aber etwas verlangte, das ihn mehr überzeugte, so bat er den Jaqvemin, daß er ihm erlauben möchte, an das linke Ohr der Schönen zu sehen. Als es ihm Jaqvemin erlaubet hatte, so ließ die Schöne ihr Ohr sehen, worauf sich das Creutz befand. Da er an diesem Merkmal erkannte, daß sie würklich seine Tochter war, so weinte er vor Liebe, und umarmte sie, des kleinen Widerstandes ohngeachtet, welchen sie that. Hierauf wendete er sich zum Jaqvemin, und sagte, dieses ist wahrhaftig meine Tochter; es ist mein Haus gewesen, welches Gui von Cremona geplündert hatte. Ihre Mutter war so bestürzt und erschrocken, daß sie das Mädchen vergaß, und wir haben bis anjetzo geglaubet, daß sie in dem Hause, welches nach der Plünderung verbrannt wurde, umgekommen wäre. Da die Schöne diesen ehrwürdigen Alten auf diese Art mit einer kläglichen und beweglichen Stimme reden hörete, so zweifelte sie nicht, daß das, was er sagte, wahr wäre; und da sie ihn nunmehro auch umarmete, so vergoß sie viele Thränen dabey. Bernhard schickte nach seiner Frau, nach seinen Kindern und Freunden, um ihnen seine wiedergefundene Tochter zu zeigen, und nahm sie nach tausend Caressen und Freudensbezeugungen, mit Einwilligung des Jaqvemins, mit sich in sein Haus. Da der Stadthauptmann, der ein Mann war, der zu leben wuste, die Sache erfahren hatte, und daß Johann, welchen er gefangen hatte, ein

Sohn

Sohn des Bernhards, und Bruder der Schönen wäre, so gab er dieser Begebenheit einen angenehmen Ausschlag, vereinigte die zwey Nebenbuhler, und nöthigte den Bernhard, die Schöne an den Minguin zu verheyrathen; welches auch mit allgemeiner Genehmigung der ganzen Freundschaft geschahe. Alle Gefangene wurden losgelassen; die Hochzeit war prächtig und die neuen Eheleute liebten einander, so lange sie lebten.



Johann von Procido, welcher mit einem Mädchen, die er liebte, angetroffen wurde, wurde an einen Pfahl gebunden, um verbrannt zu werden. Da er aber von dem Admiral von Sicilien erkannt wurde, so erhielt er Gnade und heyrathete seine Liebste.

Maria von Borgare, ein berühmter Edelmann von Jsqvien, welches eine kleine Jnsel nahe bey Neapel ist, hatte eine schöne Tochter, Nahmens Restitua, worein ein Cavalier, der Johann hieß, und von Procido, einer andern benachbarten Jnsel war, sich heftig

heftig verliebte. Da die Schöne mit seinen Gesinnungen vollkommen zufrieden war, so ging der Cavalier oft bey Tage und bey Nacht nach Isqvien, ja bisweilen schwam er dahin, wenn er kein Schiff finden konnte, um zum wenigsten das Haus seiner Liebste zu sehen, wenn er sie nicht selber sehen konnte. Während dieser Liebe fiel es der Schönen eines Abends ein, an der Küste spatzieren zu gehen, und weil sie allein war, so ging sie von einem Felsen zum andern, und hatte ein Messer in der Hand, Austern damit loszumachen. Es war zwischen dem Felsen ein frischer Springbrunnen, wohin gewisse junge Sicilianer, die ohnlängst von Neapel angekommen, sich zu erfrischen gekommen waren. Da die Sicilianer die Schöne sahen, die sie aber noch nicht sahe, und sie nach ihrem Geschmack befanden, so beschlossen sie, sie zu entführen. Sie mochte um Hülfe schreyen, wie sie wollte, so wurde sie entführet, und augenblicklich zu Schiffe gebracht. Da sie nach Calabrien gekommen waren, so wollte ein jeder die Schöne haben, und sie kamen darüber in einen so grossen Streit, daß sie, um sich nicht gänzlich zu entzweyen, beschlossen, daß sie weder der eine noch der andere haben sollte, und daß man sie dem König Friedrich von Sicilien schenken wollte, welches ein junger Prinz war, der die Schönheit sehr liebte: Dieses bewerkstelligten sie auch, sobald sie nach Palermo kamen. Der König fand, daß sie sehr schön war, und nahm das Geschenk mit Freuden an. Weil dieser Prinz damals unpaß war, so ließ er die Schöne in ein Gartenhaus, welches Cuba hieß, bringen, und befahl, daß man sie daselbst

daselbst wohl halten sollte, bis er wieder besser seyn würde. Die Entführung der Restitua verursachte zu Isqvio einen grossen Lärmen; man wußte aber nicht, wer es gethan hatte. Da Johann von Procido Wind davon bekommen hatte, ehe die Nachricht von dieser Entführung von Isqvio gekommen war, es sey nun, daß er entweder in seinen nächtlichen Spazierfahrten etwas gemerkt hatte, oder daß ihm seine Liebe scharfsinniger als die andern machte, so ließ er auf das geschwindeste eine Fregatte ausrüsten, kreuzte damit auf allen Meeren und suchte seine Liebste überall. Zu Scala erfuhr er, daß sie nach Palermo wäre gebracht worden, und segelte augenblicklich dahin. Zu Palermo sagte man ihm, daß sie dem König wäre geschenkt worden, und anjetzo in Cuba wäre. Ueber diese Nachricht wurde er äusserst betrübt, und zweifelte, daß er sie jemals wieder erlangen würde, weil er aber entschlossen war, den Ausgang seines Schicksaals zu erwarten, so schickte er seine Fregatte wieder zurück, und er selbst blieb zu Palermo. Da ihn niemand daselbst kennete, so spazierte er überall, bald da bald dort herum, und als er eines Tages vor Cuba vorbey ging, so sahe er sie am Fenster, und wurde auch von ihr gesehen, worüber ein jedes höchst vergnügt war. Da der Cavalier sahe, daß dieses ein einsamer Ort war, so ging er so nahe zu der Schönen als es ihm möglich war, doch war er nahe genug, sie zu verstehen, und von ihr verstanden zu werden. Die Schöne sagte ihm, ohne mit unnützen Gesprächen die Zeit zu verlieren, wie er es anfangen sollte, daß er sie sprechen könnte, und befahl ihm, sich wegzubegeben.

ben. Er besahe die Lage des Ortes, und da ein gut Theil der Nacht vorbey war, so kam er zurück, stieg auf die Gartenmauer, und da er hinein war, so fand er ein Stück von einem alten Kahne, welches er an das Fenster lehnete, und worauf er ganz leichte hinein stieg. Die Schöne, welche beschlossen hatte, ihm nichts abzuschlagen, hatte ihr Fenster aufgelassen, wodurch er ohne Mühe hinein kam, und sich zu ihr ins Bette legte. Da die Schöne noch nicht schlief, so gab sie ihm ihre Gesinnungen zu verstehen, und bat ihn, die Sachen so anzustellen, daß er sie von diesem Orte wegschaffen könnte. Er antwortete, daß er nichts so sehr wünschete, und daß er sich bemühen wollte, alles so anzustellen, daß er sie das erstemal, da er wieder kommen würde, entführen könnte. Ist es nöthig, von den entzückenden Vergnügungen zu reden, welche die Verliebten schmeckten? Wem ist nicht bekannt, daß Vergnügungen von der Art, eben so viel Entzückungen sind, und daß diejenigen, welche man auf eine verstohlene Art genießt, etwas viel reitzenderes in sich haben? Wir wollen uns aber damit begnügen, wenn wir sagen, daß diese Vergnügungen so süsse waren, daß die Geliebten, indem sie einander umarmt hatten, ohnvermerkt einschliefen, ohne an die Gefahr zu denken, worinnen sie waren. Da der König, welcher in die Restitua auf den ersten Anblick verliebt worden war, ziemlich wieder hergestellet war, so ging er mit anbrechendem Tage, mit wenig Leuten, nach Cuba, zu der Schöne. Sobald er da angekommen war, so ließ er die Thüre ihres Zimmers sachte öfnen, und erstaunte, sie in den Armen

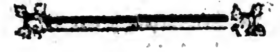
men

men einer Mannsperson schlafen zu sehen. Der Zorn überlief ihn, und er war willens, ohne ein einziges Wort sagen zu können, sie beyde zu durchstechen: Da er aber überlegte, daß es nicht nur einem Könige, sondern auch einem jeden andern ehrlichen Manne unanständig wäre, zwey nackende und schlafende Personen zu tödten, so mäßigte er seinen Zorn, und beschloß, sie beyde lebendig verbrennen zu lassen. Er rufte einen seiner Edelleute, welche an der Thüre gewartet hatten; und fragte ihn, was er von dieser Vettel, worein er sich verliebet hätte, dächte, und ob er den Verwegenen, der ihm eine so grosse Schmach anthäte, kennete. Da sich der Edelmann in Ansehung der Schönen nicht erklärete, so antwortete er dem Könige kurz, daß er sich nicht erinnern könnte, diesen Menschen jemals gesehen zu haben. Da der König weggegangen war, so ließ er die armen Verliebten greiffen, und sie so nackend zusammen gebunden, nach Palermo führen, mit Befehl, sie an einen Pfahl, die Rücken gegen einander anzuschliessen, wo sie bis um neun Uhr, den Augen der Leute ausgesetzt seyn, und nachgehends lebendig verbrannt werden sollten. Man kann sich leichte sowohl den Schmerz und die Bestürzungen, worinne sie waren, als die Schrecken, welche sie empfanden, vorstellen, da sie die Zubereitung ihrer Todesstrafe machen sahen. Ganz Palermo lief hinzu, diesen traurigen Anblick zu sehen. Ein jeder redete seiner Meinung nach davon. Die Männer betrachteten die Restitua mit Vergnügen, und da sie sahen, daß sie überall schön war, so glaubten sie, daß sie eines glücklichern Schicksaals würdig wäre,

re. Die Weiber führten fast gleiche Gespräche von dem Cavalier; diese unglücklichen Liebhaber aber sahen vor Schaam auf die Erde, und indem sie ihr Unglück beweineten, so erwarteten sie alle Augenblicke die erschreckliche Todesstrafe, wozu sie verdammt waren. Da unterdessen Daria, der Admiral von Sicilien, ein sehr tapferer Mann, diese Neuigkeit erfahren hatte, so fiel es ihm ein, diese Unglücklichen auch zu sehen. Er sahe anfänglich die Restitua an, welche ihm sehr schön vorkam; und da er hierauf den Cavalier angesehen hatte, so erkannte er ihn sehr leicht. Als er sich ihm genähert hatte, so fragte er ihn, ob er nicht Johann von Procido wäre? Ich bin es bis hieher gewesen, antwortete er, aber ich fürchte, daß ich es nicht lange mehr seyn werde. Der Admiral fragte ihn noch, was die Ursache wäre, daß er ihn hier anträfe? Der Cavalier antwortete, die Liebe, und der Zorn des Königs. Der Admiral ließ sich hierauf die Sache weitläuftiger erzehlen, und da er das, was er wissen wollte, gehöret hatte, so begab er sich weg. Johann von Procido rufte ihn zurück, und bat ihn, bey dem König vor ihn um eine Gnade zu bitten. Was für eine Gnade, antwortete der Admiral? Johann von Procido sagte: daß uns der König die Gesichter gegen einander kehren lasse: Denn da ich nicht lange mehr zu leben habe, so werde ich vergnügter sterben, wenn mir der König diese Gnade erzeiget. Der Admiral erwiederte lächelnd, ich will thun was ihr verlangt, und vielleicht würke ich euch die Freyheit aus, diese Schöne so oft zu sehen, biß ihr sie müde seyn werdet. Indem er dieses sagte, so

so befahl er denen, welche die Execution thun sollten, sie bis auf neue Ordre aufzuschieben. Ob er nun schon den König sehr zornig fand, so sagte er ihm dennoch seine Gedanken, und fragte ihn, was ihm die Leute, die er zum Feuer verdammt, gethan hätten. Als es ihm der König erzählt hatte, so antwortete der Admiral, daß das Verbrechen diese Strafe wohl verdiente, und daß man nichts darwider einwenden könnte, wenn sie ein andrer als Se. Majestät auferleget hätte: Gleichwie aber die Verbrechen verdienten bestraft zu werden, so verdienten auch die Wohlthaten belohnt zu werden. Kennen Ew. Majestät wohl diejenigen, setzte er hinzu, welche sie wollten verbrennen lassen? Grosse Prinzen müssen sich nicht, verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich mir die Freyheit nehme es Ihnen zu sagen, auf diese Art von der Heftigkeit ihrer Leidenschaften hinreissen lassen. Ew. Majestät wisse also, daß der junge Mensch Landolfe von Procido, ein leiblicher Bruder von Johannen von Procido ist, welchem Sie die Krone zu verdanken haben. Das Mädgen hat den Marin von Borgare zum Vater, welcher zu Isqvio die Ehre und die Macht Ew. Majestät behauptet. Es sind junge Leute, die einander seit langer Zeit lieben, die blos aus Liebe, und nicht Ew. Majestät zu beleidigen, gesündiget haben, also solten Sie, an statt sie umbringen zu lassen, ihnen Ehre erzeigen und Geschenke geben. Der König nahm diese Erinnerung sehr wohl auf, und dankete dem Admiral für die höfliche Freyheit, womit er ihm dieses gesagt hätte. Machet es ins künftige, fuhr dieser

ser Prinz fort, eben so: Eines von dem grösten Unglück der Könige ist, daß sie viel Schmeichler, und keine treuen Freunde haben. Da er also überzeugt war, daß ihm der Admiral die Wahrheit sagte, so that es ihm sehr leyd, daß er so geschwinde verfahren hatte. Er ließ die Verliebten vor sich kommen, und nachdem er sie erkannt hatte, so beschloß er, die ihnen angethane Schmach durch Ehrenbezeugungen und Geschenke wieder gut zu machen. Er machte auch den Anfang dadurch, daß er sie nach ihrem Stande kleiden ließ. Hierauf musten sie einander heyrathen, er gab ihnen prächtige Geschenke, und schickte sie wieder nach Hause, woselbst sie mit einer ausserordentlichen Freude empfangen, und von jedermann so sehr geliebet und hochgeachtet wurden, als sie einander selbst liebten und hochachteten.



 Friedrich,



Friedrich, welcher in eine Frau verliebt war, die ihn nicht wieder liebte, brachte so viel durch, daß er arm wurde. Er begab sich endlich aufs Land, da er von seinem ganzen Vermögen nichts als einen Falken übrig hatte, welchen er der Schönen, als sie ihn eines Tages besuchte, vorsetzte. Da sie dieses erfuhr, so wurde sie davon gerühret und heyrathete ihn.

Friedrich, war ein junger Mensch von Florenz, an dem die Natur und das Glück nichts gesparet hatte, und welcher sich in eine schöne junge Frau verliebte, welche Madam Johanna hieß, und die zu ihrer Zeit vor die gröste Schönheit gehalten wurde. Frie-

Friedrich sparete weder Gasterey noch Geschenke, um Gegenliebe zu erhalten: Die Schöne aber, welche eben so ehrlich als reitzend war, verachtete den Cavalier wegen seines unnöthigen Aufwandes. Er machte es so arg, daß ihm von seinem grossen Vermögen nichts als ein kleiner Meyerhof übrig blieb, worinnen er sich einschrenkte und von dem wenigen Einkommen lebte: Von seiner vorigen Pracht hatte er nichts mehr als einen Falken, der ihm, seiner Güte wegen, sehr lieb war. Da Friedrich beständig noch verliebt und Madame Johanna jederzeit grausam war, so geschahe es, daß ihr Mann krank wurde und starb. Er hatte Zeit, sein Testament zu machen, und setzte seinen Sohn zum Universalerben aller seiner Güter, welche sehr groß waren, ein, und welche auf seine Frau fallen sollten, im Fall das Kind stürbe. Da die schöne Jahreszeit herbey kam, so begab sich Madame Johanna auf das Land, den Sommer über in einem Lusthause zuzubringen, welches sie in Friedrichen seiner Nachbarschaft hatte, der täglich seiner Schwermüthigkeit viele Rebhüner durch seinen Falken opferte. Man redete in der ganzen Nachbarschaft von nichts als von Friedrichs Falken, und erzählte Wunder davon. Da nun ein jedes Kind eine besondere Neigung zu etwas hat, so liebte der Madam Johannen ihr Sohn die Vögel sehr, und erzählete oft das, was er von Friedrichen seinem Falken sagen hörete. Unterdessen geschahe es, daß er krank wurde, und die betrübte Mutter ließ ihn nicht aus den Augen. Da die Mutter überhaupt nichts vergessen, ihren Kindern die Liebe zu zeigen, welche

 sie

sie vor sie hegen; eine Liebe, welche ihnen oft nachtheilig ist, also unterließ auch diese nicht, ihren Sohn beständig zu fragen, was er haben wollte: ob er nicht das und jenes essen möchte, wobey sie ihn zu vergnügen bald eine Puppe, bald etwas anders gab. Das Kind, welches beständig krank und verdrießlich war, schlug alles ab, was man ihm anbot, und sagte, daß er Friedrichen seinen Falken haben wollte, sie that alles mögliche, ihn auf etwas anders zu bringen; er kam aber immer wieder auf den Falken, schrie, grämte sich und sagte: daß er sterben wollte, wenn man ihm solchen nicht gäbe. Dieses setzte Madam Johannen in eine greuliche Verwirrung, sie wuste, wie sehr sie Friedrich geliebt hatte, wie viel er ihrentwegen verthan, und wie viel er dadurch gewonnen hatte. Sie wuste auch, daß es ein vortreflicher Falke, und die beste Quelle zu seiner Nahrung war. Ueberdieses empfand sie, daß sie ein wenig zu hart mit ihm verfahren hätte, als daß sie verdiene, daß er sich ihr zu Liebe das einzige Vergnügen, welches ihm noch übrig war, rauben sollte. Endlich aber überwand die Liebe diesen Wohlstand, und da sie um den Falken anhalten wollte, so entschloß sie sich, es selbst zu thun, und gieng gleich den andern Tag frühe von einer einzigen Frau begleitet zu ihm. Da Friedrich, welcher in seinem Garten war, Madam Johannen kommen sahe, so trauete er anfänglich seinen Augen nicht: Da er aber endlich überzeuget wurde, daß sie es würklich wäre, so empfing er sie voller Freuden, und sagte zu ihr, ihr irret euch, Madam, und haltet mein Haus für ein anders? Nein, mein Herr,

erwie-

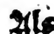
erwiederte die Schöne, ich irre mich nicht, und wir kommen, bey euch zu Mittage zu speisen. Friedrich antwortete, ihr werdet also eine schlechte Mahlzeit haben, sie wird aber dennoch so gut seyn, als mir solche zuzurichten möglich ist. Friedrich hatte seine Armuth jederzeit mit vieler Gedult ertragen, da er aber sahe, daß er so wenig im Stande wäre, eine Person, die ihm lieb war, zu bewirthen, so empfand er anjetzo, seine Armuth auf eine recht lebhafte Art. Er hatte weder Heller noch Pfennig, noch Sachen, worauf er Geld borgen konte! da er also nicht wuste, womit er die Schöne bewirthen sollte, so fiel ihm sein Falke in die Augen, er machte ihn gleich todt, fricaßirte ihn, und trug ihn auf. Die Schöne schien mit der kleinen Bewirthung zufrieden zu seyn, und stellete sich als wenn sie mit grossem Appetit ässe. Da die Mahlzeit vorbey war, und allerhand Gespräche waren geführet worden, so hielt die Schöne davor, daß es Zeit wäre, ihm die Ursache ihrer Reise zu entdecken. Ich habe eine Bitte an euch, sagte sie zu ihm; eine Bitte, welche ihr mir abzuschlagen berechtiget seyd, ohne daß ich mich darüber beklagen darf. Ich bin an dem grossen Aufwand, den ihr gemacht habet, Schuld, ich habe euch niemahls etwas bewilliget; und es ist unhöflich, nach alle dem euch auch des einzigen Vergnügens, welches ihr auf der Welt habet, berauben zu wollen, ich will sagen eures Falkens, dieser ist es, warum ich euch bitte. Mein Sohn ist krank und nichts in der Welt, als dieses, kann ihn zufrieden stellen. Wenn ich euch könnte begreiflich machen, was es ist, eine Mutter und eine zärtliche Mut-

ter zu seyn, so würdet ihr mir die Unhöflichkeit, welche ich anjetzo begehe, leicht verzeihen. Aber, Friedrich, ihr wisset, was lieben heisset, brauche ich wohl noch etwas mehr, mein Verfahren bey euch zu entschuldigen? Grausames Glück, sagte Friedrich hierauf, wirst du niemahls aufhören, mich zu verfolgen. Da ich noch im Stande war, Madam, euch Geschenke zu machen, so habt ihr kein einziges annehmen wollen; und anjetzo kommet ihr, mich um etwas zu bitten, welches mir, euch zu geben, unmöglich ist. Ich habe alle mein Unglück gedultig ertragen, aber dieses, ich bekenne es euch, dieses schlägt mich zu Boden. Ich habe keinen Falken mehr, Madam; ihr habt davon gespeiset; und da ich nichts anders hatte euch vorzusetzen, so habe ich ihn ohne Widerwillen abgewürget: Wollte Gott, ich hätte euch an statt des Falkens mein Herz vorgesetzet! Aber mein unglückliches Schicksaal wird mich jederzeit ausser Stand setzen, euch Vergnügen zu machen. Ihr habt ihn also geschlachtet, antwortete die Schöne? Ja, Madam, hier sehet die Spuren davon, antwortete er; und hierauf holete er die Federn, die Flügel und den Schnabel. Aber, Madam, fuhr er fort, man kann ja wohl einen andern finden, ein Falke ist ja so was rares nicht. Ich bin zufrieden, Friedrich, antwortete sie; und ich kann euch versichern, daß ihr mir niemahls eine so grosse Probe eurer Liebe gegeben habet. Ich werde vor das, was ihr vor mich gethan habet, erkenntlich seyn, die Vorsicht mag es auch mit meinem Sohne schicken wie sie will. Als sie dieses gesagt hatte: so bedankte sie sich bey Friedrichen und gieng wieder nach Hause.

Ihr

Ihr Sohn starb einige Tage hernach, und sie war sehr betrübt darüber. Da sie aber endlich ihre Thränen abgetrocknet und einige Zeit ohne Gemahl und ohne Kinder hingebracht hatte, so drangen ihre Brüder in sie, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, weil sie jung und sehr reich wäre. Da ihr nun hierbey die Redlichkeit des Friedrichs wieder einfiel, so antwortete sie ihren Brüdern, daß sie, weil sie es verlangten, daß sie sich wieder verheyrathen sollte, unter der Bedingung einwilligen wollte, daß sie Friedrichen heyrathen dürfte. Ihre Brüder spotteten ihrer, und stelleten ihr vor, daß sie einen Menschen wählete, der nichts hätte. Und sie antwortete, daß sie es wohl wüste, daß sie aber die Großmuth des Friedrichs höher schätzte, als alle Reichthümer auf der Welt. Die Heyrath wurde mit vieler Pracht vollzogen, Friedrich sahe seine Wünsche erfüllt, und da er wieder reich worden war, so machte er sich das Vergangene zu Nutze, er wurde ein besserer Wirth, und endigte seine Tage mit vielem Vergnügen.







Als Peter von Vinciolo zu einem seiner Freunde zum Abendessen gegangen war, so kam er geschwind wieder nach Hause, und überraschte den Liebhaber seiner Frau, welche ein Mittel fand, alles wieder gut zu machen.

Ein reicher Mann von Perusa, Nahmens Peter Vinciolo, war willens, sich zu verheyrathen, nicht, weil er sich aus der Heyrath was machte, sondern weil er glaubte, die üble Meynung, die jedermann von ihm hatte, dadurch zu verringern. Die Frau, welche er nahm, war jung, groß, dicke und feurig, und, mit einem Worte, so beschaf-

schaffen, daß sie lieber zwey Männer für einen würde genommen haben. Aber, zu ihrem Unglücke, dachte der ihrige an nichts weniger, als die natürlichen Pflichten der Ehe zu erfüllen. Die Schöne merkte dieses endlich, und gerieth mit ihrem Manne heftig darüber zusammen. Niemals ist wohl eine elendere Haushaltung gewesen. Da sie aber betrachtete, daß eine solche Zänkerey ihrer Gesundheit schaden, und ihren Mann doch nicht besser machen würde, so sagte sie zu sich selbst: Weil mir dieser Bösewicht auf diese Art begegnet, so will ich mich rächen. Ich habe ihn zum Manne genommen, weil ich geglaubt habe, daß er ein Mann wäre, und daß er das, was andere lieben, und lieben müssen, auch liebte. Er wuste, daß ich eine Frau war, und weil er die Weiber nicht liebet, so hätte er mich nicht nehmen sollen. Wenn ich der Welt hätte entsagen wollen, so würde ich mich in ein Closter verschlossen haben: weil ich aber in der Welt bin, so muß ich auch ihrer Vergnügung geniessen. Meine Jugend wird mit der Hofnung, daß mein Mann sich ändern werde, vergehen, und wenn ich hernach alt seyn werde, so wird es mir nichts helfen, wenn ich mich ärgere, daß ich meine schönen Jahre übel angewendet habe. Wenn ich mich vergehen werde, so werde ich weniger strafbar seyn, als er; denn ich werde blos die Gesetze verletzen, an statt daß er die Gesetze und die Natur verletzet. Da sie nun ihren Kopf von diesen löblichen Gedanken voll hatte, so wandte sie sich, ihr Vorhaben auszuführen, an eine alte Frau, welche dem äuserlichen Ansehen nach, eine Heilige zu seyn schien. Man sahe sie jederzeit den

Rosen-

Rosen-Cranz in der Hand haben, und es war zu Perusa kein Ablaß, der ihrer frommen Wachsamkeit entwischt wäre. Man hörte sie von nichts, als von den heiligen Vätern, oder von den Wunden des heiligen Franciscus reden. Die Schöne ersahe ihre Zeit, und sagte dieser Scheinheiligen ihre Gedanken. Diese Megere billigte sogleich ihr Vorhaben, und sagte zu ihr, daß die Jugend zu kostbar wäre, als daß man sie so übel anwenden müste. Das Alter taugt zu nichts, fuhr sie fort, ich weiß es aus meiner eigenen Erfahrung: Ich habe meine schönen Jahre übel angewendet, und muß mich die übrigen darüber ärgern. Nicht, als wenn ich meine Vergnügungen nicht auch auf der Welt genossen hätte, sondern ich werfe mir nur täglich vor, daß ich nicht alles gethan habe, was ich hätte thun können. Anjetzo, da ich zu nichts mehr nütze bin, so siehet mich niemand mehr an, alles währet nur eine gewisse Zeit, und diejenigen, welche Verstand haben, müssen die Quint-Essenz aus dieser Zeit ziehen. Mit den Männern ist es nicht so, sie sind zu tausend Dingen gut, und was die Vergnügungen der Liebe anlanget, so sind die Alten oft besser als die Jungen: an statt, daß die Weiber zu nichts als Kinder zu gebähren, gut sind: und dieserwegen liebt man sie auch. Wir sind allezeit parat, wie ihr selbst wisset, die Männer aber sind es nicht. Eine Frau würde vor viele Männer hinreichend seyn; aber viele Männer würden kaum einer Frau genug thun. Eine Frau hat auf der Welt keine angenehmere Uebung nicht, und ich sage euch nochmals, daß ihr sehr wohl thun werdet, wenn ihr euren Mann mit gleicher Münze bezahlet,

bezahlet, damit eure Seele, wenn ihr alt seyn wer=
det, eurem Leibe keine Vorwürfe zu machen ha=
be. Die Weiber haben in dieser Welt nichts,
als was sie nehmen wollen: Dahero müssen sie
sich die Zeit zu Nutze machen, ehe die Tage des
Alters kommen, da uns niemand mehr ansehen
will. Alsdenn schickt man uns in die Küche,
die Töpfe, und das Geschirre zu zählen, wir sind
der Gegenstand aller Spöttereyen, und wir haben
das Misvergnügen, von den Jungen sagen zu hören:
das sind artige Kinder: und von den Alten, die al=
ten Schachteln. Um es kurz zu machen, Madam,
so hättet ihr in keine bessern Hände fallen können, als
in meine. Es mag einer so hochmüthig seyn, als er
will, so sage ich ihm die Wahrheit, und es mag einer
so hartnäckigt seyn, als er will, so erweiche ich ihn, und
bringe ihn darzu, wozu ich ihn verlange. Lernet mir nur
den, der euch gefällt, kennen, und lasset mich vor das
übrige sorgen. Alles, was ich von euch verlange, ist
dieses, daß ihr euch meiner bey Gelegenheit erin=
nert. Ich bin eine arme Frau; und wenn ihr mir
einige Wohlthat erzeigt, so werde ich euch herzlich
gerne dienen, und Gott für euch bitten. Da ihr die
Schöne einen jungen Menschen, welcher oft bey ihr
vorbey gieng, beschrieben hatte, so gab sie ihr Be=
fehl, ihn zu fragen, ob er ein Mensch wäre, der sich
ein gutes Glück zu Nutz zu machen wüste, und schick=
te sie mit einem Stück gesalznen Fische, welches sie
ihr gab, fort. Einige Tage darnach brachte die Alte
den, welchen sie verlangte, zu ihr, und in kurzer Zeit
noch viele andere, weil die Schöne die Veränderung
liebte,

liebte und jederzeit neue Vortheile darinne zu finden hofte. Da eines Tages der Schönen ihr Mann zu einem seiner Freunde, der Hercolan hieß, zum Abendessen gebeten wurde, so gab sie der Alten Befehl, daß sie einen von den schönsten jungen Leuten aus Perusa zu ihr bringen sollte; welches sie auch sogleich bewerkstelligte. Die Verliebten hatten sich kaum zu Tische gesetzet, als der Mann an die Thür klopfte, und rufte, daß man sie aufmachen sollte. Die Schöne, welche über die unerwartete Zurückkunft ihres Mannes erschrocken war, versteckte ihren Liebhaber, und ließ ihn, weil sie entweder nicht Zeit hatte, ihn besser zu verstecken, oder weil der Ueberfall sie verhinderte, viel zu reden, in einen kleinen Verschlag, welcher an den Saal stieß, wo sie speißten, unter einen Hünerkorb kriechen, worauf sie alte Lumpen warf. Als dieses geschehen, und das Abendessen versteckt war, so machte sie ihrem Manne gleich auf. Ihr habt gar bald abgegessen, sagte die Schöne. Der Mann antwortete: Ich habe nichts weniger als gegessen, einer der sonderbarsten Zufälle hat des Herculans Haus dermassen in Unordnung gebracht, daß unser Abendessen verschwunden ist. Er, seine Frau, und ich, waren bey Tische, als wir ohngefehr vier Schritte von uns niesen höreten. Das erstemahl liessen wir es hingehen, wir wurden aber sehr bestürzet, da wir eben dieses fünfmahl nach einander höreten. Herculan, der ein wenig auf seine Frau böse worden war, daß sie uns so lange an der Thür hatte warten lassen, fragte ganz aufgebracht, was das wäre? Sie befand sich dar-

über

über betroffen, daher stund er auf, in ein kleines Cabinetchen, welches unten an der Treppe ist, zu sehen, woher er glaubte, daß dieses Niesen käme. So bald er die Thür dieses Cabinetchens eröfnet hatte, so kam ein Schwefeldampf heraus, worüber wir fast erstickt wären. Wir hatten den Schwefel schon gerochen, und Herculan hatte auch schon deswegen geschmählet: aber seine Frau entschuldigte sich damit, daß sie sagte, sie hätte diesen Schwefel verbrannt, um einige Wäsche weiß zu machen, und welche sie, wie sie sagte, unter die Treppe geleget hätte. Da nun der Rauch ein wenig vergangen war, so sahe Herculan denjenigen, der geniest hatte, und welchen der Schwefel noch beständig niesend machte. Ha Frau, sagte hierauf Herculan! nunmehro sehe ich, warum du uns so lange hast an der Thüre warten lassen. Dieses verdienet eine Belohnung, und ich bin zu billig, als daß ich sie dir abschlagen sollte. Die Frau ergrif hierauf die Flucht und salvirte sich, ich weiß nicht wohin, ohne sich im geringsten zu rechtfertigen. Herculan sagte, ohne zu merken, daß seine Frau fortlief, vielmahls zu dem Niesenden, daß er aus seinem Neste hervorkommen sollte: Da er aber vom Rauche fast erstickt war, so bewegte er sich nicht einmahl. Nachdem ihn Herculan bey den Beinen heraus gezogen hatte, so lief er nach seinem Degen, in der Absicht ihn solchen durch den Leib zu stossen, die Furcht aber, daß ich in einen Mord verwickelt werden möchte, machte, daß ich ihm entgegen lief, ihn zu verhindern, diesen Unglückseeligen umzubringen. Zum Glück lieffen die Nachbarn hinzu, und trugen ihn, weiß nicht, wohin.

Sehet

Sehet, dieses ist unsre Abendmalzeit gewesen, welche ich gar gerne hätte entbehren wollen. Die Schöne sahe hieraus, daß sie nicht die einzige wäre, welche anderer Leute Guth begehrte. Sie hätte die Frau des Herculans gerne entschuldiget, weil sie aber glaubte, daß sie ihre Fehler desto besser verbergen würde, wenn sie auf anderer ihre loszöge, so war kein Schimpfwort, welches sie nicht sagte. Was vor eine Heilige! fing sie an, wer sollte es geglaubet haben? ich hätte bey ihr beichten wollen. Das ist eine Alte, welche den Jungen mit guten Exempeln vorgehet. Verflucht sey doch die Stunde, worinne dies ewige Scheusaal unsers Geschlechtes gebohren worden ist. Ist dieses die Treue, welche sie einem Manne, der sie so gut hielte, schuldig war? Weiber von diesem Charakter verdienen, daß man sie ohne Mitleiden verbrenne. Nachdem sie hundert andere solche Reden gesaget hatte und sich erinnerte, daß ihr Liebhaber noch unter dem Hünerkorbe wäre, so sagte sie zu ihrem Manne; daß es Zeit wäre, sich niederzulegen. Der Mann, welcher lieber essen als schlafen wollte, fragte, ob nichts von dem Abendessen übrig geblieben wäre? Die Schöne antwortete aber, wir machen nicht viel zu essen, wenn ihr nicht zu Hause seyd, und ich bin nicht wie die Frau des Herculan. Leget euch vor diesen Abend zu Bette, so könnet ihr morgen mit besserm Appetite essen.

Da diesen Abend des Vinciolo Bauern etwas vom Dorfe gebracht, und ihre Esel, ohne sie zu tränken, in einen kleinen Stall gestellet hatten, der in dem Verschlage, worinnen der Liebhaber unter dem Hüner=

Hünerkorbe saß, gegen über war, so trug es sich zu, daß, als eines von diesen Thieren sich losgemachet hatte, aus dem Stalle lief. Und da es überall herum ging und Wasser suchte, so lief es auch endlich zum Unglück in den Verschlag, wovon die Thüre offen stunde, und indem es bey dem Korbe, worunter der Liebhaber in einem Haufen lag, vorbey ging, so trat es ihn auf die Finger, welche er durch das Gitter gestecket, und auf die Erde gestemmet hatte, um sich mit weniger Beschwerlichkeit zu erhalten. Der Schmerz, welchen er empfand, machte, daß er einen lauten Schrey that, Vinciolo hörte ihn und wunderte sich darüber. Er ging aus dem Zimmer und lief dem Geschreye, welches beständig fortdauerte, nach, weil der Esel das Bein noch auf den Fingern des Liebhabers hatte. Er hob den Hünerkorb auf, und fand den Vogel, welcher über die Gegenwart des Mannes mehr erschrack, als über den übeln Zustand seiner Finger betrübt war. Da ihn der Mann erkannt hatte, so fragte er ihn, was er da machte? Er erhielt aber weiter keine Antwort, als daß er ihn bat, ihm Quartier zu geben. Du sollst es unter der Bedingung haben, antwortete der Mann, wenn du mir die Wahrheit sagen wirst: welches er auch that. Der Mann war so vergnügt, den Liebhaber gefunden zu haben, als die Frau mißvergnügt darüber war, er nahm ihn bey der Hand und führete ihn in seine Stube, wo ihn die Frau mit der grösten Furcht von der Welt erwartete. Meine gute Frau, sagte er, indem er hinein ging, ihr seyd nur mit dem Maule klug. Seyd ihr anjetzo noch der Meynung,

daß man ohne Barmherzigkeit alle Weiber verbrenne, welche es so, wie des Herculan seine, machen? Machet ihr eurem Geschlechte mehr Ehre als jene? Mußtet ihr denn an andern ein Laster auf eine so hochmüthige Art tadeln, dessen ihr doch selbst schuldig waret? Kann man seine Fehler nicht anders verbergen, als wenn man andern ihre vergrössert? Da die Schöne sahe, daß sie besser loskommen würde, als sie geglaubet hatte, so antwortete sie ihm ganz gelassen: Ein Mann, der die Weiber nicht mehr als ihr liebet, muß sich gar nicht darum bekümmern, was sie machen. Es ist ein grosser Unterschied zwischen mir und des Herculans Frau, dieses ist eine alte Heuchlerin, welche ihr Mann so hält, wie eine Frau gehalten werden muß; aber bey mir ist es gerade das Gegentheil. Es fehlet mir in Wahrheit an nichts, was des Lebens Unterhalt anbelanget: aber braucht denn eine Frau von meinem Alter weiter nichts? Ich wollte aller dieser Zierrathen gerne entbehren, wenn ich in Ansehung des ehelichen Vergnügens zufrieden zu seyn Ursache hätte. Ich bin eine Frau wie die andern: ich habe gleiche Neigungen und gleiche Begierden, und solltet ihr mir wohl verdenken, wenn ich das, was ich bey euch nicht haben kann, anderswo suche? Ich widersetze mich euern Vergnügungen nicht, widersetzet ihr euch den meinigen auch nicht; und seyd zufrieden, daß ich mich nur zu hübschen Leuten halte. Der Mann, welcher, wie zu Anfange bemerket worden, die Mannspersonen mehr als die Weiber liebte, und über den Lärm seiner Frau anfieng verdrüßlich zu werden, sagte zu ihr, wir wollens dabey bewenden

lassen:

lassen: ihr sollt Genugthuung haben, und ich verlange von euch nichts weiter als zu essen; denn ich glaube, daß dieser schöne junge Mensch eben so wenig gegessen hat, als ich. Das ist wahr, antwortete die Schöne: wir wollten uns eben zu Tische setzen, als ihr zum Unglück an die Thüre klopfetet. Ich bitte euch also, fuhr der Mann fort, schafft zu essen, und hierauf wollen wir die Sache so entscheiden, daß ihr nicht Ursache haben werdet, euch zu beklagen. Da die Schöne sahe, daß die Sachen so gut gingen, so ließ sie das Tischtuch wieder auf decken und das verschlossene Abendessen auftragen. Der Mann, die Frau, und der Liebhaber, assen mit gutem Appetite; Um aber zu sagen, wie die Sache nach der Mahlzeit entschieden wurde, so muß ich antworten, daß ich es nicht erfahren habe: so viel weiß ich wohl, daß man den Morgen darauf zu Perusa sagte, daß der Mann die Nacht eben so vergnügt hingebracht hätte, als die Frau.





Als Madame Philippi mit ihrem Liebsten von ihrem Manne war überfallen worden, so zog er sie vor Gericht, sie wickelte sich aber durch eine sinnreiche Antwort aus diesem Handel, und machte, daß das Gesetz, welches man wider die Weiber gegeben hatte, eingeschränket wurde.

Die Stadt Prato hatte vor diesen wider die Weiber ein sehr strenges, ich will nicht sagen, grausames Gesetz, nach welchem diejenigen, welche durch ihre Männer im Ehebruch waren ergriffen worden, ohne Barmherzigkeit verbrannt werden sollten. Dieses Gesetz war noch gültig, als eine Frau, Nahmens Philip-

Philippi, die jung, schön und von Natur sehr verliebt war, durch Reinhold von Pugliesi ihren Mann, mit Lazarin Quesageliotri, welchen sie als ihr eigen Leben liebte, auf frischer That ertappet wurde. Der Mann überließ sich alle dem, was ein Zorn von dieser Art haben kann, und ohne die Furcht, welche er seinetwegen hatte, würde er sie beide ohne Zweifel umgebracht haben. Dennoch glaubte er, daß er durch den Tod seiner Frau genug gerochen seyn würde; und da er so viel Kennzeichen, als nöthig waren, hatte, so lies er sie, sobald es Tag war, vor Gericht fordern. Die Freunde der Schönen, welche sie schon als eine verlohrne Frau betrachteten, riethen ihr, daß sie nicht erscheinen sollte: Da sie aber einen grossen Geist hatte, wie diejenigen gemeiniglich zu haben pflegen, welche wohl zu lieben wissen, so wollte sie lieber auf eine herzhafte Art, durch Bekenntnis der Wahrheit sterben, als auf der Flucht umkommen, und dadurch zu erkennen geben, daß sie eines Liebhabers unwürdig wäre, der so viel vorzügliche Verdienste hatte, als der, mit dem sie war überfallen worden. Man mochte ihr sagen, was man wollte, so begab sie sich dennoch, von einem, und von dem andern Geschlechte begleitet, zu dem Richter und fragte ihn mit einem ernsthaften Gesichte, was er von ihr verlangte. Da der Richter sahe, daß sie schön war, und aus ihrer Standhaftigkeit urtheilete, daß sie eben so viel Großmuth als Schönheit besässe, so fing er an ihr Schicksaal zu beklagen und zu befürchten, daß sie die That bekennen, und ihn dadurch nöthigen möchte, sie zum Tode zu verdammen. Weil er sie nun nothwendig über die Klage vernehmen

 muste,

muste, so sagte er zu ihr, mehr als Advocat als Richter: Madam, euer Mann, welchen ihr hier gegenwärtig sehet, klaget euch Ehebruchs halber an, und sagt, daß er euch bey einem andern Mann überfallen habe. Er verlangt, daß ihr nach dem Gesetz sollet bestrafet, das ist, verbrannt werden: Ich kann euch aber nicht verdammen, wenn ihr nicht zum wenigsten die That gestehet. Ihr könnet eure Maasregeln darnach nehmen, und mir sagen, was daran ist. Die Schöne antwortete, ohne etwas von ihrer Standhaftigkeit zu verliehren: Es ist wahr, mein Herr, daß Reinhold mein Mann ist, und daß er mich die vorige Nacht in den Armen des Laparin, welchen ich liebe und hochachte, gefunden hat. Ihr seyd aber zu erfahren, als daß ihr nicht wissen solltet, daß die Gesetze, welche in einem Staate gegeben werden, gemein, oder zum wenigsten mit Einwilligung der dabey interreßirten Partheyen abgefaßt seyn müssen. Dieses ist es, was man in dem Gesetze, wovon die Rede ist, nicht beobachtet hat. Es ist blos wider die Weiber. Es hat nicht allein niemand von uns darein gewilliget, sondern es ist auch nicht einmal eine um Rath gefraget worden. Also kann es nicht anders als Unrecht seyn. Weil ihr aber dennoch, wider euer Gewissen, und zum Nachtheil meines Lebens ein so ungerechtes Gesetz ausüben wollet, so stehet es euch frey, ich bin in euren Händen und ihr könnet thun, was euch gefället; ehe ihr aber das Urtheil sprechet, so muß ich euch um eine kleine Gnade bitten, diese bestehet darinne, meinen Mann zu fragen, ob ich mich jemals seinen Vergnügungen widersetzet habe, und ob ich nicht jeder-

jederzeit bereit gewesen sey, das, was er verlanget hat, zu thun. Reinhold antwortete, ohne zu warten, bis man ihn fragte, daß er, was die Gefälligkeit anlangete, mit seiner Frau vollkommen zufrieden wäre. Ich frage euch also, mein Herr, da mein Mann von mir alles erhalten, was er verlanget hat, und was ihm nöthig gewesen ist, was ich mit dem übrigen machen sollte? Sollte ich es den Hunden vorschmeißen? War es nicht besser, es einem artigen Menschen, der mich mehr als sich selbsten liebet, zu überlassen, als es verderben oder umkommen zu lassen? Der Stand der Personen und der Innhalt der Sache waren Ursache, daß eine grosse Menge Volks zum Richter gekommen war, ja die ganze Stadt war fast da: Dahero ein jeder über eine so artige Frau lachte und alle zusammen ausruften, daß die Schöne Recht hätte. Das Gesetz wurde mit Genehmhaltung des Richters gemäßiget und blos auf die Weiber eingeschränket, welche aus Geitz ihren Männern untreu seyn würden. Reinhold war vor seinen Theil beschämt, die Frau aber ging, da sie sich aus diesem Handel gewickelt hatte, voller Freuden und von tausend freudigen Zuruffungen begleitet, nach Hause.



Als Nicolas der Lothringer, einsmals in der Nacht an seine Hausthür pochen hörete, so weckte er seine Frau auf, welche ihm weiß machte, daß es ein Geist wäre: und nachdem sie ihn beyde mit einem Gebete besprochen hatten, so hörten sie nichts mehr.

Vor diesen war zu Florenz in der Strase des heiligen Brancasse ein Wollkrämer, Nahmens Nicolas, der Lothringer, ein Mensch, der mehr glücklich als klug war. Weil er nun ein guter Tropf war, so war er oft in seinem Viertheil über die von seinem Handwerk Hauptmann. Wenn sie ihre Versammlungen

langen hatten, so gingen sie zu ihm, und da er sein Auskommen hatte, und oft die Mönche bewirthete, so erhielt er oft eine kleine Ehre, welche ihn glaubend machte, daß er mehr als andere Leute wäre. Die Mönche, welche ihm beständig einige Federn ausrauften, lehrten ihm davor viel schöne Gebeter. Sie gaben ihm das Pater noster in gemeiner Sprache, den Gesang des heiligen Alexius, nebst dem Gesang der Frau Matilde u. s. f. welche er vor das Wohl seiner Seelen heilig verwahrete. Dieser Mann hatte eine Frau von einer ausserordentlichen Schönheit, sie hieß Helene, und war eine Tochter des Manutio Cucullia. Da sie eben so verständig als schön war, so konnte ihr die Einfalt ihres Mannes nicht unbekant bleiben. Die Schöne liebte einen jungen verdienstvollen Menschen, Nahmens Johann Pejolotti, welchem sie sagen ließ, das er sie in einem Lusthause, welches ihr Mann bey Florenz hatte, besuchen sollte, wo sie gemeiniglich den Sommer zuzubringen pflegte. Der Mann kam bisweilen auch dahin und schlief da; bisweilen aber ging er gleich den andern Morgen in seinen Laden zurück: bisweilen brachte er auch Gesellschaft mit und blieb da. Johannes unterließ nicht, sich an dem bestimmten Orte einzufinden: und da der Mann diesen Abend nicht kam, so aß und schlief er bey seiner Liebsten. Da diese Verliebten mit einander zufrieden waren, so ergriffen sie solche Maasregeln, daß sie nicht nöthig hatten, nach einander zu schicken, oder an einander zu schreiben. Es wurde ausgemacht, daß Johannes alle Tage in ein Haus, welches er über seiner Liebsten ihrem hatte, gehen sollte, und wenn er im Hin- oder

Hergehen einen Eselskopf, oben auf einem Weinpfahle, in dem Weinberge sehen würde, welcher gleich bey dem Hause der Schönen war, und daß die Schnauze nach der Seite von Florenz zu gekehret wäre, so könnte er kommen, und sich darauf verlassen, daß er bey ihr schlafen würde: wäre die Thüre verschlossen, so sollte er nur ganz sachte dreymal anpochen, und man würde ihm gleich aufmachen: wenn aber die Schnauze umgekehret stünde, so sollte dieses ein Zeichen seyn, daß der Mann da wäre, und daß er nicht kommen sollte. Auf diese Art besuchten sie einander unzähligemahl, ohne daß ihnen was widriges begegnet wäre: einsmals aber, da Johann bey der Schönen speisen sollte, welche ihn mit zwey grossen Capaunen am Spiesse erwartete, so kam der Mann ganz unvermuthet des Abends an, worüber sie sehr verdrießlich war. Sie gab ihm ein kleines Stückchen Speck, welches sie besonders hatte kochen lassen, zum Abendessen, die zwey Capaunen, viele frische Eyer und eine Flasche von dem besten Weine aber, wurde auf ihren Befehl in ein reines Tuch geschlagen, und durch ihre Vertraute in einen, ein wenig von dem Hause gelegenen Garten, wo sie bisweilen mit Johann unter einen Pfirsigbaum, der ihm wohl bekannt war, gespeiset hatte, getragen: Die Uebereilung aber, womit dieses geschahe, u. zu verhindern, daß der Mann nichts davon erfahren möchte, war Schuld, daß die Schöne der Vertrauten zu sagen vergaß, daß sie in dem Garten bis zu der Ankunft des Johannes warten, und ihm sagen sollte, daß der Mann gekommen wäre, und daß er unter dem Pfirsigbaume

me alles das, was er nöthig hätte, nehmen könnte. Da jedermann zu Bette war, so kam Johann, welcher den Eselskopf auf der guten Seite gefunden hatte, an die Thüre, und klopfte dreymal sachte an. Der Mann hörte es gleich, und die Schöne auch: damit sie sich aber bey ihm nicht verdächtig machte, so stellete sie sich, als wenn sie schliefe. Johann klopfte zum zweyten male, worüber der Mann ganz erschrocken, seine Frau stieß, und sagte: Helene, hörst du nicht. Es klopft jemand an der Thür; ach nein, Nicolas! Es ist Niemand, antwortete die Schöne: es ist ein Geist, der mir seit etlichen Nächten viel Furcht verursacht hat: und zwar so eine grosse Furcht, daß ich mich sogleich unter das Bette versteckte, sobald ich ihn nur hörete, ohne daß ich wieder vor Tages Anbruch heraus sahe. Fasse Muth, Frau, antwortete der Mann. Wenn es ein Geist ist, so wird er uns nichts zu Leide thun, denn ich habe, ehe ich mich zu Bette geleget, verschiedene schöne Gebeter gethan, und das Zeichen des heiligen Kreuzes an allen vier Ecken unsers Bettes gemacht. Die Schöne, welche fürchtete, Johann möchte denken, daß sie ihm nicht Farbe hielte, enschloß sich aufzustehen, und ihm zu sagen, daß ihr Mann bey ihr wäre. Eure Gebeter und Creutze, sagte sie zu ihm, machen mir nicht viel Muth. Wir wollen aufstehen, und den Geist, wenn ihr wollet, beschwören. Nu, wie denn beschwören? antwortete der Mann. Eine fromme Nonne, erwiederte sie, welcher ich meine Furcht gesaget habe, hat mir dieses Geheimniß gelehret, ich habe es niemals alleine versuchen wollen; mit euch aber

will

will ich es gerne versuchen. Sie stunden also auf, und giengen an die Thür, wo Johann die Treue seiner Liebsten schon im Verdacht zu haben anfieng. Indem sie dahin giengen, so sagte die Schöne zu ihrem Manne, daß er ausspeyen müste, wenn sie es ihm heissen würde. Da es der Mann versprochen hatte, so fieng die Schöne ihr Gebet an, und sagte: Du Nachtgeist, kehre um, wo du hergekommen bist; in dem Garten unter dem grossen Pfirsigbaume wirst du zwey Capaunen, frische Eyer und eine Flasche Wein finden; Nimm, was du brauchst und kehre wieder um, ohne weder mir noch meinem Manne, welcher hier ist, etwas zu Leide zu thun. Speye aus, Nicolas: sagte sie zu ihrem Manne: und Nicolas spie aus. Johann, der alles dieses hörete, verstund es sogleich: sein Verdacht fiel weg, und ob er schon über diesen Zufall sehr verdrüßlich war, so hatte er doch Mühe genug, sich des Lachens zu enthalten, als er den Mann auf Befehl seiner Frauen ausspeien hörete, und dachte bey sich selbst, wenn du doch die Zähne mit ausspeien müßtest. Als die Beschwörung dreymal geschehen war, so kehreten die Beschwörer wieder um, und gingen ins Bette. Johann, welcher bey der Schöne hatte speisen wollen, und guten Appetit hatte, verstund den Inhalt des Gebets ganz wohl, dahero ging er in den Garten und fand vorerzehlte Sachen unter dem Pfirsigbaume, welche er mit sich fortnahm und zu Hause mit Bequemlichkeit speißte. Das erstemal, da sie einander wieder sahen, welches kurz darauf geschahe, so belachten sie die Beschwörung recht sehr, vornehmlich aber die Einfalt des guten Mannes Nicolas.



Da Bruder Syfart bey seiner Frau Gevatter schlief, so kam der Mann von ohngefähr dazu, welchem man weiß machte, daß der Mönch die Würmer seiner Pathe beschwörete.

Syfart von Sienna, ein junger wohlgestallter Cavalier, verliebte sich in eine von seinen Nachbarinnen, welche sehr schön, und die an einen reichen Mann verheyrathet war. Der Cavalier bildete sich ein, daß er alles, was er verlangte, erhalten würde, wenn er nur ein Mittel finden könnte, mit der Schönen, ohne sich bey dem Manne verdächtig zu machen,

zu

zu reden. Da er aber kein solches Mittel finden konnte, so beschloß er, weil die Schöne schwanger war, sein Gevatter zu werden, und redete mit dem Manne auf die höflichste Art davon. Er erhielt eine Antwort nach Wunsche: Weil ihm nun die Gevatterschaft einen guten Vorwand verschafte, mit der Schönen zu reden, so unterließ er nicht, sie von dem Zustande seines Herzens zu unterhalten, welchen sie schon aus seinen Blicken und tausend andern Bezeigungen errathen hatte. Der Cavalier hatte von seiner Liebe nicht viel Vergnügen, ob die Schöne schon nicht böse wurde, wenn er davon redete. Einige Zeit hernach wurde Syfart, ich weiß nicht warum, ein Mönch. Er entsagte einige Zeit seiner Liebe und verschiedenen andern Eitelkeiten; er fing sie aber gar bald wieder an, ohne deswegen seine Kleidung zu verändern. Er machte sich im Gegentheil ein Vergnügen daraus, sich in Mönchs-Kleidern sehen zu lassen. Er war jederzeit sehr reinlich, und so lustig, daß man ihn oft Verse, die er auf Noten gesetzet hatte, singen hörete. Er war nach der gewöhnlichen Art der Mönche galant, voller Muskus und Ambra, und so durchräuchert, wie eine Apotheke. In diesem Aufzuge fieng Bruder Syfart wieder an, bey seiner Liebsten öftere Besuche abzustatten, und ihr mehr als jemals zu Leibe zu gehen. Da die Schöne sahe, daß er so sehr in sie drang, und ihr Bruder Syfart vielleicht besser als sonsten gefiel, so antwortete sie wie diejenigen, welche alles bewilligen wollen, zu antworten pflegen. Wie! Bruder Syfart, sagte sie zu ihm: Thun die Mönche dergleichen Sachen auch? Ja Madam, antwortete der

Mönch,

Mönch, wenn ich dieses Kleid ablege, das ich anjetzo anhabe, so bin ich ein Cavalier wie andere. Aber, sagte die Schöne, wie könnte ich denn das thun? Ihr seyd ja mein Gevatter, die Sünde würde zu groß seyn; und dieses ist es, was mich abhält, euer Verlangen zu erfüllen. Das ist eine schöne Ursache, antwortete der Mönch! ich gebe es zu, daß es eine Sünde seyn würde: aber wie viel grössere Sünden vergiebt nicht unser Herr Gevatter, wenn man sie bereuet? Saget mir doch, wer eurem Sohne näher verwandt ist, ich, der ich ihn aus der Taufe gehoben, oder euer Mann, der ihn gemacht hat? Die Schöne antwortete darauf, daß es ihr Mann wäre. Nun gut, fuhr der Mönch weiter fort, schlafet ihr denn nicht bey ihm? Also könnet ihr auch bey mir schlafen, da ich eurem Sohne nicht so nahe verwandt bin. Die Schöne, welche in der Kunst zu disputiren nicht sonderlich geschickt war, und leichtlich verwirrt wurde, glaubte oder stellete sich vielmehr, als wenn sie glaubte, daß der Mönch recht hätte. Wer kann euch darauf antworten, Gevatter, sagte sie zu ihm? Hierauf willigte sie ein, alles zu thun, was er verlangte; aber nur ein einzigesmal. Da ihm die Gevatterschaft einen Vorwand verschaffte, daß sie einander ofte besuchen konnten, ohne daß Jemand etwas darwider einzuwenden hatte, so blieb es beym erstenmale nicht. Da unter andern eines Tages Syfart von einem seiner Collegen begleitet, seine Frau Gevatter besuchte, welche niemanden, als eine junge sehr artige Magd bey sich hatte, so schickte er seinen Cammeraden mit der Magd in die Scheune, um ihr sein Pater noster zu

lernen,

lernen, er aber und seine Schöne, welche ihr Kind bey der Hand hatte, gingen in die Stube, und setzten sich auf ein Faulbettchen, welches ihm ganz bequem war, nieder. So bald der Mönch hinein war, so zog er seine Mönchskutte aus, und zog ein ander Kleid an. Kaum aber waren diese Verliebten eine Stunde beysammen gewesen, als der Herr Gevatter sich an der Stubenthür hören ließ; er klopfte und rufte seine Frau. Ich bin verlohren, sagte die Schöne, als sie es hörete: Mein Mann ist da. Bruder Syfart ohne Kutte und andere Zierathen der Mönche, fieng an zu zittern. Wenn ich nur Zeit hätte, sagte er, meine Kleidung wieder anzuziehen, so wollten wir bald eine Ausflucht finden: aber so, wie ich bin, was soll ich vor eine Entschuldigung machen? Ich will es schon machen, antwortete die Schöne. Machet nur geschwinde und überlasset mir die Sorge uns zu entschuldigen. Nehmet eure Pathe auf den Arm, und höret wohl zu, was ich sagen werde, damit ihr ein gleiches sagen könnet. Sobald die Schöne dieses gesagt hatte, so schrie sie: Mann, ich komme gleich. Nur einen Augenblick Gedult. Da nun alles zurechte gemacht war, so machte sie die Thür mit einem muntern Gesichte auf, und sagte zu ihrem Manne: Bruder Syfart, unser Gevatter, ist gleich zu rechter Zeit hier gewesen. Ohne ihn würden wir um unser Kind gekommen seyn. Da der arme Tropf vom Manne dieses hörete, so erstaunete er so sehr darüber, daß er eine gute Weile nichts sagen konnte, als: Ach mein Gott! Es fiel auf einmahl in eine Ohnmacht, fuhr sie fort, und ich dachte es wäre gestorben, als Bruder

der Syfart zu meinem Glück dazu kam. Er nahm es in seine Arme und versicherte mich, daß es Würmer wären, welche dem Kinde das Herz zernageten, und welche es gewiß umbringen würden, wenn man nicht bald darwider Rath schaffte. Aber erschrecket nur nicht, sagte er weiter zu mir, ich will sie beschwören, so, daß sie alle sterben sollen; und ehe ich von hier weggehe, so sollet ihr sehen, daß sich euer Kind so wohl befinden soll, als es sich jemals befunden hat. Da ihr nun hiebey nöthig gewesen wäret, gewisse Gebeter zu beten, und die Magd euch nirgends hat finden können, so hat er sie von einem seiner Collegen in der Scheune beten zu lassen, und er und ich sind alleine hier geblieben, weil niemand als ich bey diesem Geheimnisse seyn durfte. Er hat das Kind noch in seinen Armen, und ich glaube, daß er wartet, bis sein Cammerad ausgebethet hat. Erschrecket nur nicht, mein lieber Mann, das Kind ist schon wieder zu sich selbst gekommen. Dank sey es unserm guten und hülfreichen Gevatter. Diese Erzählung machte den armen Teufel so verwirrt, daß er alles vor wahr hielt. Ich muß es sehen, sagte er seufzend! Thut das nicht, antwortete die Schöne, ihr möchtet alles verderben. Ich will sehen, ob alles vorbey ist, und wenn es ist, so will ich euch schon ruffen. Bruder Syfart, der alles wohl gehöret hatte und versichert war, daß sich der Mann hatte betrügen lassen, schrie laut, ist das nicht mein Gevatter, den ich höre? Ja ich bin es, mein ehrwürdiger Vater, antwortete der arme Tropf. Kommet herein, fuhr der Mönch fort, damit ich euch euren Sohn, den meine Frau Gevatter für todt hielt, voll-

kommen gesund zeige. Alles, was ich von euch verlange, ist dieses, daß ihr eine Statue von Wachs von seiner Grösse aus Erkenntlichkeit gegen Gott, dem Bilde des heiligen Ambrosius gegen über, setzen lasset. Denn durch dieses Heiligen Verdienste, hat euch Gott euer Kind wieder geschenket. Sobald das Kind seinen Vater sahe, so lief es zu ihm und schmeichelte ihm, wie die kleinen Kinder gemeiniglich zu thun pflegen. Er empfing es, weinete vor Liebe, küßte es tausendmal, und dankte seinem liebreichen und dienstwilligen Gevatter auf den Knien. Da der Mönch in der Scheune, der der Magd schon viele Pater Nosters hatte beten lassen, den Mann ruffen hörte, so war er ganz sachte gekommen, und hatte durch ein kleines Loch gesehen, wodurch er zugleich alles hören konnte, was in der Stube vorging, und da er sahe, daß alles gut ging, so kam er auch hinein, und sagte: Bruder Syfart, ich habe die vier Gebeter gebetet, die ihr mir aufgegeben habet. Das ist recht gut, mein Bruder, antwortete Syfart, ihr habt einen guten Athem. Da mein Gevatter kam, so hatte ich deren erst zwey gebetet: Der Herr aber hat euer und mein Gebet erhöret, und das Kind meines lieben Gevatters geheilet. Der Hahnrey vom Manne ließ von seinem besten Weine nebst vielen Confecte auftragen, womit er die Mönche, welche einiger Erquickung nöthig hatten, tractirte. Bey ihrem Weggehen erzeigte er ihnen unendliche Höflichkeit und stattete tausend Dank ab, ließ auch sobald als möglich, die Statue von Wachs machen, welche an den Ort, den Bruder Syfart bestimmt hatte, gesetzt wurde.

Blondel



Blondel spielte dem Chiaque einen Possen, der sich lustig deswegen rächete, und machte, daß jener brav ausgeprügelt wurde.

Zu Florenz war einer, Nahmens Chiaque, welcher der grössesste Fresser, den man jemals gesehen hat und dabey so lecker war, daß sein Einkommen, ob er schon ziemlich reich war, dennoch nicht zulangen wollte. Sonsten war es ein guter Mensch in Gesellschafft, der sich wohl aufzuführen wuste, und alles mit einer gewissen Annehmlichkeit that. Er war ein Ertzschmarozer,

rozer und hielt sich blos zu denen, die reich waren, und einen guten Tisch führeten; er war jederzeit bereit zu essen und zu trinken, ohne daß er wartete, bis man ihn bat. Zu gleicher Zeit war auch einer, Namens Blondel, ein Mensch von kleiner Statur, dabey aber verliebt, reinlich, knapp wie eine Puppe, und jederzeit so gut frisirt, daß ein Haar wie das andere lag: im übrigen aber den Charakter und die Lebensart mit dem Chiaque gemein hatte. Da dieser Blondel einstens an einem Festtage auf den Fischmarkt gegangen war, wo er vor einen seiner Freunde zwey grosse Lampreten kaufte und ihm Chiaque von ohngefähr begegnete, so fragte er ihn, was er mit den Lampreten machen wollte? Gestern Abend, sagte er, kriegte Herr Donat noch drey grosse andere geschickt; und weil er heute viele von seinen guten Freunden zu Gaste hat, und verlangt, daß alles im Ueberfluß seyn soll, so hat er mich gebeten, daß ich ihm diese zwey noch kaufen sollte. Werdet ihr denn nicht zu der Gasterey kommen? ohne Zweifel, antwortete Chiaque. So bald die Freßglocke schlug, so ging dieser zum Herrn Donat, welcher bey seinem Nachbar war, und da er ihn sahe, fragte er, wo er hin wollte? Ich komme zu euch zu Gaste, mein Herr, antwortete Chiaque; Donat erwiederte, ihr seyd ein artiger Mann, ich mache mir ein Vergnügen daraus. Wir wollen also gehen, es ist Zeit. Da sie bey Tische waren, so trug man nichts als Erbsen und gesalznen Fisch, der nur ein wenig geröstet war, auf. Chiaque sahe nunmehro wohl, daß ihn Blondel zum Narren gemacht hatte, und beschloß, sich deswegen zu rächen.

chen. Blondel verkündigte unterdessen überall, was er ihm vor einen Possen gespielet hätte, und machte, daß ein jeder, dem er es erzählete, darüber lachte. Da sie einige Tage hernach einander begegneten, so grüßte Blondel Chiaquen, und fragte ihn lächelnd, ob die Lampreten des Hern Donats gut geschmeckt hätten? Chiaque sagte hierauf, daß er ihm auf diese Frage, ehe acht Tage vergingen, antworten wollte. Sie waren kaum von einander weg, als er zu einem Schweinschneider ging, dem er eine gläserne Flasche gab, und ihm auf dem Markte einen gewissen Cavalier, Nahmens Philipp Argenti zeigte, dieses war ein ansehnlicher, starker, hochmüthiger und im höchsten Grade hitziger Mensch. Siehest du wohl den Menschen da, sagte er zu ihm? Trage ihm diese Flasche hin und sage zu ihm, daß sich Blondel mit seinen guten Freunden lustig machen wollte, und ihn deswegen bitten ließ, daß er ihm diese Flasche mit rothem Weine möchte füllen lassen; aber nimm dich in Acht, daß er dich nicht beym Leibe kriegt, denn er würde dich übel zurichten, und du würdest meine ganze Sache verderben. Wenn du es wirst gethan haben, so komm wieder zu mir, und ich werde dich bezahlen. Philipp, der den Blondel kennete, und leicht in Zorn gerieth, hörete kaum von Füllung einer Flasche reden, als er schon glaubte, daß ihn Blondel zum Narren machen wollte, dahero stund er ganz wütend auf, und sagte: Blondel, seinem Freunde, rother Wein; lief zu gleicher Zeit nach dem Schweinschneider, der sich aber in Acht nahm, und auszog, und wieder zu Chiaquen kam, der den ganzen Handel mit angesehen hatte. Er bezahlte

 ihn,

ihn, und war mit der Art, wie Philipp das Compliment aufgenommen hatte, sehr zufrieden. Nun muste er aber den Blondel suchen. Er lief so lange, bis er ihn fand, und sagte zu ihm, daß Herr Philipp auf dem Markte wäre, und ihn überall suchen ließ; daß er aber nicht wüste, was er haben wollte. Blondel ging sogleich zu ihm, und Chiaque folgte ihm von weiten nach, um zu sehen, wie er würde bewillkommet werden. Herr Philipp, der aus den Reden des Schweinschneiders ersehen hatte, daß sich Blondel vielleicht auf Ansuchung eines seiner Freunde, auf seine Unkosten hätte lustig machen wollen, knirschte mit den Zähnen und schäumete für Zorn, als er Blondeln kommen sahe. Er stund sogleich auf, und gab ihm, ohne ein Wort zu reden, mit der Faust einen Schlag ins Gesichte und warf ihn zu Boden. Blondel wunderte sich über eine so hitzige Aufnahme und wollte nach deren Ursache fragen: Philipp aber fing an, an statt ihm zu antworten, ihn von neuem zu prügeln und bey den Haaren herum zu schleiffen. Ich will dir lernen, Hundsfutt, sagte er, wen du zum Narren haben sollst, und ob ich Wein vor deine Freunde habe. Blondel hätte gerne geredet, er konnte aber nicht dazu kommen. Die Schläge regneten auf ihn wie Hagel: das ganze Gesicht war ihm voller Blut, seine Haare, sein Hut und seine Kleider waren in tausend Stücken zerrissen. Da er ihn nun lange geprügelt und im Kothe herum geschleppet hatte, ohne daß ihn jemand abhalten konnte, so kamen endlich so viel Leute zusammen, daß sich Herr Philipp genöthiget sahe, ihn loszulassen. Nunmehro erzählte

man

man ihm, warum ihm Philipp auf diese Art begegnet wäre. Daraus könnet ihr lernen, setzte man hinzu, daß man Leute, wie er ist, nicht zum Narren haben muß. Blondel weinte wie ein Kind, schwur und versicherte, daß er nicht nach seinem Weine geschickt hätte. Er vermuthete gleich, das dieses ein Streich vom Chiaque wäre, und nachdem er den Koth abgemachet und sich ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, so ging er nach Hause. Er hatte einige Zeit nöthig, ehe er sein zerschlagenes Gesichte wieder zurechte brachte: da er aber wieder ausgieng, so begegnete ihm Chiaque, der ihn fragte, ob Philippen sein Wein gut wäre? Ich wollte daß dir die Lampreten des Herrn Donats auch so gut bekommen wären, antwortete er. Chiaque fuhr fort, du hast mir zu essen gegeben, es war also billig, daß ich dir zu trinken gab. Wir sind nunmehro quitt, fieng Blondel wieder an, ich bitte dich, wir wollen ins künftige gute Freunde bleiben, und einander keine solchen Streiche mehr spielen.



Dianore verlangte von dem Ansaldo einen Garten, der im Monath Januar eben so schön, als im Monath May seyn sollte. Ansaldo verschafte ihn, durch Hülfe eines Schwarzkünstlers. Der Mann der Dianore erlaubte ihr, dem Ansaldo ihr Wort zu halten, ohne etwas von ihr zu nehmen. Ansaldo wollte aber eben so großmüthig seyn, als der Mann, und schlug es ab. Der Schwarzkünstler wollte in Ansehung der Großmuth beyden nichts nachgeben, und nahm auch nichts vor seine Arbeit, daß er den Garten hervorgebracht hatte.

Obschon Frival ein kaltes Land ist, so ist es dennoch wegen seiner vielen schönen Berge, Flüsse und Springbrunnen sehr angenehm. Vormals war zu Udina,

Udina, der Hauptstadt dieses Landes, eine Frau, die so wohl wegen ihrer Geburt, als auch wegen ihrer Schönheit berühmt war. Ihr Name hieß Dianore, und war an einen redlichen und sehr reichen Mann verheyrathet, der Gilbert hieß. Die Verdienste dieser Schönen machten, daß sich ein grosser Herr, Nahmens Ansaldo, in sie verliebte, ein Mann, der unternehmend, und seiner Tapferkeit und Freygebigkeit halber berühmt war. Ob nun schon seine Liebe heftig war, und nichts vergaß, was ihn beliebt machen konnte, so hatte er dennoch das Unglück, nicht gehört zu werden. Die Schöne, welche sein Ueberlaufen müde war, sahe ein, daß ihn das Weigern nur hitziger machte, und glaubte, daß sie seiner loß werden könnte, wenn sie eine Sache, die sie vor unmöglich hielte, von ihm verlangte. In dieser Absicht sagte sie eines Tages zu einer alten Frau, welche oft in sie drang: ihr gute Frau, ihr plaudert mir beständig vor, daß mich Ansaldo als sein Leben liebet; ihr bietet mir so gar von seinetwegen grosse Geschenke an. Von der Seite bin ich nicht zu gewinnen, und ich werde mich niemahls entschliessen können, Vortheils halber zu lieben, ich will ihn aber freywillig lieben, und alles thun, was er verlangen wird, wenn er mich überzeugen kann, daß er mich so sehr liebet, als ihr mir es weiß machen wollet. Das, was ich verlange, um davon vollkommen überzeugt zu werden, ist dieses, daß er mir vor der Stadt auf künftigen Monath Januar einen Garten verschaffe, der mit Gras gezieret und mit Blumen und Früchten ausgeschmücket sey, so wie es im Monath May ist. Wenn er es aber nicht thun will, so

will ich ihn niemals sehen, noch von ihm reden hören. Und wenn er alsdann fortfähret mir beschwerlich zu seyn, so werde ich mich deswegen bey meinem Mann und bey meinen Freunden darüber beschweren, welche schon ein Mittel finden werden, ihm das Maul zu stopfen. Da Ansaldo diese Antwort vernommen hatte, so sahe er wohl ein, daß es eine blosse Ausrede und ein Vorwand, seiner loß zu werden, wäre: Nichts desto weniger aber entschloß er sich, ob ihm schon die Sache unmöglich vorkam, zu versuchen, wie er sich daraus wickeln möchte. Er schickte überall herum, ob er nicht jemanden finden könnte, der ihm hierinne helfen und rathen könnte; endlich fand man einen Menschen, welcher vor eine grosse Belohnung, durch die schwarze Kunst es auszuführen, versprach. Da Ansaldo mit dem Schwarzkünstler des Preises wegen einig worden war, so erwartete er den Monath Januar mit Ungedult. Endlich kam er und brachte Schnee, Kälte, Eiß und überhaubt alles, was der Winter nur rauhes hat, mit. Weil der Schwarzkünstler die Regeln seiner Kunst wohl verstund, so hatte er in Weyhnachten einen so angenehmen und prächtigen Garten hervorgebracht, daß alle diejenigen, welche ihn sahen, einmüthig bekannten, daß sie niemahls so was schönes mitten im Frühlinge gesehen hätten, weder in Ansehung des Grases, noch der Blumen, noch der Früchte, noch alles dessen, was die Annehmlichkeit eines Gartens in der schönen Jahreszeit ausmachte. Ansaldo sahe alle diese Schönheiten mit unaussprechlichem Vergnügen an. Er pflückte von den schönsten Früchten und Blumen ab, und lies sie heimlich

heimlich zur Schönen bringen, welche zu gleicher Zeit gebeten wurde, daß sie nunmehro den verlangten Garten besehen möchte, damit sie von der Liebe, welche er zu ihr trüge, überzeugt würde. Man unterließ auch nicht, sie an ihrem Versprechen zu erinnern. Die Schöne, welche schon viel wundernswürdiges von diesem Garten hatte sagen hören, hatte kaum die überschickten Blumen und Früchte betrachtet, als sie bereuete, daß sie Gelegenheit dazu gegeben hätte. Es mochte ihr aber reuen, wie es wollte, so war sie dennoch so neugierig, wie die Weiber gemeiniglich sind, daß sie von einigen ihrer guten Freundinnen begleitet, den Garten zu besehen ging. Nachdem sie ihn wohl betrachtet, gelobet und bewundert hatte, so kehrte sie ausserordentlich verdrüßlich wieder nach Hause. Ihr Mißvergnügen war allzugroß, als daß sie es hätte verbergen, oder verstellen können. Ihr Mann merkte es auch, und wollte die Ursache davon wissen. Weil sichs aber die Schöne zu sagen schämte, so machte sie lange Schwierigkeiten: Allein, endlich wurde ihr so sehr zugesetzet, daß sie sich nicht entbrechen konnte, ihm die ganze Begebenheit von Anfange bis zu Ende zu erzählen. Der Mann erzürnte sich anfänglich; da er aber nachgehends vernünftig überlegte, daß die Frau eine gute Absicht gehabt habe, so gab er sich ganz weislich zufrieden, und sagte zu ihr: eine kluge und ehrliche Frau muß niemals dergleichen Anträge anhören, noch weniger aber ihre Ehre, es sey auch unter was vor einer Bedingung es wolle, in Gefahr stellen. Die Worte, welche durch die Ohren ins Herz dringen, haben mehr Gewalt

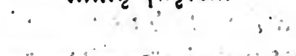
Gewalt als man glaubt. Es ist nichts so schwer, das verliebte Leute nicht sollten möglich machen: also habt ihr euch sehr vergangen, daß ihr nicht allein den Antrag angehöret, sondern auch Bedingungen eingegangen seyd. Nichts destoweniger, da ich die Güte eures Herzens kenne, erlaube ich euch (welches ein anderer nicht leichtlich thun würde) euer Wort zu halten: und dieses darum, weil mir der Schwarzkünstler Furcht verursacht, er könnte uns aus Verdruß und Rache etwas Trauriges anthun lassen. Ich verlange also, daß ihr zum Ansaldo gehet und euch Mühe gebet, euch von euren Worten loszumachen, ohne daß meine und eure Ehre darunter leide: Wenn ihr es aber nicht ändern könnet, so leihet ihm vor diesesmal euren Leib; aber nicht euren Willen. Da die Schöne dieses hörete, so weinte sie, und sagte zu ihrem Manne, daß sie diese Gefälligkeit von ihm nicht verlangte. Da ihr aber der Mann sagte, daß er ausdrücklich verlangte, daß sie dieses thun sollte, so ging sie den folgenden Tag mit zwey Bedienten und einer Magd zum Ansaldo. Er wunderte sich sehr, als man ihm sagte, daß Dianore ihn zu sprechen verlangte. Ihr sollet Zeuge seyn, sagte er zum Schwarzkünstler, wie viel mir eure Kunst hilft: Und hierauf empfing er die Schöne. Sie gingen zusammen in ein schönes Zimmer, wo ein grosses Feuer angemacht war; und nachdem man sich niedergesetzet hatte, so sagte Ansaldo, ich bitte euch, Madam, um der Liebe willen, welche ich seit langer Zeit vor euch gehabt habe, daß ihr nicht übel nehmet, wenn ich so frey bin, euch zu bitten, mir die wahre Ursache zu entdecken, welche mir heute die Ehre

re eures Besuchs verschaft. Die Schöne erröthete und antwortete fast weinend: Die Freundschaft, welche ich vor euch habe, mein Herr, macht nicht, daß ich hierher komme, auch nicht das Versprechen, welches ich euch gethan habe; sondern lediglich der Befehl meines Mannes, welcher mir, da er über die Beschwerlichkeiten eurer strafbaren Liebe empfindlicher ist, als über seine oder meine Ehre, befohlen hat, euch zu besuchen. Hier bin ich also, alles das, was ihr nur von mir verlanget, zu thun, aber nur vor dieses einzigemal. Setzte der Anfang dieses Gesprächs den Ansaldo in Erstaunen, so erstaunte er über das Ende desselben noch vielmehr, er wurde gerühret, da er die Schöne so reden hörete, noch vielmehr aber rührte ihn die Gütigkeit des Mannes, so daß seine Neigung damals anfieng sich in Mitleiden zu verwandeln. Da es so stehet, antwortete Ansaldo, so behüte mich Gott davor, daß ich einem Manne, der mit meiner Liebe Mitleiden hat, einige Schmach anthun sollte. Ihr werdet mir einen grossen Gefallen erzeigen, wenn ihr so lange hier bleibet, als es euch gefällt, ich werde euch aber weder schlimmer noch besser begegnen, als wenn ihr meine leibliche Schwester wäret. Alles, warum ich euch bitte, Madam, bestehet darinne, daß ihr eurem Mann von meinetwegen Dank abstattet, und zugleich versichert, daß ich von nun an sein Freund und Diener seyn will. Wenn ich eure Redlichkeit betrachte, sagte die Schöne, die mehr als jemals vergnügt war, hierauf, so konnte ich mir nicht einbilden, daß ihr fähig wäret, sie zu verleugnen: und ich versichere euch, daß ich keine geringere Großmuth

von

von euch erwartete. Ich werde euch ewig davor verbunden seyn; und hierauf nahm sie Abschied und begab sich weg, ihrem Mann von dem Erfolg ihrer Reise Rechenschaft zu geben. Der Mann fand dieses Verfahren so großmüthig, daß er seit dem den Ansaldo als einen Menschen von einer sonderbaren Tugend betrachtete, und jederzeit einer von seinen vertrautesten Freunden war. Der Schwarzkünstler, dem Ansaldo seinen verdienten Lohn bezahlen wollte, war von dem, was der Mann vor den Liebhaber seiner Frau, und der Liebhaber, vor die Schöne gethan hatte, so eingenommen, daß er nicht der letzte in der Großmuth seyn wollte, schlug die Belohnung, die er hätte bekommen sollen, aus. Ansaldo that alles mögliche, ihn dahin zu vermögen, daß er entweder alles, oder nur zum wenigsten einen Theil davon annehmen möchte: Er konnte es aber niemals dahin bringen, so, daß der Schwarzkünstler, da er seinen Garten wieder weggeschaffet hatte, sich nach Hause begab.

Die Großmuth konnte nicht weiter getrieben werden. Ansaldo liebte auf das heftigste, und da seine Liebe am stärksten war, und alles zu hoffen Ursache hatte, so ließ er die Schöne, die ihm so viel Mühe gekostet, und mit welcher er Recht hatte zu machen was er wollte, aus blosser Grosmuth fahren.




Sophro-



Sophronia glaubte des Grisippus Frau zu seyn, war aber des Titus Quintus Fulvius seine, der sie mit nach Rom nahm. Grisippus kam einige Zeit hernach, da er in dem äussersten Elend war, auch dahin, und da er meynte, daß ihn Titus vergessen hätte, so klagte er sich eines Mordes wegen an, damit er sein Elend nicht überleben möchte. Titus erkannte ihn, nachdem er zum Tode verurtheilt worden war, befreyete ihn aber wieder dadurch, daß er sich selbst anklagte. Der wahre Mörder, der durch diese Großmuth gerühret worden war, setzte die Sache ans Licht, und gab sich selbst an. Cäsar, der von einer so schönen That eingenommen wurde, verziehe den Schuldigen, aus Liebe gegen die Unschuldigen.

Zur Zeit des Octavius Cäsar, da er noch nicht den Namen Augustus führete, dennoch aber das Reich unter

unter dem Titel eines Decemvirs regierte, war zu Rom ein berühmter Bürger, Nahmens Publius Quintus Fulvius, der einen Sohn hatte, der Titus Quintus Fulvius hieß: und schon in seiner Jugend grosse Hoffnung von sich gab. Sein Vater schickte ihn nach Athen, daß er daselbst die Philosophie studiren sollte, und übergab ihn einem alten Freunde, den er da hatte, welcher Chremes hieß: dieser nahm ihn zu sich in sein Haus, und ließ ihn mit seinem Sohne, welcher mit ihm gleiches Alter war, unter dem Philosophen Aristippus studiren. Die Sitten und die Neigungen dieser beyden jungen Leute waren einander so gleich, daß diese Gleichheit unter ihnen eine Freundschaft stiftete, die bis an ihren Tod währete. Sie hatten keinen vergnügten Augenblick, wenn sie nicht beysammen waren, und konnte keiner ohne den andern leben. Da sie beyde einen guten und aufgeweckten Verstand hatten, so brachten sie es in der Philosophie sehr weit, und wurden von allen Leuten, die einen guten Geschmack hatten, bewundert. Der gute Mann, der Chremes, war über eine so vollkommene Freundschafft so vergnügt, daß er keinen Unterschied unter ihnen machte, und sie beyde mit gleicher Zärtlichkeit liebte. Drey Jahr vergiengen in diesem beyderseitigen Vergnügen: Weil aber auf dieser Welt keine dauerhafte Glückseligkeit ist, und die Menschen den Zweck, wozu sie geschaffen sind, vergessen würden, wenn die Weisheit Gottes ihre Vergnügungen nicht mit einigem Misvergnügen vermischte, so ging Chremes, da er schon ziemlich bey Jahren war, aus dieser Welt in die andere, die beyden jungen Leute waren

waren sehr betrübt darüber, und es war schwer zu errathen, welcher von beyden den meisten Trost nöthig hätte. Einige Zeit hernach, kamen die Freunde des Grisippus (so hieß der Sohn des Chremes) und riethen ihm, in Gegenwart seines Freundes, daß er sich verheyrathen sollte. Sie schlugen ihm ein Mädchen aus Athen vor, die ohngefehr funfzehn Jahr alt war, und Sophronia hieß, überdieses war sie schön, verständig, und von ansehnlicher Geburt. Da sie dem Grisippus gefiel, und die Heyrath fast sollte vollzogen werden, so bat er seinen Freund, daß er ihn zu seiner Liebste begleiten möchte, weil er sie noch nicht gesehen hätte. Titus fand, daß sie so viel Annehmlichkeiten, ja, mit einem Worte, so viel Vollkommenheiten besaß, daß er aus ihrem Hause verliebter als jemals gieng. Da Titus allein war, so konnte er sich nicht enthalten, an die Schöne zu gedenken, und je mehr er an sie dachte, je mehr wuchs seine Neigung. Wenn er sich aber vorstellete, daß er eine entsetzliche Niederträchtigkeit begehen würde, wenn er der Mitbuhler eines Freundes, den er mehr als sich selbst liebte, werden wollte, so that er sich erstaunlichen Zwang an, seine Neigung zu überwinden. Wie unglücklich bin ich nicht, sagte er bey sich selbst! Woran denke ich? Ich bin der Familie des Chremes auf tausenderley Art verpflichtet, und Grisippus ist ein Freund, der mir lieb ist. Kann ich ihn nun wohl mit Ehren betrügen, und muß ich nicht vielmehr die Sophronia mit eben so viel Hochachtung ansehen, als wenn sie meine leibliche Schwester wäre? Muß ich mich einer blin-

den Neigung, die mich betrüget, und einer falschen Hoffnung, die mich verführet, überlassen? Nein, ich muß mich meiner Vernunft bedienen, meine Begierden mäßigen, und an etwas anders denken. Ich muß meine Neigungen in ihrer Geburt ersticken, und über mich selbsten einen so herrlichen Sieg gewinnen. Mein Verlangen ist weder ehrbar noch redlich. Ueberdieses ist der Ausgang sehr ungewiß; wenn er es aber auch nicht seyn würde, so muß ich meine Liebe der Freundschaft und der Pflicht aufopfern. Dieses verlanget die Vernunft. Wenn er die Sophronia hätte vergessen können, so würde er keine Mühe gehabt haben seinen Entschluß zu halten: sobald er sie aber sich so schön und liebenswürdig, als er sie gesehen hatte, vorstellte, so machte er ganz widrige Ueberlegungen. Die Gesetze der Liebe, sagt er, sind ohne Widerrede die stärksten: sie brechen nicht allein die menschlichen, sondern auch die göttlichen Gesetze. Man hat mehr als einmal gesehen, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern, und Stiefmütter ihre Stiefsöhne geliebet haben, mit wie viel mehrerm Rechte kann ein Freund die Liebste seines Freundes lieben. Ueberdieses bin ich jung, und die Jugend ist das Eigenthum der Liebe. Was also der Liebe gefällt, muß mir auch gefallen. Ich muß wollen, was sie will, und ältern Leuten diese ernsthafte Liebe überlassen. Sophronia verdienet die Liebe der ganzen Welt, und ich kann nicht strafbar seyn, daß ich sie liebe. Ich liebe sie nicht, weil sie mit dem Grisippus verlobt ist; sondern

dern darum, weil ich sie auch würde geliebt haben, wenn sie schon eines andern Frau gewesen wäre. Das ist ein Fehler des Glücks, daß es diese Schöne meinem Freunde, und nicht einem andern gegeben hat. Wenn es nun nothwendig ist, daß sie muß geliebet werden, wie es denn auch ihre Schönheit würklich verdient, so muß es dem Grisippus lieber seyn, daß ich sie liebe, als ein anderer. Da er hierauf wieder zu sich selbst kam, so riß er alles wieder ein, was er gebauet hatte, und redete bald für, bald wider seine Liebe, so, daß er nicht allein den Tag und die folgende Nacht, sondern auch viele andere in dieser Ungewißheit zubrachte. Weil er weder aß noch trank, so wurde er so schwach und hinfällig, daß er sich genöthiget sahe das Bette zu hüten. Da Grisippus sahe, daß er krank wurde, und ihn schon zuvor verschiedene Tage so traurig gesehen hatte, so that es ihm sehr leid und kam nicht von seinem Bette weg. Er that alles, was er konnte, ihn zu trösten, und fragte ihn beständig auf eine recht dringende Art, nach der Ursache seiner Traurigkeit und Krankheit. Titus sagte ihm verschiedene Ursachen, ohne ihm jedoch die wahre zu entdecken. Da dieses Grisippus merkte, und von neuem wieder in ihn drang, so machte er dadurch, daß er weinete, und verschiedene Seufzer ausstieß. Der Tod, antwortete er, mein Grisippus, würde mir viel angenehmer gewesen seyn, als das Leben, wenn es die Götter hätten haben wollen. Das Glück setzet mich in die grausame Nothwendigkeit, meine Standhaftigkeit und Tugend auf die



die Probe zu stehen, und ich habe das Mißvergnügen, zu empfinden, daß sie unterliegen. Was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich hoffe, daß mir der Tod bald zu Hülfe kommen, und mich von der schmerzhaften Erinnerung meiner wenigen Herzhaftigkeit befreyen werde. Ich kann und darf euch nichts verhehlen, mein Grisippus: Ich kann euch aber, ohne zu erröthen, nicht sagen, daß ich einen grossen Streit in meiner Seele empfunden habe, seitdem ihr mir die Sophronia gezeiget habt: Die Liebe streitet mit den Pflichten der Freundschaft, und die Liebe überwindet, aller meiner Betrachtung ohnerachtet. Die Kämpfe der Seelen sind vor einen empfindlichen Menschen viel gefährlicher, als die blutigsten Schlachten. Ich verdamme mich selbst. Es ist Niederträchtigkeit in meiner Handlung, ich weiß es so wohl, als ich empfinde, daß sie mir das Leben kosten wird. Die Thränen, welche hierauf im Ueberfluß kamen, verhinderten ihn fortzufahren. Wenn es weiter nichts brauchte, antwortete Grisippus, als mein Leben hinzugeben, das eurige zu erhalten, so würde mein Entschluß leicht gefasset seyn: Da es aber die Sophronia betrifft, so braucht es einige Zeit, sich zu entschliessen. Entschliesset euch nicht, Grisippus, sagte Titus darauf; Ich entdecke euch mein Unglück nicht, daß ihr einige Linderung davor suchen sollet; sondern euch zu bitten, daß ihr mich vor die zwey Personen, die ich auf der Welt am meisten liebe, sterben lasset. Wenn ihr auch so viel Großmuth besässet, daß ihr zu meiner Gesundheit was beytragen wolltet, so merke ich

ich doch wohl, daß es nicht mehr von euch abhanget. Ihr werdet mir viel mehr Vergnügen machen, wenn ihr euch euer Glück zu Nutze machet, und einen Unglüklichen, dessen Schmerzen ihr vermehren würdet, wenn es euch nur eine einzige schmerzhafte Ueberlegung kosten sollte, sterben lasset. Grisippus, welcher weinete, daß er seinen Freund weinen sahe, oder vielmehr, weil er genöthiget würde, ihm etwas aufzuopfern, das ihm so schwer ankam, beschloß endlich, nachdem er lange genug nachgedacht hatte, daß ihm das Leben des Titus kostbarer als die Sophronia seyn müßte. Wäret ihr nicht in dem elenden Zustande, worinne ihr seyd, fieng Grisippus wieder an, so würde ich mich bey euch über euch selbst beklagen. Ich habe niemals etwas vor euch geheim gehalten, und ihr habt mir eure Neigung verheelet, und zu gleicher Zeit dadurch unsere Freundschaft verletzet. Saget nun nicht, daß ihr euch nicht unterstanden habet, mir eure Neigung, weil sie nicht redlich gewesen wäre, zu entdecken. Gute Freunde müssen einander Gutes und Böses sagen: und da man sich ein Vergnügen macht, an seinem Freunde Gesinnungen der Grosmuth wahrzunehmen, so macht man sich auch eine Pflicht daraus, ihm dasjenige, was wider die Ehrbarkeit läuft, aus dem Sinne zu reden. Ich wundere mich gar nicht, daß ihr die Sophronia liebet: Ich würde mich aber vielmehr wundern, wenn ihr sie nicht liebtet, da ihr einen so guten Geschmack habet. Die Liebe, welche ihr also zu ihr habet, ist

rechtmäßig: Ihr habt aber Unrecht, daß ihr euch über das Glück beklaget, welches sie nur zur Frau bestimmet hat. Das, was ihr als ein Uebel betrachtet, ist die gröste Wohlthat, die euch jemals widerfahren konnte. Wenn die Götter die Sophronia einem andern als mir gegeben hätten, so würde er der Erhaltung eines so grossen Schatzes alles aufgeopfert haben. Von mir müsset ihr ganz etwas anders erwarten, wenn ihr mich vor einen so guten Freund haltet, als ich es würklich bin. Bis hieher habe ich nichts gehabt, welches nicht so wohl euer, als meine gewesen ist. Wenn es mit meiner Heyrath mit Sophronien schon soweit gekommen wäre, daß ich mich nicht mehr davon lossagen könnte, so würde ich es so machen, wie mit den übrigen: aber die Sache ist noch so, daß ich euch die Schöne abtreten kann, und dieses bin ich auch willens zu thun. Was würdet ihr wohl aus meiner Freundschaft machen, wenn ich bey einer Sache, die ich ganz wohl thun kann, meinen Willen dem eurigen nicht unterwerfen wollte? Ich habe mich mit der Sophronia verlobet, es ist wahr; ich liebe sie auch heftig: Da ihr sie aber noch heftiger liebet, als ich, und ihr ihre Verdienste besser kennet, so könnet ihr euch darauf verlassen, daß sie euch, und nicht mir, zugehörte. Vertreibet also diese traurige Betrübniß, welche euch verzehret, fasset einen Muth, machet, daß ihr wieder gesund werdet, und erwartet von nun an die Belohnung mit Freuden, welche ich ohne Niederträchtigkeit der großmüthigsten Freundschaft, die jemals gewesen ist, nicht abschlagen kann.

Dieses

Dieses Gespräche setzte den Titus in neue Verwirrung. Wenn ihm die angenehme Hoffnung, die Schöne zu erhalten, Freude verursachte, so machte ihn die Großmuth seines Freundes beschämt, und die Vernunft machte, daß er beschloß, das Opfer, welches Grisippus ihm thun wollte, nicht anzunehmen. Er fieng hierauf wieder so sehr an zu weinen, daß er kaum Zeit hatte, diese kurze Antwort zu geben. Ein so großmüthiges Verfahren, mein Grisippus, ist eine schöne Lehre vor mich. Die Freundschaft, welche euch beweget, mir dieses Anerbiethen zu thun, beweget mich auch, es nicht anzunehmen. Die Götter sind weise, und sie würden euch die Sophronia niemals bestimmt haben, wenn sie nicht gesehen hätten, daß ihr sie eher als ich, verdienet. Lebet glücklich mit ihr, und lasset mich unter meinen Thränen sterben, weil mich die Götter dazu bestimmt haben. Komme ich auf, so wird es euch eine Ursache einer Vergnügung seyn; wenn ich aber unter meinem Schmerz erliege, so werde ich dabey das Ende meiner Mühseeligkeiten finden. Grisippus antwortete, wenn die Freundschaft berechtiget ist, sich des Zwanges zu bedienen, so erlaubet mir, daß ich mir dieses Privilegium zu Nutze mache, um euch zu nöthigen, das Anerbiethen, welches ich euch herzlich gerne thue, anzunehmen. Lasset mein Bitten statt finden. Es hanget bloß von euch ab, die Sophronia zu besitzen. Ich weiß, was die Liebe vermag, und es ist mir ganz wohl bekannt, daß eine grosse Menge Leute durch sie um ihr Leben gekommen sind. Ich sehe, daß ihr einem unglücklichen Ende so

nahe seyd, daß ich nicht hoffen kann, daß ihr euern Schmerz überleben könnet. Auf euern Tod wird der meinige folgen: Wenn ich euch also blos aus Vortheil liebete, so muß mir euer Leben, meines Lebens wegen, lieb seyn. Ihr liebet die Sophronia zu sehr, als daß ihr eine andere lieben könntet, und ich glaube Entschlossenheit genug zu besitzen, mich von ihr loszumachen, eine andere zu lieben, und uns beyde zu vergnügen. Ich würde vielleicht nicht im Stande seyn, dieses zu thun, wenn die Weiber so rar wären, als die Freunde. Da es mir aber leichte ist, eine andere Frau zu finden, und hingegen sehr schwer fallen würde, einen andern Freund zu finden, so will ich sie euch lieber geben, als euch verliehren. Wenn ihr mich also so sehr liebet, als ich euch liebe, so besinnet euch nicht lange, die Belohnung, welche eure Liebe zur Sophronia verdienet, anzunehmen. Ob sich nun schon Titus schämete, darein zu willigen, so antwortete er doch mit einer Miene, welche die Verwirrung seiner Seele nur mehr als zu wohl anzeigte, da seine Liebe und das dringende Anhalten seines Freundes seinen Entschluß überwunden hatte: Wenn ich euer Bitten statt finden lasse, mein Grisippus, und daß ihr das, was ihr, wie ihr saget, so sehr wünschet, so thue ich es mit äußerstem Widerwillen. Eure Großmuth aber ist so groß, daß ich ihrer unwürdig zu seyn glauben würde, wenn ich auf meiner Weigerung beharrete. Dennoch aber will ich euer großmüthiges Anerbiethen nicht anders annehmen, als wenn ich bekenne, daß ich euch nicht allein die Person, welche ich

auf

auf der Welt am meisten liebe, sondern auch mein eigen Leben zu verdanken habe. Ihr habet mehr Mitleiden mit mir, als ich mit mir selbst habe, und mein gröster Wunsch ist dieser, daß mir die Götter so viel Leben verleihen, daß ich euch von der Erkenntlichkeit, welche ich vor die mir erzeigte Güte habe, überzeugen kann. Es braucht also weiter nichts, als die Mittel ausfündig zu machen, wie die Sache ausgeführet werden soll.

Grisippus schlug ein Mittel vor, welches vor gut befunden wurde. Sophronia ist mir auf eine solche Art bewilliget worden, sagte er, daß ich ohnfehlbar, wenn ich anjetzo sagte, daß ich sie nicht haben wollte, meine und ihre Freunde erzürnen würde. Ich würde mich über diesen Zufall trösten, wenn ich es dadurch dahin bringen könnte, daß ihr die Sophronia bekämet: Aber ich befürchte, daß ihre Freunde, wenn sie einmal aufgebracht worden sind, sie einem andern geben; so daß man am Ende sehen würde, daß ich verlohren, und ihr nichts gewonnen hättet. Also halte ich vors beste Mittel, daß ich fortfahre, wie ich angefangen habe. Ich werde sie heyrathen, ich werde die Hochzeit mit ihr halten, ich werde sie in mein Haus bringen, und alsdenn werden wir schon ein Mittel finden, daß ihr die Nacht bey ihr, als bey eurer Frau schlafen könnet. Wir werden immer noch Zeit genug haben, die Sache zu offenbahren. Sind ihre Freunde damit zufrieden, wohl gut; wo nicht, so ist die Sache einmal geschehen, und sie werden wider ihren Willen zufrieden

 seyn

seyn müssen. So bald Titus wieder gesund war, so heyrathete Grisippus die Schöne. Es wurde eine prächtige Hochzeit gehalten, und als die Weiber die Braut ins Bette gebracht hatten, so begab sich ein jedes weg. Das Zimmer des Titus stieß an des Grisippus seines, und man konnte aus einem ins andere gehen. Da nun dieser die Lichter ausgelöschet hatte, so gieng er ganz sachte in das Zimmer seines Freundes, und sagte zu ihm, daß er sich nunmehro mit seiner Frau zu Bette legen sollte. Titus war beschämt, daß er in Ansehung der Großmuth sollte überwunden werden, und machte einige Schwierigkeiten es zu thun, aber Grisippus, dessen Herz aufrichtig, und dessen Freundschaft vollkommen war, zwang ihn, daß er endlich gieng. So bald Titus zu ihr kam, so fragte er sie ganz sachte, indem er sie dabey careßirte, ob sie seine Frau seyn wollte? Die Schöne, die ihn vor den Grisippus hielt, antwortete sogleich ja, Titus sagte hierauf, ich will auch euer Mann seyn, und indem er dieses sagte, so steckte er ihr einen Ring von hohen Werthe an den Finger. Nach dieser Ceremonie, welche dabey nöthig war, wurde die Ehe vollzogen, ohne daß die Schöne gemerket hätte, daß sie mit einem andern, als mit dem Grisippus zu thun habe. Unterdessen starb des Titus Vater, und er erhielt Briefe, worinne ihm gemeldet wurde, daß er sobald als möglich, nach Rom zurük kommen sollte, um seine Sachen in Ordnung zu bringen. Die Briefe waren dringend, und Titus hatte beschlossen, ohne Zeitverlust abzureisen, und die Sophronia mitzunehmen; welches

aber,

aber, ohne ihr den Zustand der Sachen zu entdecken, nicht geschehen konnte, noch durfte. Es wurde also beschlossen ihr zu sagen, wie alles zugegangen wäre. Die Schöne konnte es anfangs nicht glauben; Titus aber überzeugte sie durch so viel geheime besondere Dinge, daß sie darüber erstaunte. Nachdem sie über den Streich, welchen ihr Grisippus gespielt haben sollte, genug geweinet und geklaget hatte, so gieng sie zu ihren Eltern, und erzählete ihnen diese Begebenheit. Die Freunde erfuhren nachgehends den Betrug auch, und ein jeder ärgerte sich darüber. Auch so gar die Freunde des Grisippus wurden böse darüber. Auf allen Seiten war Zank, wovon Grisippus die Ursache war. Die Freunde der Sophronia, welche am meisten dabey intereßirt waren, machten auch den grösten Lärm, und sagten, daß Grisippus nicht allein strafbar wäre, sondern auch mit einer harten Strafe müste beleget werden. Grisippus hingegen sagte, daß, wenn man schon Ursache hätte sich über ihn zu beklagen, man es ihm dennoch Dank wissen müste, daß er die Sophronia besser verheyrathet hätte, als sie bey ihm gewesen seyn würde. Titus hörete alles dieses mit an, und zwar äußerst verdrießlich darüber, aber endlich faßte er einen Entschluß, wozu ein römisches Herz nöthig war, denn da er der Griechen ihre Art kannte, und wuste, daß sie Leute wären, welche einen grossen Lärm machten, wenn sie wenig Widerstand fänden, daß sie hingegen augenblicklich nachgäben, sobald sie sähen, daß jemand Herzhaftigkeit besässe. Er versammlete die Freunde

des

des Grisippus und der Sophronia in einen Tempel, und hielt ihnen, da ihm niemand als sein Freund beystand, folgende Rede: Viele Weltweisen glauben, daß die sterblichen Menschen nichts thun, was durch die unsterblichen Götter nicht wäre beschlossen worden: Also wollen einige, daß das, was geschicht, nothwendig geschehen müsse. Andere schrenken diese Nothwendigkeit blos auf die Dinge, welche schon geschehen sind, ein. Wenn man diese Meynungen ein wenig aufmerksam betrachtet, so wird deutlich erhellen, wenn man das, was geschehen ist, und sich nicht ändern lässet, verdammen will, dadurch so viel gesaget werde, daß man weiser sey, als die Götter, welche wir doch vor untrüglich halten müssen. Welche Thorheit, welches Vorurtheil, welche Tollheit ist es nicht, dem, was die unsterblichen Götter thun, zu widersprechen. Ihr seyd solche Verwegene, wenn es wahr ist, daß ihr, wie man sagt, nicht aufhöret, wider meine Heyrath mit der Sophronia, welche ihr an den Grisippus verheyrathet zu haben glaubt, zu schreyen, ohne zu betrachten, daß die unsterblichen Götter mir sie zur Frau bestimmt haben. Ohne aber von der heimlichen Vorsehung der Götter zu reden, welche einigen hart und schwer zu begreifen scheinet, so wollen wir annehmen, daß sich die Götter um die Handlungen der Sterblichen ganz und gar nicht bekümmern, und wollen blos auf die menschliche Vernunft aufmerksam seyn. Dieserwegen werde ich mich genöthiget sehen, zweyerley zu thun, das meiner Natur sehr zuwider ist. Das eine wird seyn, daß ich mich ein wenig lobe: und

und das andere, andere zu tadeln. Da ich bey allem dem nichts als die Wahrheit nöthig habe, so werde ich mich so sehr, als es der Gegenstand erfodert, daran halten. Eure Klagen sind vielmehr auf Unsinn, als auf Vernunft gegründet. Ihr machet beständig Satyren und erwecket wider den Grisippus Aufruhr, weil er mir die zur Frau gegeben hat, welche ihr ihm gegeben zu haben glaubtet. Ihr tadelt ihn einer Handlung wegen, welche ich vor sehr lobenswürdig halte, und sehet, hier sind die Ursachen, warum ich sie für lobenswürdig halte. Erstlich hat er die Pflicht eines wahren Freundes erfüllet. Zum zweyten hat er viel klüger gehandelt, als ihr würdet gethan haben. Ich will anjetzo die Pflichten der Freundschaft nicht untersuchen. Ich will mich begnügen, euch zu sagen, daß das Band der Freundschaft bey vielen Dingen stärker ist, als das Band der Verwandtschafft. Wir wählen unsere Freunde; aber unsere Verwandten wählen wir nicht: denn das blosse Glück verschaft uns dieselbe. Grisippus, da er mein Freund war, hat mehr aus meinem Leben, als aus eurer Wohlgewogenheit gemacht. Es muß sich niemand darüber wundern. Drittens. Er hat besser gehandelt, als ihr würdet gethan haben. Ihr habt die Sophronia dem Grisippus, einem jungen Menschen und Philosophen gegeben, und Grisippus hat sie einem andern jungen Menschen und Philosophen wieder gegeben. Ihr hattet sie einem Athenienser gegeben, und er einem Römer. Ihr hattet sie einem ehrlichen, von Geburt berühmten Manne gegeben, und er

er auch einem ehrlichen, von Geburt noch berühmtern Manne. Ihr hattet sie einem reichen Manne gegeben, und er hat sie einem noch reichern gegeben. Ihr hattet sie einem Menschen, der sie nicht allein nicht liebte, sondern der sie auch kaum kannte, gegeben, und er hat sie einem Menschen gegeben, der sie mehr liebet und hochachtet, als sein eigen Leben. In Wahrheit, er ist ein Athenienser, und ich ein Römer. Wenn es aber darauf ankommt, von dem Ruhme dieser beyden Städte zu reden, so sage ich, daß Rom eine freye und Athen eine zinsbare Stadt sey. Rom ist das Haupt der Welt und Athen ist unter dessen Gewalt. Rom ist wegen seiner Waffen und wegen seines weitläuftigen Reiches, und schönen Wissenschafften berühmt. Athen aber ist es allein durch die Wissenschafften. Ueberdieses ob ihr gleich sehet, daß ich hier studiere, und eine mittelmäßige Figur mache, so bildet euch deswegen doch nicht ein, daß ich von niedriger Geburt sey. Meine Häuser und die öffentlichen Oerter sind mit Statuen von meinen Vorfahren gezieret, und wenn ihr in den Jahrbüchern nachsuchet, so werdet ihr finden, daß die Quintus oft die Ehre des Triumphs erhalten haben. Die Jahrhunderte haben den Ruhm unsers Namens nicht ausgelöschet. Er ist anjetzo berühmter als jemals. Ich will nicht von meinen Reichthümern reden, weil ich überzeuget bin, daß eine ehrliche Armuth bis auf den heutigen Tag der gröste Schatz berühmter Männer gewesen ist. Wenn ihr dieses vor eine falsche Meynung haltet, und so grosses Wesens von euern Reichthümern machet,

chet, so muß ich euch sagen, daß ich deren, Dank sey es dem Glück, und nicht der Herrschsucht und dem Geitze, genug habe. Ich begreiffe sehr wohl, daß ihr auf den Grisippus, da er aus eurer Stradt gebürtig ist, grosse Rechnung gemacht habet, gleich als auf einem Bundsgenossen, der euch Dienste hätte leisten können; ich kann euch aber eben so viel Dienste zu Rom erzeigen, als euch Grisippus hier würde haben erzeigen können. Warum wollet ihr nicht glauben, daß ihr an mir zu Rom einen hurtigen standhaften Freund, einen Beschützer und eine Stütze eurer öffentlichen und Privatangelegenheiten habet? Aus diesen allen schliesse ich, daß Grisippus weißlicher gehandelt hat, als ihr würdet gethan haben. Also ist Sophronia wohl verheyrathet, weil sie an Titus Quintus Fulvius verheyrathet ist, der seines alten Hauses wegen berühmt, ein reicher Bürger zu Rom, und ein Freund des Grisippus ist; diejenigen, welche demnach nicht wohl damit zufrieden sind, thun weder ihre Schuldigkeit, noch wissen, was sie thun. Vielleicht, könntet ihr mir sagen, wenn Sophronia nach den ordentlichen Gesetzen an den Titus wäre verheyrathet worden, so würden wir nichts darwider einzuwenden haben: Da er sie aber auf eine betrügerische Art, und ohne Wissen ihrer Freunde genommen hat, so beklagen wir uns billig darüber. Hierauf antworte ich, daß wir viele Exempel von gleicher Art haben. Wie viel Mädchen sind nicht, welche sich wider ihrer Eltern und Freunde willen verheyrathet haben, andere sind mit ihren Liebhabern in fremde Länder gegangen; noch

andere

andere haben ihre Ehe erst durch ihre Schwangerschaft, oder Niederkunft bekannt gemacht, so ist es aber mit der Sophronia nicht, Grisippus hat sie mir auf eine ehrliche und ordentliche Art gegeben. Aber, könntet ihr mir vielleicht noch einwenden, sie ist von einem Menschen verheyrathet worden, der kein Recht dazu hatte. Fängt etwa das Glück erst heute an, neue Mittel anzuwenden, gewisse Sachen, auf den Punkt, welches das Schicksal bestimmt hat, zu leiten? Was verschlägt mirs, ob sich ein Philosoph oder ein Schuster mit meinen Sachen beschäftiget, wenn ich nur bedienet werde? Wenn ich wüste, daß der Schuster unbesonnen wäre, so würde ich ihm meine Vortheile nicht anvertrauen: ich würde ihm aber dennoch vor das, was er wohl ausgerichtet hatte, danken. Grisippus hat die Sophronia wohl verheyrathet, und was liegt daran, wie er es gethan hat? Wenn ihr seiner Klugheit nicht trauet, so gebet ihm nicht mehr eure Töchter zu verheyrathen: Danket ihm aber, daß er zum wenigsten eine wohl verheyrathet hat. Ich habe die Sophronia, nicht verstohlner Weise, wie ihr saget, in einer unehrlichen Absicht und eure Ehre zu schänden, geheyrathet. Ihre Tugend und ihre Schönheit haben mich gereizet, und weil ich einen Korb zu bekommen befürchtete, wenn ich ordentlich darum anhielte, so habe ich mich dieses unschuldigen Kunstgriffes bedienet. Ueberdieses habe ich nichts ohne ihre Einwilligung gethan: Und sie wird euch sagen, daß sie sich erklärete, da ich ihr den Ring gab, daß sie meine Frau seyn wollte. Es ist wahr,

wahr, daß sie mich vor den Grisippus hielt: Das ist aber ihre Schuld, daß sie nicht fragte, wer ich wäre? Sehet, dieses ist das grosse Unglück, welches ich und Grisippus angerichtet haben. Dieses grossen Verbrechens wegen, drohet ihr täglich, ihn in Stücken zu zerreissen. Würdet ihr ihn wohl was mehrers anthun; wenn er die Sophronia an einen Lasterhaften, oder an einen Sclaven verheyrathet hätte? Das mag aber alles seyn; anjetzo will ich euch nur sagen, daß mein Vater gestorben ist, und daß ich ohne Zeitverlust nach Rom zurück kehren muß. Und da ich willens bin die Sophronia mitzunehmen, so hat mich dieses genöthiget, euch dieses zu sagen: welches ich vielleicht nicht würde gethan haben. Ihr werdet weißlich handeln, wenn ihr es wohl aufnehmet, und werdet mit dem, was geschehen ist, zufrieden seyn. Wenn ich willens gewesen wäre, euch einen Possen zu spielen, und die Sophronia zu verachten, so hätte ich sie euch nur lassen, und, ohne ein Wort zu sagen, mich wegbegeben dürfen; aber ein Römer, der so wie ich denket, ist eines so niederträchtigen Gedanken nicht fähig. Sophronia ist mein, vermöge der göttlichen Befehle, ingleichen der menschlichen Gesetze, aus Großmuth meines Freundes und durch die unschuldige List, welche mir die Liebe eingegeben hat; und ihr, die ihr klüger seyn wollet, als die Götter, oder als andere Menschen, ihr machet mir ein so offenbahres Recht streitig. Ihr begehet an mir zweyerley Ungerechtigkeiten, worüber ich sehr empfindlich bin. Ihr haltet mir die Sophronia zurück, worüber ihr doch nicht mehr Recht habt als mir euch zu geben gefällt; und

drohet dem Grisippus, dem ihr doch Dank schuldig seyd. Ich endige nunmehro und rathe euch als ein guter Freund, euren Haß und Widerwillen zu unterdrücken, und mir die Sophronia wiederzugeben, so werde ich vergnügt von hier abreisen, und jederzeit, wenn ich auch entfernet bin, die Pflicht eines redlichen Verwandten, und eines wahren Freundes erfüllen: Thut ihr es aber nicht, so erkläre ich euch, daß ich den Grisippus mitnehmen werde, und wenn mir die Götter die Gnade verleihen, daß ich einmal nach Rom bin, so wird mirs gar nicht an Mitteln fehlen, die Sophronia auch wider euren Willen zu erlangen; und alsdann werdet ihr aus der Erfahrung lernen, wie sehr der gerechte Zorn der Römer zu fürchten sey.

Da Titus ausgeredet hatte, nahm er den Grisippus bey der Hand, und ging geschwinde aus dem Tempel, schüttelte mit dem Kopfe, und bezeugte sich in allen als ein drohender Mensch. Als die Freunde der Sophronia die Sache mit einander überlegt, und von den Ursachen des Titus bewogen, oder vielmehr von seinen Drohungen erschreckt worden waren, so hielten sie davor, daß dieses das beste Mittel wäre, wenn sie das, was geschehen wäre, billigten, und den Titus in ihre Verwandschaft aufnähmen. Sie hielten alle für besser den Titus zum Verwandten, da es Grisippus nicht hätte seyn wollen, als zum Feinde zu haben. Sie giengen dahero zum Titus, und sagten zu ihm, daß sie vollkommen zufrieden wären, daß Sophronia seine Frau bliebe, und daß sie von nun an ihn als einen Verwandten und den Grisippus als einen

einen Freund betrachten würden. Ein jeder umarmte den andern, und Sophronia wurde wieder zum Titus gebracht, welche aus der Noth eine Tugend zu machen wuste, und den Titus in kurzer Zeit eben so sehr liebte, als sie den Grisippus geliebet hatte. Die Neuvermählden reißten einige Tage hernach nach Rom ab, woselbst sie mit vieler Ehre und Vorzug empfangen wurden. Da Grisippus nach der Abreise des Titus zu Athen wenig geliebet wurde, und allerhand Unglück zu ertragen hatte, so wurde wider ihn ein grosser Aufstand, daß er und sein ganzes Haus auf ewig verwiesen wurden. So reich als er zuvor gewesen war, so arm wurde er, daß er betteln mußte: Dahero gieng er nach Rom so gut er konnte, und hoffte, daß sich Titus seiner erinnern würde. Sobald er nach Rom war, und erfuhr, daß sein Freund noch am Leben und in grosser Hochachtung wäre, so setzte er sich vor sein Haus und blieb da bis Titus hineingegangen war. Grisippus war in so betrübten Umständen, daß er sich nichtunterstund, sich seinem Freunde zu erkennen zu geben, oder ihn anzureden. Er vergaß nichts seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weil er überzeugt war, daß er, wenn er ihm nur erkennete, nicht ermangeln würde, ihn ruffen zu lassen: Er gieng aber vorbey, ohne ihm ein Wort zu sagen. Weil Grisippus glaubte, daß ihn Titus gesehen und verachtet hätte, so begab er sich voller Verdruß und Widerwillen weg, zumal da er daran dachte, was er an ihm gethan hatte. Es war schon Nacht, als Grisippus noch nicht einmal gefrühstücket hatte. Weil er nun weder Heller noch

Pfennig hatte, auch nicht wuste, wo er hingehen sollte, und sich den Tod vor das Leben wünschte, so kam er an ein Gemäuer, welches an einem sehr entfernten Orte von der Stadt war, und wohin so leichte Niemand kam: daselbst nahm er eine Art von einem kleinen Keller wahr, und beschloß die Nacht daselbst zuzubringen. Nachdem er sich lange genug gemartert und gequälet hatte, so schlief er endlich der Härte und Unbequemlichkeit seines Nachtlagers ohngeachtet, ein. Gegen Morgen trug es sich zu, daß zwey Menschen welche einen Raub begangen hatten, ihre Beute in den Keller, worinnen Grisippus war, zu theilen kamen. Die zwey Räuber geriethen in Wortwechsel, darauf kam es zu Schlägen, und endlich wurde der eine gar todt geschlagen. Da dieses Grisippus sahe, so glaubte er, seinem Wunsche nach, ein sicheres Mittel, zu sterben, gefunden zu haben. Die Wache, welche den Mord erfahren hatte, kam an den Ort, und da sie den Grisippus da fanden, so nahmen sie ihn gefangen mit weg. Er bekannte das Verbrechen, und sagte, daß er den Ort, wo er es begangen, nicht hätte verlassen können. Auf dieses Bekenntniß verurtheilte ihn Marcus Varro, der damals Richter war, dem Gesetze nach, am Creutze zu sterben. Titus, der zu seinem Glück an den Richterstuhl gekommen war, sahe den Verbrecher genau an, und da er sein Verbrechen erfahren hatte so erkannte er, daß es Grisippus war, er erstaunte über sein Unglück, und daß er ihn in einem so erbärmlichen Aufzuge in Rom sehen sollte. Weil er nun entschlossen war ihn zu retten, es möch-

te auch kosten was es wolle, und sahe, daß er seine Absicht nicht erreichen würde, als wenn er sich des Verbrechens wegen selbst anklagte, so schrie er augenblicklich: Marcus Varro lasset den Beklagten, den ihr verurtheilet habt, loß. Er ist unschuldig, und ich bin schuldig. Ich habe die Götter durch einen Mord nur allzusehr beleidiget, als daß ich sie von neuem beleidigen sollte, wenn ich einem Unschuldigen die Straffe, welche ich verdiene, sollte tragen lassen. Varro erstaunte über ein solches Bekänntniß, und wünschte, daß es nicht so öffentlich geschehen seyn möchte. Weil aber kein Mittel mehr zu finden war und er sich genöthiget sahe, den Gesetzen zu gehorchen, so ließ er den Grisippus loß und sagte zu ihm: Wie seyd ihr so närrisch gewesen, daß ihr ein Verbrechen, welches mit dem Leben bestrafet wird, und welches ihr doch nicht begangen, bekennet habet? Ihr saget, daß ihr das Verbrechen begangen habet, und dieser sagt, daß er es gewesen sey. Da nun Grisippus die Augen aufhub, und sahe, daß es Titus war, so merkte er gleich, daß er sich, ihn zu retten, selbst angeklaget hätte. Er konnte sich nicht enthalten vor Freuden zu weinen, da er sahe, daß ihn sein Freund nicht vergessen hatte. Nachdem er sich nun ein wenig besonnen, so sagte er zum Richter: Ich bin der Mörder, und das Mitleiden des Titus kommt mir zu spät zu Hülfe. Titus hingegen stellte dem Richter vor, daß Grisippus ein Fremder wäre, den man an dem Orte, wo der Mord wäre begangen worden, ohne Waffen gefunden hätte: daß es gar nicht wahrscheinlich wäre, daß er dieses Verbrechen sollte begangen haben; daß ihn aber vielleicht das

 Elend,

Elend, worinne er wäre, den Tod hätte wünschen lassen, daher er sich dieses Mittels bedienet hätte, sein Leben und sein Unglück zu endigen, derohalben verlange er, daß er als ein Unschuldiger wieder losgelassen, er aber als Schuldiger gestrafet werden möchte. Ein so neuer Streit über einen Gegenstand von der Art setzte die Zuhörer in Verwunderung, und machte, daß der Richter sogleich einsahe, daß sie beyde unschuldig wären. Wie er nun auf Mittel dachte, sie beyde loszulassen, so kam ein junger Mensch, Nahmens Publius Ambustus, den jedermann vor einen boßhaften, und offenbahren Räuber hielt, welcher der wahre Thäter, und durch das Verfahren dieser zwey Leute, welche mit einander stritten, daß einer vor den andern sterben wollte, gerühret war, und sagte: mein Gewissen nöthiget mich euch mein Verbrechen zu bekennen: ich bin der Thäter, und diese zwey hier sind unschuldig Ich habe den Menschen, welcher diesen Morgen ist umgebracht worden, getödtet. Ich sahe den armen Menschen wohl, welcher schlief, da ich mit dem, den ich umgebracht habe, die Beute theilete. Was den Titus anbelanget, so ist es nicht nöthig, daß ich ihn rechtfertige. Sein guter Nahme ist Vertheidigung genug vor ihm. Ich bitte euch also, lasset sie loß, und verurtheilet mich zu der Strafe, welche ich verdienet. Da Octavius Cäsar einen so sonderbahren Streit erfahren hatte, so wollte er die drey Leute selbst befragen, um zu erfahren, was sie nöthigte, daß einer vor den andern verurtheilet seyn wollte. Als nun ein jeder seine Ursachen gesaget hatte, so war

Cäsar

Cäsar so vergnüget darüber, daß er die beyden Unschuldigen losließ, dem dritten, als dem Schuldigen aber um dieser beyden willen Gnade erzeigete. Titus nahm den Grisippus mit nach Hause, und nachdem er ihm sein Mistrauen sehr verwiesen hatte, so erzeigte er ihm tausend Caressen, und die Sophronia empfieng ihn, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre. Titus theilte mit seinem Freunde sein ganzes Vermögen, und gab ihm seine Schwester Fulvia zur Frau. Also endigte Grisippus seine Tage zu Rom, und lebte mit seiner Frau, mit seinem Freunde, und mit Sophronien vollkommen vergnügt.





Le Brun und Bulfamaque führeten einen Medici- ner einsmals in einem stinkigten Graben, und ließen ihn unter dem Vorwande da, daß sie ihn mit in eine Gesellschafft nehmen wollten, welche auf Beute aus- gieng.

Simon von Villa, reicher an Vermögen als Wis- senschaften, kam vormals von Bologna mit dem medicinischen Doctor-Hute zurück, miethete in der Strasse, welche man anjetzo die Kürbis-Strasse nennt, ein Hauß. Dieser Neuangekommene, hatte in der Gewohnheit, das er sich nach allen Leuten, welche vor- bey

bey giengen, erkundigte, gleich als wenn er nach den Gebehrden der Vorübergehenden seine Medicamente, die er seinen Kranken gab, hätte einrichten müssen. Vornemlich bemerkte er zwey Mahler, welche jederzeit beysammen waren, und die man unter den Nahmen Le Brun und Bulfamaque kennete. Da es ihm schien, und wie es auch wahr war, daß er niemals zwey zufriednere Leute als diese beyde gesehen hätte, so fragte er verschiedene Leute, wer sie wären. Als er nun gehöret hatte, daß sie Mahler, und auch so arm, als Mahler wären, so bildete er sich ein, daß es nicht möglich seyn könnte, daß solche arme Leute so lustig und zufrieden wären, und daß sie nothwendig eine unbekannte Quelle haben müsten, zumal da es bekannt wäre, daß sie listig und verschlagen wären. Um nun die Wahrheit davon zu erfahren, so setzte er sich in den Kopf, mit ihnen, oder zum wenigsten mit einem von ihnen, Bekanntschaft zu machen. Er fieng also bey dem le Brun an. Dieser hatte sich kaum ein wenig mit dem Mediciner unterhalten, als er sogleich sahe, daß er ein vollkommner Narr wäre. Sie waren beyde mit einander so gut zufrieden, daß ein jeder in dieser neuen Gesellschaft ein Vergnügen fand. Le Brun belustigte sich über die Thorheiten des Mediciners, und der Mediciner wünschte sich Glück, mit so einem Verdienstvollem Manne, wie le Brun war, Bekanntschaft gemacht zu haben. Da ihn nun der Mediciner verschiedenemal tractiret hatte, so sagte er einsmals auf eine vertraute Art zu ihm, daß er sich wundere, wie er und Bulfamaque, da sie doch kein Vermögen hätten, so lustig und zufrieden seyn könnten, und bath

ihn, daß er ihm ihr Geheimniß entdecken möchte. Weil Le Brun sahe, daß die Bitte sehr grob war, so entschloß er sich ihm so zu antworten, wie er es verdienete. Einem andern, als euch, würde ich es nicht sagen, wie wirs machen, sagte er: Da ihr aber einer von meinen guten Freunden seyd, so will ich mir kein Bedenken machen, es euch zu sagen, jedoch mit der Bedingung, daß ihr niemals gegen jemanden etwas davon saget. Bulsamaque und ich, sind vergnügt und zufrieden, und vielleicht zufriedner, als ihr euch einbilden könnet: jedennoch muß ich euch sagen, daß das, was wir verdienen, kaum zum nöthigen Wasser hinreichend ist. Hierbey stehlen wir nicht; aber wir gehen auf Beute aus, und verdienen alles, was wir nöthig haben, oder wünschen, ohne jemand Unrecht zu thun: Und dieses macht es, daß wir so vergnügt leben. Der Mediciner glaubte dieses vollkommen, ob er es schon nicht begreiffen konnte, und bat den Le Brun, daß er ihm sagen möchte, was auf Beute ausgehen, wäre, und versicherte ihm, daß er niemals ein Wort davon sagen wollte. Le Brun erwiederte, daß dieses ein Geheimniß wäre, welches er ihm nicht sagen könnte: daß er sein Leben und alles, was er auf der Welt am liebsten hätte, in Gefahr setzen würde, wenn er es ihm sagen wollte. Le Brun, der diese Schwierigkeiten blos deswegen machte, um sich destomehr bitten zu lassen, erhielt tausend Versicherungen eines ewigen Stillschweigens, und sagte endlich, nach vielen Ceremonien, daß er ihm ein Geheimniß von der grösten Wichtigkeit entdecken wolte, weil er seiner Freundschaft und dem Vertrauen, welches er auf ihn setzte, nichts abschlagen könnte. Wisset also, mein Herr! daß vor

nicht

nicht gar langer Zeit ein gelehrter Schwarzkünstler, Namens Michel der Schottländer, hier war, welchem viel Edelleute grosse Ehre bezeugten. Da er hier weggieng, so ließ er auf ihr inständiges Bitten zwey von seinen gelehrtesten Schülern da, welchen er Befehl gab, diesen Edelleuten, in Betrachtung der Wohlthaten, so er von ihnen empfangen hätte, alle nur mögliche Dienste zu erweisen. Diese zwey Leute dieneten diesen Edelleuten, nicht allein bey ihren Liebeshändeln, sondern auch in andern Sachen sehr gerne. Da ihnen die Stadt und die Leute gefielen, so beschlossen sie, sich in Florenz niederzulassen, und mit jederman umzugehen, ohne unter den Adelichen und Bürgerlichen, unter den Reichen und Armen einen Unterschied zu machen. Es war genug, wenn die Leute einigermassen ihre Gemüthsart hatten. Aus Gefälligkeit gegen ihre Freunde nun, machten sie eine Gesellschaft von ohngefehr fünf und zwanzig Personen zusammen, welche sich monatlich zweymal an einem Orte, den sie erwählen wollten, versammlen sollten. Da die Versammlung beysammen war, so sagte ein jeder den Schülern des Schottländers, was er verlangte, und diese erfülleten es, so lange als die Nacht währete. Bulfamaque und ich machten Bekanntschaft mit diesen zwey Leuten, und wurden von ihnen so sehr geliebet, daß wir in die Gesellschaft, worinne wir noch sind, aufgenommen wurden. Das ist was vortrefliches, wenn man die kostbaren Tapeten des Saals, wo wir speißten, betrachtet; das kostbare Essen, die grosse Anzahl vornehmer Leute beyderley Geschlechts, welche den Befehlen der Glieder der Gesellschaft gehorchen. Das goldene und silberne Geschirre, dessen wir uns bedienen, und die

ver=

verschiedenen Arten von Fleische, welche man einem jeden nach seinem Geschmacke aufträgt. Es giebt kein musikalisches Instrument, womit man seine Ohren nicht belustiget, und ich kann euch nicht sagen, wie viel Wachslichter bey dieser Gasterey brennen, oder was vor ein Ueberfluß von Zuckerwerk und Confect da befindlich ist, noch wie kostbar der Wein ist, welchen man da trinket. Wir sind so reich gekleidet, daß der geringste einem Kaiser ähnlich siehet. Eines von unsern grösten Vergnügungen ist dieses, daß man nur die schönsten Weiber auf der Welt wünschen darf, und man führet sie uns von allen Enden und in einem Augenblicke herbey. Ihr sehet daselbst alle Königinnen der Welt, bis auf die Frau des Priesters Johannes, welche Hörner im Arsche hat. Wenn man gegessen und getanzet hat, so gehet ein jeder mit derjenigen, die er verlangt hat in sein Zimmer. Hierbey muß ich euch sagen, daß diese Zimmer von dem besten Rauchwerke, das man nur haben kann, durchräuchert sind. Die Betten sehen viel schöner aus, als des Herzogs von Venedig seines. Nun überlasse ich euch selbsten, zu überlegen, was man in so prächtigen Betten mit den schönen Weibern macht. Es hats niemand besser als ich und Bulfamaque. Er läst ofte die Königin von Frankreich kommen, und ich die Königin von Engelland, welche die beyden schönsten Personen von der Welt sind. Wir haben uns so sehr einzuschmeicheln gewust, daß diese Prinzeßinnen an niemanden anders als an uns denken. Daraus könnet ihr urtheilen, ob jemand vergnügter seyn könne als wir: Denn über die Freundschaft zweyer grossen Königinnen, wovon wir gewis versichert sind, brauchen

chen wir sie nur um tausend oder zweytausend Ducaten zu bitten, so haben wir sie auch augenblicklich; dieses heissen wir auf Beute ausgehen. Nunmehro könnet ihr sehen, ob ich Unrecht hatte, euch die Verschwiegenheit zu empfehlen. Der Mediciner, der vielleicht weiter nichts wuste, als kleinen Kindern den Grind zu heilen, glaubte alles dieses, als einen Glaubensartickel, und hatte eine entsetzliche Begierde in diese vortrefliche Gesellschaft aufgenommen zu werden. Beynahe hätte er Le Brun sogleich gebethen, daß er ihn in diese Gesellschaft bringen möchte; er glaubte aber, daß er ihn durch neue Ehrenbezeugungen in seinen Vortheil ziehen müste, damit er diese Bitte desto eher an ihm thun könnte. Le Brun aß seitdem nirgends als bey dem Mediciner, der ihm so viel Freundschaft erwieß, daß man hätte glauben sollen, er könnte nicht ohne ihm leben. Le Brun mahlete, um nicht undankbar zu scheinen, in dem Saale des Mediciners die Faste und Agnus Dei an die Thüre, über die Thür seines Zimmers aber einen Nachttopf, welcher ihm statt eines Zeichens dienen sollte. Er mahlete ihm auch in seine Gallerie den Krieg der Ratten und der Katzen, welches der Mediciner sehr bewunderte. Wenn es sich zutrug, daß Le Brun nicht bey dem Mediciner speisete, welches doch nicht oft geschahe, so sagte er ihm den Morgen darauf, daß er die Nacht bey der Gesellschaft zu gebracht hätte. Und weil ihm die Königinn von Engelland ein wenig verdrüßlich gemacht hätte, so hätte er die Gumedra des grossen Tartar-Chans kommen lassen. Was heißt Gumedra, antwortete der Mediciner? Ich verstehe dieses Wort nicht. Das wundert mich nicht, erwiederte Le Brun; Denn ich habe sagen hören, daß

der

der Bocrat nichts davon meldet. Ihr wollt vielleicht Hypocrat sagen, sagte der Mediciner darauf. Ja ihr habts getroffen, fuhr Le Brun fort. Ich verstehe eure Redensarten eben so wenig, als ihr meine verstehet. Gumedra ist in tartarischer Sprache das, was wir Kaiserin nennen. O das ist eine schöne Frau! wenn ihr sie sehen solltet, ihr würdet alle eure Arzeneyen und Pflaster vergessen. Da nun dieses und verschiedene andere Mährchens, welche er ihm erzählete, die Begierde des Doctors jemehr und mehr anfeuerte, so entschloß sich dieser endlich, ihm sein Herz zu eröffnen, weil er überzeugt war, daß ihn seine Wohlthaten vollkommen in sein Interesse gezogen hätten. Eines Abends also, da er das Licht hielt, da der Mahler an der Schlacht der Ratten und Katzen arbeitete, und niemand als sie beyde da war, so sagte er ihm auf die ernsthafteste Art von der Welt: Weil niemand auf der Welt ist, vor dem ich das thäte, was ich vor euch thun würde, so wundert euch nicht über die Bitte, welche ich als ein guter Freund an euch thue. Seitdem ihr mir von eurer angenehmen Gesellschaft erzählet habet, so habe ich groß Verlangen, auch dabey zu seyn. Wenn ich ja darzu kommen sollte, so haltet mich vor den grösten Narren von der Welt, wenn ich euch nicht die schönste Magd, die ihr jemals gesehen habt, zeige. Ich habe sie vergangenes Jahr gesehen, und muste sie lieben. Ich hatte ihr zwey grosse Bologneser (eine Art von Münze, welche ohngefähr acht Marien = Groschen gilt) geboten, sie zu bewegen, mir einige Gunst zu erzeigen: Ich konnte es aber nicht so weit bringen, daß sie sich dazu entschlossen hätte. Nunmehro bitte ich euch, saget mir doch,

vas ich thun muß, wenn ich in eure berühmte Gesellschaft kommen will, und seyd versichert, daß ihr an mir einen wahren Freund, der euch Ehre machen wird, haben werdet. Ihr sehet, daß ich ein hübscher Mensch bin, und dicke Waden habe: Mein Gesicht ist frisch wie eine Rose, und überdieses bin ich Doctor Medicinä dessen ihr, wie ich glaube, benöthiget seyd. Ich weiß tauseud schöne Sachen, und so gar eine grosse Menge Liederchen. Zur Probe will ich eines singen: und hierauf fieng er an zu singen. Le Brun hätte gar zu gerne lachen mögen; er hielt sich aber doch. Da das Liedchen aus war, so sagte der Mediciner: Nun mein werther Freund, was haltet ihr davon? Ihr singet so vortreflich schöne, antwortete Le Brun, daß nichts darüber ist. Ihr hättet es wohl niemals geglaubet, fieng der Doctor wieder an. Ich weiß wohl noch andere. Mein Vater war, so wie ihr mich ansehet, ein Edelmann, ob er schon auf dem Dorfe wohnete, und von Seiten meiner Mutter, stamme ich aus dem Hanse Vallechio. Kein Mediciner in Florenz hat weder so schöne Bücher, noch so schöne Kleider, als ich. Ich bitte euch also nochmals, es dahin zu bringen, daß ich in eure Gesellschaft kommen kann. Wenn ihr mir das zu Gefallen thut, so will ich euch, ihr möget krank werden, wenn ihr wollet, umsonst gesund machen. Le Brun wollte ihm weis machen, als wenn er eine Ausflucht suchen wollte, und sagte zu ihm: leuchtet ein wenig, ich will euch antworten, wenn ich diesen Ratten werde Schwänze gemahlet haben. Le Brun stellete sich hierauf ganz verwirrt, und sagte, daß er zwar überzeugt wäre, daß er grosse Dinge vor ihm thun würde, da aber auch das, was

ihr

ihr verlanget, sehr wichtig ist, so ist wohl niemand auf der Welt, dem ich dieses so leicht zu Gefallen thäte. Da ich euch aber liebe, und ihr mich mit einer einnehmenden Weisheit darum bittet, so kann ich euch nichts abschlagen. Jedoch muß ich euch sagen, daß mein Ansehen viel geringer ist, als ihr wohl glaubet. Da man aber bey einem so rechtschaffenen Manne, wie ihr seyd, nichts zu befürchten hat, so will ich euch sagen, was ihr thun müsset, wenn ihr in unsre Gesellschaft wollt aufgenommen seyn, und ich glaube, daß ihr mit euren schönen Büchern, und raren Eigenschaften, wovon ihr mir gesaget habet, nicht viel Mühe haben werdet, aufgenommen zu werden. Wir haben in unsrer Gesellschaft jederzeit einen Hauptmann und zwey Räthe, die allemal von sechs zu sechs Monathen verneuert werden. Es ist beschlossen, daß Bulfamaque das ehstens Hauptmann und ich Rath werden soll. Weil nun der Hauptmann viel dabey thun kann, wenn ein neues Mitglied aufgenommen werden soll, so hielte ich davor, daß es eurem Vortheile zuträglich seyn würde, wenn ihr mit dem Bulfamaque Bekanntschaft machtet und durch eure Höflichkeiten auf eure Seite zu bringen suchtet. Er liebt redliche Leute, und wenn er sehen wird, daß ihr so klug seyd, so wird er euch sogleich hochachten. Wenn ihr ihn einmal gewonnen habt, so könnt ihr eure Bitte sicher thun. Er kennet euch schon durch das Gute, welches ich ihm von euch gesaget habe, und er ist sehr geneigt unter die Zahl eurer Freunde aufgenommen zu werden. Wenn dieser Anfang gemacht worden ist, so will ich das übrige gerne über mich nehmen. Das gefällt mir sehr wohl, antwortete der Doctor. Wenn

Bulfa-

Bulfamaque kluge Leute liebt, so wird er mich sobald nicht kennen, als er mir auch nachlaufen wird. Ich bin so klug, daß ich eine ganze Stadt damit versehen könnte, und dennoch genug für mich übrig behielt. Le Brun erzählte alles dieses dem Bulfamaque, der ausser ordentlich ungedultig war, auf Kosten dieses grossen Doctors zu lachen. Der Mediciner, welcher nichts so sehr wünschte, als auf Beute auszugehen, lies den Bulfamaque bitten, daß er ihm die Ehre geben möchte, mit einem kleinen Abendbrodte bey ihm vorlieb zu nehmen. Auf diese Abendmahlzeit folgten andere. Der Doctor tractirte fast alle Tage mit schmackhaften Essen und guten Wein. Die Mahler weigerten sich, so viel als nöthig war; endlich aber liessen sie sich durch das Bitten des Doctors überwinden, und versicherten, daß sie bey einem andern gewiß nicht bleiben würden. Da nun der Mediciner seine Zeit ersehen hatte, so that er an den Bulfamaque eben die Bitte, die er an Le Brun gethan hatte. Jener stellte sich zornig, und sagte diesem tausenderley Scheltworte, indem er ihn anklagte, daß er die Gesellschafft verrathen und ihre Geheimnisse offenbaret hätte. Der Mediciner aber versicherte, daß er es anderswo erfahren hätte, und redete ihm so klüglich zu, daß er seinen Zorn stillete. Man kann es wohl sehen, mein Herr, sagte Bulfamaque zu ihm, daß ihr in Bologna gewesen seyd, und ein Geheimniß zu verwahren wisset. Le Brun hat mir zwar gesagt, daß ihr ein gelehrter Mediciner wäret, er hat mir aber nicht gesagt, daß ihr mit eurer klugen Aufführung und schönen Worten die Herzen so einzunehmen wüßtet. Sehet ihr nun wohl, mein Herr, unterbrach ihn der Doctor, indem er sich

gegen Le Brun wendete, wie viel es zu sagen hat, wenn man mit klugen Leuten umgehet. Hat dieser ehrliche Mann nicht in einem Augenblick den ganzen Umfang meiner grossen Gelehrsamkeit eingesehen? Ihr brauchtet mehr dazu, ehe ihr einsehen konntet, wie hoch ich zu achten sey. Hierauf sagte er zum Bulfamaque, ihr würdet wohl noch anders geredet haben, wenn ihr mich zu Bologna gekennet hättet, da war niemand weder groß noch klein, weder gelehrt noch ungelehrt, dessen Herz ich durch meine schönen Worte, und durch meine grosse Gelehrsamkeit, nicht hätte zu gewinnen gewust. Ich verstund die Kunst zu gefallen so wohl, daß ich niemals redete, ohne daß jederman darüber gelachet hätte, und da ich wegzog, war jederman betrübt darüber. Ich hatte unbeschreibliche Mühe, mich des Bittens zu erwehren, welches man mir that, dazubleiben: man wollte mich zum einzigen Professor Medicinä machen: endlich aber schlug ich alles aus, um hier mein grosses Vermögen zu geniessen. Nu, Bulfamaque, sagte Le Brun hierauf, sehet ihr nun wohl, daß ich euch von der Geschicklichkeit dieses Herrn nicht zu viel gesaget habe. Anjetzo müsset ihr mir zugeben, daß ihr Unrecht hattet, da ihr nicht glauben wolltet, daß kein Mediciner in der Stadt wäre, der sich besser auf den Esels-Urin verstünde, als dieser Herr hier, und daß man seines gleichen bis an die Thore von Lucca nicht finden könnte. Ihr sehet selbst, ob es möglich ist, ihm was abzuschlagen. Ihr habt würklich Recht, mein Herr Le Brun, antwortete der tumme Mediciner, und man kennet mich gewiß noch nicht recht, ich wollte, daß ihr mich sehen solltet, wenn ich bey andern Doctorn bin. Ich habe nicht nöthig, erwiederte Bulfama-

famaque,] euch bey andern Doctorn zu sehen, um zu glauben, daß ihr gelehrter seyd, als ich dachte. Alles, was ich euch sagen kann, ist dieses, daß ich alles mögliche thun werde, daß man euch in unsere Gesellschafft aufnimmt. Dieses Versprechen vermehrete die Ehrenbezeugungen und die Gastereyen, welche der Mediciner dieser Mahler wegen hielte, um ein grosses. Die Thorheiten, welche er sagte, waren vor sie eine Comödie. Sie versprachen ihm, die Gräfin von Civilari (so nennet man zu Florent den Ort, wo allerhand Unreinigkeiten hingefahren werden) zur Frau, welche die schönste wäre, die sich überall befände, wo man niemanden vor sich hinschicken könnte. Wer ist diese Gräfin, fragte der Mediciner? O das ist eine grosse Frau antwortete Bulfamaque, es giebt wenig Häuser, worinne sie nicht einiges Recht hätte. Die ganze Welt ist ihr zinsbar, und bläset ihr zu Ehren auf der Trompete von hinten. Die meiste Zeit ist sie eingeschlossen: wenn sie aber spatziren gehet, so kann man sie weit riechen. Bisweilen gehet sie ins Wasser, sich die Füsse zu waschen: ihr ordentlicher Sitz aber ist das Königreich der Schießhäuser. Nachdem er die Officier der Gräfin beschrieben hatte, so erzählete er ihm von ihren Barons solch Zeug, daß man vor Lachen hätte erstikken mögen, und versicherte ihn nochmals, ihn in die Arme dieser großen Gräfin zu bringen, wenn er nicht das Unglück hätte, daß sein Vorhaben vereitelt würde. Der Doctor war mit dem Bildniß, welches man ihm von der Gräfin gemacht hatte, vollkom̃en zufrieden: noch zufriedner aber war er, als man ihm einige Tage hernach sagte, daß die Gesellschafft willens wäre, ihn aufzunehmen. Der Tag, welcher

vor

vor der Nacht hergieng, da die Versammlung sollt
gehalten werden, behielt der Doctor die Mahler zum
Mittagsessen, und fragte sie, wie er sich dabey aufzu
führen hätte? Bulfamaque sagte zu ihm, daß er erst
lich viel Herzhaftigkeit haben müste, weil er sonste
Hindernisse finden würde, die zu ihrem Schaden gere
chen möchten: Dieserwegen müste er gegen eilf Uhr de
Abends auf dem Kirchhofe auf ein neues Grab treten
und eines seiner schönsten Kleider anziehen, und diese
beydes folgender Ursachen wegen: Erstlich, damit er sich
mit mehrerer Ehre der Gesellschaft zeigen möchte; un
nachgehends auch die Gräfin in ihrer guten vorgefaß
ten Meynung zu erhalten; und weil ihr uns letzthin
sagtet, daß ihr ein Edelmann wäret, so hat sie beschlos-
sen, euch auf ihre Unkosten zum Ritter vom kalten
Wasser schlagen zu lassen. Auf diesem Grabe müs-
set ihr warten, bis man euch ein schwarzes Thier, das
Hörner hat, abzuholen schicket. Dieses wird Sprün-
ge und Capriolen vor euch machen, um euch abzu
schrecken, wenn es aber sehen wird, daß ihr euc
nicht fürchtet, so wird es ganz sachte zu euch ko
men; und hierauf müsset ihr euch, ohne euch zu fürc
ten, und weder Gott noch die Heiligen zu nenne
drauf setzen. So bald ihr drauf seyn werdet, so mü
set ihr eure Hände vor den Leib legen, ohne das Thi
irgendswo anzugreifen, da es euch denn ganz ru
hig zur Versammlung bringen wird. Wenn ihr di
ses unterlasset, so will ich euch zuvor sagen, daß eu
das Thier irgend in einen übeln riechenden Ort we
fen wird. Wenn ihr dahero nicht glaubet Herz
nung zu haben, so würde das beste seyn, wenn i
hier bliebet; denn ihr würdet uns Unglück veru

ch

chen, ohne daß ihr einigen Vortheil davon hättet. Ihr kennet mich noch nicht, antwortete der Mediciner, und ihr urtheilet vielleicht aus meinen Kleidern und Handschuen von mir. Ich habe mein Lebetage wohl hundert Heldenthaten ausgeführet: aber ich will euch nur zwey davon erzählen. Da ich noch zu Bologna war, so ging ich eines Abends mit einigen guten Freunden menscheriren. Da wir so giengen, so kam ein ziemlich artiges Mädchen, die nicht höher als ein Ellbogen war. Sie wollte nicht mitgehen, ich trug sie aber bey den Haaren wohl hundert Schritte weit. Ein andermal gieng ich, da der Zapfenstreich schon geschlagen war, bey dem Kirchhof der Franciscaner-Mönche, ohne mich zu fürchten, vorbey, da ich doch wuste, daß selbigen Tag eine alte Frau darauf war begraben worden. Also habt ihr nichts zu befürchten. Und wenn ich ja einen Fehler an mir habe, so ist es dieser, daß ich zu dreuste bin. Ich werde meinen scharlachenen Rock, worinnen ich zum Doctor gemacht wurde, anziehen, und ihr werdet sehen, daß sich die Gesellschafft recht über mich freuen wird. Wenn man mich nicht gleich zum Hauptmann macht, so werdet ihr sehen, was man zwischen hier und einiger Zeit thun wird. Ich verspreche mir Wunderdinge, weil die Gräfin, da sie mich noch nicht gesehen hat, so sehr in mich verliebet ist, daß sie mich zum Ritter vom kalten Wasser machen will. Aber, fieng Bulfamaque wieder an, machet uns nicht zum Narren und macht, daß ihr da seyd, wenn man nach euch schicken wird. Ich sage euch dieses darum, weil es kalt ist, und die Herren Mediciner nicht gerne frieren.

Ha, so einer bin ich nicht, antwortete der Doctor, schlaft nur ruhig, ich werde mich gewiß einstellen.

Da die Mahler weg waren, so machte der Doctor, da er sahe, daß es Nacht wurde, seiner Frau weiß, daß er nöthige Verrichtungen zu besorgen hätte; nahm seinen schönen Rock, und verfügte sich auf das Grab, wovon man ihm gesaget hatte, wo er das Thier, weil es kalt war, mit Ungedult erwartete. Bulfamaque, welcher groß und geschickt vom Leibe war, schaffte sich eine Maske an, nahm einen Rock, der mit schwarzen Pelz gefüttert war, und kehrete ihn um, worinne er einem Bäre ziemlich ähnlich war. Ueberdieses hatte die Maske Hörner und eine Figur des Teufels. In diesem Aufzuge gieng er mit Le Brun, der die Comödie auch mit ansehen wollte, an den Ort, wo sich der Doctor befand. Da er ihn sahe, so machte er ein entsetzliches Geheule, und wunderbare Sprünge. Nun schauerte dem Mediciner die Haut, und wäre lieber in seinem Bette gewesen. Dennoch aber behielt die Begierde, die Wunderdinge, wovon man ihm gesagt hatte, zu sehen, über seine Furcht die Oberhand. Da Bulfamaque einige Zeit herum gesprungen war, so gieng er ganz sachte an das Grab, der Mediciner wuste nicht, ob er sich aufsetzen sollte, oder nicht. Weil er aber befürchtete, es möchte ihm schlim gehen, wenn er sich nicht aufsetzte, so vertrieb die letzte Furcht die erste, und machte, daß er sich ganz sachte auf das Thier setzte, indem er dabey sagte, Gott begleite mich! Er legte seine Hände vor den Leib, wie man ihm gesagt hatte, und Bulfamaque nahm unvermerkt den Weg nach einem Graben, wo man alle Unreinigkeit hinein warf, und unter andern auch den Ueberfluß der Gräfin, die man dem

Doctor

Doctor versprochen hatte. Da er nun seine Zeit ersahe, so näherte er sich dem Graben, und warf seinen Reuter hinein, daß der Kopf unten kam. Hierauf sprang und hüpfete er von neuen, und gieng zu Le Brun, welcher auf ihn wartete, und sich hatte entfernen müssen, weil er sich des Lachens nicht enthalten konnte, und sahen beyde zu, wie sich ihr beschissener Mediciner heraus helfen würde. Da dieser arme Teufel sahe, daß er an einem so abscheulichen Orte war, so wendete er alle Kräfte an, wieder heraus zu kommen, und da er bald auf diese bald auf jene Seite fiel, so wurde er dermassen voll Koth, daß man ihn fast nicht kannte, und kam endlich, da er etliche Drachmas voller dreckichten Materie verschluckt hatte, wieder heraus. Er nahm die Hände und machte den Dreck damit ab, weil er nichts anders bey der Hand hatte, und gieng ohne Hut und voller Verdruß wieder nach Hause. Da er lange genug geklopfet hatte, so wurde ihm endlich aufgemacht, und da er hinein war, kamen Le Brun und Bulfamaque an die Thüre, um zu hören, wie ihn seine Frau aufnehmen würde. Hier höreten sie nun, daß sie ihm die schimpflichsten Reden, welche der ärgste Bösewicht kaum verdiente, sagete. Das ist euch recht, sagte sie: ihr wolltet gewiß eine Hure besuchen, und habt euch deswegen so sauber angezogen. Solltet ihr mit so einer Frau, wie ich bin, nicht zufrieden seyn? Ihr seyd ein schöner Dreck-Mediciner, ihr habt eine ehrliche Frau, und geht zu Huren. Und diese Music währete bis nach Mitternacht, denn so lange dauerte es, bis der Mediciner von seinem Drecke wieder gesaubert war. Den Morgen darauf giengen die beyden Mahler, da sie den Leib zuvor bläulicht gemah-

let

let hatten, gleich als wenn sie wären geschlagen worden, zu ihrem Mediciner. So bald sie der Doctor sahe, so gieng er ihnen, wie gewöhnlich, entgegen, sie stellten sich aber, als wenn sie entsetzlich zornig wären, und beschuldigten ihm einer Untreue, weil sie seinetwegen entsetzlich wären geschlagen worden, ohne zu gedenken, daß man sie aus der Gesellschaft hätte stossen wollen, und damit sie zeigen möchten, daß das, was sie sagten, wahr wäre, so liessen sie ihm ihre blossen Leiber sehen. Der Mediciner wollte sich entschuldigen, und mit ihnen von dem stinkenden Orte, worein er war geworfen worden, reden: Bulfamaque aber unterbrach ihn, und sagte, daß er wollte, daß er oben von der Brücke wäre herunter geworfen worden. Zum Teufel, fuhr er fort, warum habt ihr euch dem lieben Gott und seinen Heiligen empfohlen? Haben wirs euch nicht verboten, das soll das erste und das letztemal seyn, daß man uns auf so eine Art hintergeht. Der Doctor brachte grosse Entschuldigungen vor, und bath sie, daß sie die Sache verschweigen möchten: um sie nun desto eher dahin zu vermögen, so erzeigte er ihnen mehr Ehre und Höflichkeit, als er jemals gethan hatte.

Ende.



